

Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

64197 A

MA 9 - SD 25 - 13,5 - 925 - 117048 - 22

Minna Kautsky

Helene

Wiener Stadt-Bibliothek.

64197 A

197

Helene

Roman in drei Büchern

von

Minna Kautzky



Stuttgart

Verlag von J. H. W. Dietz

1894

24.95599



Druck von J. G. W. Diez in Stuttgart.

Erstes Buch.

I.

Sonnenschein im März! Wie da im Menschen das sehnsüchtige Verlangen emporquillt nach Luft und Licht; wie er der dumpfen Stube entrinnen möchte, um in der Natur mit fröhlichen Augen nach den ersten Zeichen zu spähen des wiedererwachenden Lebens!

Aber in den großen Zentren des städtischen Lebens sind die Massen an die Arbeit gebannt, noch lange nachdem die Sonne gesunken ist, und die Müßiggeher haben es in gewohnter Trägheit vorziehen gelernt, das hauptstädtische Pflaster nicht zu verlassen und ihren Frühlingssonnenschein in aller Ordnung und Disziplin unter dem Aufwande der neuesten Toiletten zu genießen.

An einem solchen Nachmittage des Vorfrühlings entwickelte sich denn auch der Corso in der Maximilianstraße in München lebhafter als sonst.

Der Menschenstrom hatte sich getheilt, und während seines regelmäßigen Auf- und Niederfluthens wurden Blicke und Grüße getauscht; da ein rasches Wort, dort ein Händedruck, um sich schon im nächsten Augenblick, dem allgemeinen Zuge gehorchend, wieder zu trennen.

Man plauderte, lachte, kritisirte sich gegenseitig. Scharfzüngiger Spott und selbst niedere Verleumdung trafen oftmals Diejenigen, denen man soeben vertraulich zugelächelt, oder die man mit einem tiefen Neigen begrüßt hatte.

Diese Menschen verband kaum ein sympathischer Zug, und doch konnten sie nicht voneinander loskommen.

Der soziale Trieb war hier künstlich bis zum Uebermaße gesteigert. Keiner vermochte sich allein zu vergnügen; er bedurfte äußerer Reizmittel, und er mußte seine Persönlichkeit unaufhörlich an Anderen messen, diese nach Möglichkeit herabdrücken, um sich in seiner Bedeutung zu erkennen und in seiner Ueberlegenheit zu schwelgen.

Zwei junge Männer, die plaudernd nebeneinander her gingen, hielten sich ein wenig außerhalb des Stromes.

Sie gehörten zur Elite der Gesellschaft und besaßen jene vornehme Bescheidenheit, die es vermeidet, sich mit Anderen in eine Reihe zu stellen, um so, von vornherein, hors concours zu bleiben.

Sie waren Beide von jener bewußten Distinktion und Sicherheit in der Haltung, die eine bevorzugte Lebensstellung verleiht.

Der Ältere, blond, von hohem Wuchs, mit einem interessanten, nervösen Zug im Gesichte, dem ein wohlgepflegter Vollbart wohl zu Statte kam, war der Legationssekretär Baron Morre.

Er rauchte langsam seine Zigarre, wie ein Gourmand, während er die Augen zusammenkniff und dem Geplauder seines Freundes mit einem mehr höflichen als theilnehmenden Interesse zu folgen schien. Und doch schien Erich Hartmann, Doktor sämtlicher Rechte, daselbe wohl zu verdienen.

Dieser besaß nicht allein das einnehmendste Aeußere, eine den Weibern geradezu gefährliche Schönheit, die große, stets anwachsende Zahl seiner Freunde rühmte auch seinen Charakter.

Er war großmüthig, freigebig und verschwiegen.

Er selbst nannte sich einen Idealisten und guten Kerl, und man wußte in der That, daß er von den privilegierten Spaßmachern, die ihn umdrängten, vielfach angegangen und ausgebeutet worden war, ohne daß seine gute Laune darunter gelitten hätte.

Er besaß ein liebenswürdiges Naturell und jung, voll Lebensfreudigkeit, lechzend nach Genuß, war er stets bereit, seiner Begehrlichkeit und seinem Vergnügen neue Opfer zu bringen.

Aber er behauptete dem, was ihn reizte und ergözte, auch ein seelisches Interesse abzugewinnen. Die Erfahrungen, die er

auf diese Weise sammelte, sollten seinen Horizont erweitern und ihn, wenn er auch ein unverbesserlicher Idealist war und bleiben wollte, zugleich von manchen gefährlichen Illusionen befreien.

Kurz, auch er befolgte die Pädagogik der höheren Klassen, jede ihrer Jugendthorheiten als Forschungs- und Bildungsmittel in Anschlag zu bringen.

Die Kosten dieser Erziehung hatten sein allerdings nicht bedeutendes Vermögen stark zusammenschmelzen lassen. Aber er besaß eine enorm reiche Tante, die ihn anbetete und ihn bereits zu ihrem Haupterben eingesetzt hatte. Sie bewohnte ein Landhaus in der Umgebung Münchens, wohin sie sich, um ihre schwankende Gesundheit zu stützen, zurückgezogen hatte. Leider hatte sich ihr Zustand in den letzten Monaten bedenklich verschlimmert, und so drang der dortige sie behandelnde Arzt energisch darauf, daß sie seiner weiteren Behandlung nicht mehr entzogen würde, was auch ihren Erben einleuchtend erschien.

Erich besuchte sie, so oft er für einen Tag Urlaub bekommen konnte, was in seiner Stellung als Volontär im Ministerium nicht allzu schwer war.

Er hatte die Beamtenlaufbahn eingeschlagen und sich dem Staatsdienste zugewendet, wie es in neuester Zeit Diejenigen mit Vorliebe thun, die einige Jahre auf jedes Gehalt verzichten können, wohl wissend, daß man nachher um so raschere Karriere mache, vorausgesetzt, daß man zugleich die nöthige Protektion besitze.

Demgemäß kosteten auch Hartmann's bisherige Dienste dem Staate nichts als die Tinte, die er verschrieb; und das jährliche Fixum, das ihm dafür ausgeworfen war, wurde für ihn und seine Freunde der Gegenstand des übermüthigsten Spottes. Wußten sie doch Alle, daß ihm ein bedeutender Posten über den Köpfen vieler Anderer hinweg gesichert sei.

In dem Augenblick kam Ministerialrath v. Vermina, seine um Vieles jüngere Gattin am Arme führend, an ihnen vorüber.

Doktor Hartmann grüßte tief und respektvoll.

Morre's scharf analgsirende Augen folgten der Dame, die ganz in Schwarz gekleidet war und sehr vornehm ausseh.

„Ein prachtvolles Weib!“ sagte er, die Augen noch mehr zusammenkneifend, mit einem verstohlenen Blick nach Hartmann.

„Eine vollkommene Frau — verehrungswürdig“, entgegnete dieser, ohne mit den Wimpern zu zucken, im Tone einer warmen aber respektvollen Huldigung, so daß Morre das Wort, das sich auf seine spöttisch geschwungenen Lippen drängte, rasch unterdrückte und nur die kühle Bemerkung von sich gab: „Du bist in dem Hause persona grata? — oder gratissima?“

„Ich bin Herrn v. Vermina durch meine Tante empfohlen.“

„Dem künftigen Ministerialdirektor, willst Du sagen.“

Hartmann bejahte lächelnd: „Ganz recht, man spricht von seiner nahen Ernennung.“

Morre neigte vor Hartmann sein Haupt:

„Ich gratulire. Aber Du willst ihnen vielleicht nachgehen, genire Dich nicht.“

„Nicht doch. Ich werde den ganzen Abend mit ihnen beisammen sein. Erst in der Oper —“

„Man giebt Fidelio, zu Ehren der hier zum Kongreß versammelten Landwirthe — leider muß ich auch dahin, da ich einem dieser ländlichen Wirthe und Schnapsbrenner die Honneurs zu machen habe.“

„Gut. Und nach der Vorstellung giebt ihnen Vermina ein Bankett; da kommst Du doch auch? Ich werde Dich Frau v. Vermina vorstellen, sie hat schon von Dir gehört.“

Morre verbeugte sich ironisch.

„Ich danke Dir, aber meine Schwester, Frau Gebhart, die eine Pensionsfreundin von ihr ist, hat mich für diese Ehre bereits in Aussicht genommen und —“ er zuckte die Achseln, „ich darf ihr die Freude nicht verderben.“

Sie waren an der Ecke der Kanalgasse angelangt.

Morre warf die herabgebrannte Zigarre bei Seite.

„Ich gehe ins Opern-Café, ich möchte noch eine Partie Karambole spielen — kommst Du mit?“

„Unmöglich.“

„Dann Adieu.“

Schon hatte Morre die Schwenkung vollzogen, als die an der Ecke angebrachte Aushängetafel eines Photographen seine Aufmerksamkeit fesselte. Er blieb davor stehen und betrachtete aufmerksam das Bild eines jungen Mädchens, das, in großem Format gehalten, die Mitte der Tafel einnahm.

Im nächsten Augenblick war Hartmann wieder an seiner Seite.

„Etwas Neues, wie?“ fragte er in sicherer Witterung des Gebotenen.

„Netter Kerl!“ murmelte Morre.

„Ah, wirklich reizend!“ rief Hartmann, der, beide Hände in die Taschen steckend, noch näher herantrat, um sich in den Anblick tiefer zu versenken.

Es waren kundige, lüsterne Augen, die auf diesem lieblichen Gesichtchen ruhten und jede Linie dieses erblühenden Körpers verfolgten. Es waren die Augen von Männern, die durch die Heimlichkeit ihrer geschlechtlichen Beziehungen die Sitte zu wahren glauben, aber zugleich jedes Weib als eine Beute ansehen, die zu gewinnen ist, sobald nur die eigene Liebesflamme so hoch empor schlägt, daß sie einigen Mühen sich noch gewachsen erweist.

„Sehr jung“, bemerkte Morre, „das blickt noch so frisch aus den großen Augen heraus, fast knabenhaft.“

Griech schüttelte den Kopf und mit dem Zeigefinger die Umrisse der Brust nachzeichnend: „Das formt sich schon, wenn auch Alles noch zart und knospend ist. Sieh nur, die feingeschwungene Linie des Halses, und wie tief sich das Haar ins Genick herab kräufelt — wirklich entzückend!“

„Wüstling, da schwelgt er in Sinnenlust“, spöttelte Morre, „komm, Du wirst Dich doch nicht in diese Photographie vergaffen wollen.“

„Ich möchte nur wissen —“

„Wer sie ist, diese Kleine? Nun, das dürfte vielleicht zu erfahren sein. . . . Indes —“ Morre zog seine Uhr, „es ist halb sechs und meine Karambole-Partie —“

„Schon so spät!“ rief Hartmann, mit einem Ruck sich wendend, „und ich habe noch ein Bouquet zu besorgen und mich umzukleiden.“

„Adieu also.“

Die Freunde trennten sich rasch.

Die Leonoren-Duvertüre war zu Ende, als Frau v. Vermina ihre Loge betrat, gefolgt von Hartmann und ihrem Gatten.

Einen Augenblick stand sie aufrecht, gegen die Brüstung gelehnt, mit raschem Auge den Saal überblickend, der heute durch die Anzahl und die Festtoilette seiner Besucher den Anblick eines *théâtre paré* bot. Ehe sie Platz nahm, hatte auch sie dem Publikum hinlänglich Gelegenheit geboten, sich an ihrer blendenden Schönheit und herrlich sitzenden Robe zu weiden.

Sie war ganz in Weiß gekleidet; ein schwerer, matter Seidenstoff schmiegte sich eng, ohne jeden Puz, an ihren vollen Körper. Ihr Haar war sehr lichtblond und umgab in einem stark verwirrten aber lieblichen Gefräusel ihre Stirne, während es nach rückwärts glatt und glänzend in einem einfachen Knoten tief in den in einem zarten Inkarnat schimmernden Nacken hinabreichte.

Und hell wie diese ganze Gestalt war auch der Ausdruck ihres Gesichtes, das freundlich lächelnd die kleinen Aufmerksamkeiten entgegennahm, mit denen sich Hartmann um sie bemühte. Und jetzt entfaltete sie den großen Fächer aus weißen Straußenfedern, den reichen zitternden Flaum an sich pressend, daß er sie wolken gleich bis an den Hals verhüllte.

Es lag eine reizende Koketterie in ihrem Wesen, jener moderne Zauber, wo die berechnende Kunst wieder den glücklichen Ausdruck einfacher Natürlichkeit gefunden hat.

Jung-Hartmann saß stolz und glücklich an ihrer Seite, er wußte, daß ihn mehr als Einer darum beneidete.

Der Gatte im schwarzen Kleide, tabellos und vornehm in seiner Haltung, mit einem haarlosen Kopf und einem gescheiterten, blutleeren Gesicht, bildete einen starken Kontrast zu den Weiden.

Ministerialrath v. Vermina war einer der fähigsten und geschicktesten Beamten des Ministeriums und zugleich einer der eingeweihtesten, die um all die geheimen Abmachungen zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten wußten, die damals, im Jahre 1875, im Gange waren und dem Lande erst später zur Kenntniß kommen sollten.

Aber nicht nur die hohe Politik, auch die Tagesereignisse, nicht nur die äußeren, auch die inneren Fragen beschäftigten seinen Geist.

Der Schluß des Landtages war vor der Thür. Die sechs-jährige Legislaturperiode war abgelaufen und die Neuwahlen für das Abgeordnetenhaus mußten vorgenommen werden.

Eine ungeheure Agitation hatte Platz gegriffen. Merikale und Liberale bekämpften sich mit allen Waffen und Vermina war bei dem Kampfe nicht unbetheiligt.

Dieser Kongreß der Landwirthe, die zugleich Wähler waren, bot ihm Gelegenheit für allerlei Intriguen, die er geschickt einzufädeln gedachte, und er lehnte sich in sein Fauteuil zurück, ließ die herrlichen Melodien sein Ohr umschmeicheln und Schwarze und Rothe dazu ihren Reigen tanzen.

Von Zeit zu Zeit wendete seine Frau sich ihm zu, um ihm ein Wort zuzusüßeln und einen zärtlichen Blick zu schenken.

Er nickte zerstreut. Als nach dem ersten Akt der Vorhang gefallen war, wandte sich seine Frau ganz nach ihm um. Nach ihrer Lebhaftigkeit und dem Blitzen ihrer Augen zu urtheilen, hätte man glauben müssen, daß sie ihm, Gott weiß was, Wichtiges und Zärtliches zu sagen hatte, aber es war nur ein nichts-sagendes Geplauder, das ihn unsäglich langweilte und das er mit einer lächelnden Grimasse beantwortete.

Hartmann hatte sein Opernglas genommen und begann das Auditorium zu mustern. Bald hatte ein Gegenstand seine Aufmerksamkeit gefesselt und er begann ihn genauer ins Auge zu fassen.

War es möglich! Den jugendlichen Mädchenkopf, der ihn in der Photographie entzückte, glaubte er hier in aller Lebendigkeit vor sich zu sehen. Er täuschte sich nicht; das war wirklich das kleine reizende Ding, und diese Gewißheit erfüllte ihn mit unbeschreiblichem Vergnügen.

Sie saß im ersten Range neben zwei älteren Damen, gehörte also offenbar den besseren Kreisen an, sicher den wohlhabenden.

Sie trug auch das Köpfchen hoch und frei und ihre Haltung war sicher und unbefangen.

Er fixirte sie durch sein Glas, bemüht, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; es wollte ihm jedoch nicht gelingen.

Sie blickte wohl einige Male gerade zu ihm hinüber, ohne von ihm irgend welche Notiz zu nehmen, als wenn er Luft wäre.

War sie denn blind, oder so stumpfsinnig, daß sie diese schmeichelhafte Auszeichnung nicht bemerkte?

Als aber jetzt die Leonoren-Duvertüre Nr. 2 begann, durchfuhr diesen jungen Körper ein Beben, dann saß sie wieder unbeweglich und lauschte. Und nun begann etwas Seltsames in ihr vorzugehen; ihre Wangen brannten höher, ihr Mund öffnete sich leicht, wie bei starkem Herzschlag, und aus den wunderschönen und sprechenden Augen dieses Kindes strahlte das Feuer innerlicher Begeisterung.

Dieser Ausdruck war für Erich ebenso neu als fesselnd.

„Ich wußte es ja“, sagte er gleichsam triumphirend zu sich selbst, „das ist kein Kind mehr, da ist schon Temperament und Leidenschaft vorhanden.“

Er athmete tiefer auf, unter den angenehmen Vorstellungen, die ihn erregten.

Ueber dieser starken Wirkung aus der Ferne hatte er seine Nachbarin fast vergessen, als ein leises Richern hinter ihrem wehenden Fächer ihm ihre Nähe in Erinnerung brachte.

„Was haben Sie?“ fragte er leise.

„Meine Augen folgten den Ihrigen und — hihi, sie sind wirklich höchst ergötzlich?“

„Ergötzlich, wer?“

„Nun, die Damen da drüben auf den geschenkten Sigen.“

„Geschenkt, wieso?“ fragte er betroffen und einigermaßen geärgert.

„Sie werden sie doch nicht für Habitués halten, diese Damen mit den rothen Gesichtern und rothen Schleifen? Sie wirken wahrhaft grotesk . . . haben Sie bemerkt, daß sie große Stücke Kuchen auf ihrem Schooße geborgen halten — sie naschen immer verstohlen davon, bald die Eine, bald die Andere . . .“ Und Frau v. Vermina preßte ihr Spizentuch an den Mund, um nicht laut herauszulachen.

„Es scheint eine Gutsbesitzers-Familie vom Lande zu sein“, sagte Erich gereizt.

„Die, bewahre. Das ist die Sorte von Leuten, die man in unseren Biergärten findet“, entgegnete sie in einem so malitösen Ton, als wolle sie ihn damit selbst verletzen.

Er biß sich auf die Lippen, aber als er sich ihr entgegenneigte, hatte er sein anmuthiges Lächeln wieder gewonnen.

„Meiner Tren, gnädige Frau, ich habe die Prosa von rechts und links gar nicht bemerkt und nur Augen gehabt für die lebendig gewordene Poesie in der Mitte.“

Sie antwortete ihm nicht, aber an dem Wehen ihres Fächers errieth er ihre nervöse Gereiztheit.

Dies that ihm wohl; er erkannte aufs Neue daraus ihre Wehrlosigkeit und seine Macht.

Im folgenden Zwischenakt traten einige Herren in die Loge; Erich ersah die Gelegenheit und entschlüpfte.

In dem großen säulenverzierten Vestibule kam Morre lachend auf ihn zu.

„Nun, was sagst Du zu diesem Zufall?“

„Sie ist es, nicht wahr?“ fragte Erich lebhaft, ihn am Arme fassend.

„Da giebt's keinen Zweifel!“

„Schade, daß ihre Umgebung so — was sind das doch für Leute?“

„Höchst respectable, denke ich.“

„Nun ja, aber sonst?“

„Was kümmerts Dich? — Du scheinst ganz erpicht auf die Kleine.“

„Sie ist hübsch genug, um meine Neugier zu rechtfertigen — aber ich werde sie zu befriedigen wissen.“

„Wie so?“

„Nichts leichter als das — wenn man über eine Photographie Auskunft wünscht, geht man zum Photographen.“

„Hört, hört!“ rief Morre, dann mit seinem malitösesten Lächeln sich ihm zuneigend: „Ich bin schon dort gewesen.“

„Sapristi, und was hast Du erfahren?“

Morre weidete sich einen Augenblick an der brennenden Neugierde seines Freundes, dann sagte er gleichmüthig:

„Nicht viel.“

„Aber doch?“

„Das Bild war ihm von — auswärts gekommen — zugleich mit dem einiger Kongreßmitglieder.“

„Aha, da habe ich doch Recht gehabt“, rief Erich und erzählte dem Freunde triumphirend, daß, als er die Kleine bemerkt hatte, seine Meinung sofort dahin ging, sie müsse einer Gutsbesitzerfamilie angehören, die zum Kongreß hierher gekommen war.

Die Möglichkeit, ihr bei den Festen zu begegnen, die zu Ehren der Kongreßmitglieder veranstaltet würden, lag für ihn nahe, aber er hütete sich, diese Hoffnung laut werden zu lassen. Das offenbare Interesse, das Morre dem Mädchen entgegenbrachte, machte ihn diesem gegenüber behutsam und ein wenig falsch.

Die Oper hatte ihren Fortgang genommen und die Freunde trennten sich, um in den Saal zurückzukehren. Aber Morre's fauertöpfische Miene wich, sobald ihn Erich verlassen hatte, dem Ausdrücke einer spöttischen Lustigkeit; der ihn zu täuschen glaubte, war der Getäuschte.

Morre war über die hübsche Kleine und die Verhältnisse, in denen sie lebte, bereits auf das Genaueste unterrichtet, der Photograph hatte mehr als die Adresse gewußt.

Er kannte die Familie Röder persönlich und Mutter und Tochter waren in sein Atelier gekommen, da er versprochen hatte, die Beiden umsonst zu photographiren.

Daß der Patron das junge Mädchen öffentlich ausstellte, war allerdings eine Indiskretion gewesen. Aber prangen denn nicht die Damen der besten Gesellschaft in allen Schaufenstern? Und Helene Röder war nur die Tochter eines Subalternbeamten, für den eine heranwachsende Tochter stets eine Verlegenheit bildet.

Würde das Mädel auf diese Weise an den Mann gebracht, müßte das für den armen Teufel von Vater, der seit zehn Jahren nicht avancirte, ein wahrer Segen sein.

Auf diese Argumentation hin, den löblichen Zweck im Auge, war der Edle erbötig, Alles zu thun, was Baron Morre von ihm verlangte.

Er entfernte das Bild des Mädchens aus dem Schaufenster und versprach, weitere Nachfragen unbeantwortet zu lassen.

II.

Ein kleiner Beamter — ein Vorbild der Mäßigkeit. Es ist, als ob die Regierungen an ihren eigenen Dienern erhärten wollten, wie wenig ein treuer Unterthan und guter Arbeiter zum Leben braucht.

Auch Joachim Röder, obgleich er bereits fünfundzwanzig Jahre dem Staate diente, zählte noch immer zu diesen Musterknaben. Er wohnte in der Lagerstraße in einem alten Hause mit dunkler Treppe und dunklem Korridor und hatte mit Frau und Tochter und zwei halbwüchßigen Jungen zwei kleine Stuben inne, die schlicht und altmodisch eingerichtet waren und von denen die eine dem Vater, sobald er aus dem Bureau nach Hause kam, ausschließlich eingeräumt wurde.

Röder war nicht mehr jung gewesen, als er sich entschloß, ein Weib zu nehmen, und er blieb auch nach seiner Verheirathung der verschlossene, grämliche Geselle, der sich in seiner Isolirtheit gefiel. Sein Schrank, sein Schreibtisch, seine Bücher waren für die Familie geheiligte Dinge, die auch als solche respektirt wurden. Er theilte den Mittagstisch mit den Seinen, aber darauf beschränkte sich so ziemlich der ganze Verkehr mit denselben. Sobald er gespeist hatte, begab er sich auf seine Stube, um sich selbst anzugehören, und Niemand durfte es wagen, ihn dort zu stören.

So war er es gewohnt, so war es immer gewesen.

Seine Eltern waren biedere Kleinbürger gewesen, denen der „studirte“ Sohn den höchsten Respekt einflößte und die zu ihm wie zu einem höheren Wesen emporsahen. Zwischen ihm und seiner Frau hatte sich ein ähnliches Verhältniß herausgebildet.

Er hatte einst von einer ihm gleichstehenden Lebensgefährtin geträumt, ausgezeichnet durch Feinheit und Bildung, aber dieser Wunsch war ihm unerfüllt geblieben, wie so viele andere.

Seine Elise gehörte zu jenen guten, beschränkten Seelen, die, wenn sie wirklich einmal Dinge und Verhältnisse in das Bereich ihrer Gedanken ziehen, diese nur oberflächlich zu streifen vermögen.

Sie wußte sich's nicht zu deuten, wieso es kam, daß ihr Mann, der ihrer Meinung nach mehr wußte als der Minister selbst, in seiner Subalternstellung verblieb, während junge Gelfschnäbel weit rascher vorwärts kamen. Sie machte seine Bescheidenheit dafür verantwortlich, die ihn antrieb, sein Licht beständig unter den Scheffel zu stellen, und hielt mit ihren Ermahnungen und wohlgemeinten Vorwürfen nicht zurück.

Sie sah es nicht, wie tief er unter den Demüthigungen und Ungerechtigkeiten litt, die er Jahr aus, Jahr ein zu erdulden hatte, sie hatte keine Ahnung, wie sie ihn innerlich aufbrachten und erbitterten und ihm die Augen schärften für die zahllosen Mißstände in Staat und Gesellschaft und die überhandnehmende Korruption.

Aber da sie nichts von dem begriff, was ihn bewegte und innerlich beschäftigte, achtete er sie gering; er drückte sie immer tiefer herab und degradirte sie selbst vor den Kindern. Zwischen diesen Ehegatten gab es denn nichts Gemeinsames als die Sorge um das tägliche Brod, und kein anderes Behagen, als es gemeinschaftlich mit ihren Kindern zu verzehren. Röder besaß im Allgemeinen eine geringe Meinung von den Frauen, und wie das Männern häufig passirt, die eine einfältige Frau ihr eigen nennen, erschien ihm jede Albernheit der feinigen, jede ihrer Schwächen als bezeichnend für das ganze Geschlecht und er sprach stets nur im Plural von „diesen Weibern“.

So kam es, daß Röder das Kostbarste, mit dem ihn das Schicksal bedachte, nicht zu würdigen wußte, und daß derselbe Mann, der grollend klagte, daß er nicht erkannt und verstanden wurde, verständnißlos an seinem eigenen Kinde, seinem Töchterchen, vorbeiging.

Er liebte sie ja, ganz natürlich; aber warum sollte ihr eine höhere Berücksichtigung zu Theil werden, als ein weibliches Wesen verdient? Und so war ihre Erziehung so ungeschickt und ungenügend, so ganz verfehlt nach jeder Richtung hin, wie die der meisten Mädchen des Bürgerstandes.

Sie hatte frühzeitig Proben eines lebhaften Geistes abgelegt und eine entschiedene Fähigkeit, sich fremde Sprachen anzueignen, bekundet, die er geneigt war, als Vererbung von seiner Seite anzuerkennen. Er selbst hatte zu Ende der sechziger Jahre, als die russische Literatur die Aufmerksamkeit des gebildeten Westens in ungewöhnlichem Grade erregte, angefangen russisch zu lernen. Uebersetzungen in dieser Sprache wurden damals gut honorirt und er durfte hoffen, sich dadurch einen Nebenverdienst zu sichern, ohne den er nicht mehr auszukommen vermochte.

Als die Kleine so großes Interesse für die fremden Buchstaben zeigte und sie kennen lernen wollte, hatte er in einer willfährigen Stunde angefangen, sie ihr zu erklären.

Ihre rasche Auffassung machte ihm Spaß; er setzte die Lektionen fort, bei denen er selbst lernte, und bald war Helene so weit, dem Papa sein Pensum abfragen zu können, das sie selbst immer schon auswendig wußte. Wohl war ihm einmal der Gedanke gekommen, sie als Hilfsarbeiterin bei seinen Uebersetzungen zu verwenden und so eine Mitverdienende zu gewinnen, aber bald verwarf er ihn wieder. Das weibliche Federvieh war ihm verhaßt, seine Vene sollte nicht dazu zählen; überdies war ihm das Lehramt bald lästig geworden, und als eine Erkrankung seiner Tochter eine Unterbrechung ihrer Sprachstudien herbeiführte, wurden sie nicht wieder aufgenommen. Der Vater hatte inzwischen mit Vergnügen bemerkt, daß seine Vene hübsch war und immer lieblicher wurde, und obgleich er tief darunter gelitten, daß er in seinem Weibe nur das Weibchen gefunden, dachte er bei seiner Tochter doch nur an eine Entwicklung in diesem Sinne.

Die wird den Männern schon in die Augen stechen und Anwerth finden, dachte er, aber die Werbung sollte — und darin gipfelte sein sittliches Gefühl — zu einer geseglichen, unauflös-

lichen Verbindung führen. Je eher sie unter die Haube kam, um so lieber sollte es ihm sein, denn er konnte sterben oder ihn sonst etwas treffen. Um die Jungen war ihm nicht bange, nur um das Mädel. Es bleibt etwas Schreckliches für einen Vater, so ein armes Ding allein zurück zu lassen in einer verdorbenen Welt.

Und wenn Vene, seiner Meinung nach, auch zehnmal gescheiteter als ihre Mutter war, ohne männliche Stütze würde sie sich niemals zurecht finden, denn „Weib bleibt Weib“, pflegte er zu sagen, „und das besitzt keine Erfahrung, keinen Muth und überhaupt kein logisches Denken.“

Und dieser gute Mann und logische Denker that sein Möglichstes, um diese Fähigkeiten, wären sie auch vorhanden gewesen, im Keime zu ersticken, um so sein Kind der Gefahr gegenüber, die er kannte und fürchtete, in seiner ganzen Wehrlosigkeit zu erhalten.

So ward auch Vene in die landläufigen Formen hineingezwängt und absichtlich in jener Unwissenheit und Unerfahrenheit großgezogen, die bei der Jungfrau dem Manne so reizend erscheinen und dem Ideal entsprechen, das er nach seinen Wünschen sich selbst geformt hat. Sie erschien rührend in ihrer Unschuld, unaufgeklärt über alle Beziehungen des sozialen Lebens und gänzlich unwissend über diejenigen des Weibes zum Manne.

Unbekümmert, in fröhlicher Gedankenlosigkeit wuchs sie empor. So erschien sie dem Vater liebenswerth und bequem, so würde sie es auch dem Gatten sein.

Sie war frühzeitig aus der Schule genommen worden, damit sie nicht durch den Umgang mit anderen Mädchen verdorben werde. Die Mutter meinte, der Vater, der so furchtbar viel wisse und gelernt habe, werde sich's angelegen sein lassen, ihr die sogenannte höhere Bildung beizubringen. Der Vater aber schob sie der Mutter zu.

An ihr sei es, das Mädchen, das bisher wie ein Knabe gelebt habe, mit ihren weiblichen Berufspflichten bekannt zu machen.

Aber Frau Röder war viel zu ungeduldig und konfus, um eine gute Lehrmeisterin abzugeben.

Sie arbeitete unermüdlich vom Morgen bis in die Nacht, aber planlos und ohne Verständniß.

Sie vermochte nichts zu erklären oder anzuordnen, grau blieb ihr die Theorie, aber ebensowenig verstand sie es, ihr Töchterchen praktisch heranzubilden.

„Ghe ich Der jeden Handgriff erst lange zeige, mache ich's lieber gleich selbst“, pflegte sie zu sagen. „Ich halte mich nur unnütz auf, und schließlich kann ich, was sie zusammenpfuscht, nicht einmal brauchen.“

So wurde, was immer die Kleine anrührte, ihr von der ungeduldigen Mutter wieder aus der Hand gerissen. Nein, da zusehen, wenn sich Eine so ungeschickt anstellte, das war ihr nicht gegeben.

Die Frau hatte auch ihren Dünkel und es kitzelte ihre Eitelkeit, ihr Töchterchen einzuschüchtern, um ihr ihre Unfähigkeit in Dingen, in denen sie selbst erzellirte, recht fühlbar zu machen.

Aber Lene grämte sich darüber nicht allzusehr. Sie überließ der Mutter die Arbeit und begnügte sich, in aller Herzens-Frohlichkeit das Unnütze zu thun oder gar nichts.

Immer blieb ihre Thätigkeit eine zwecklose und unregelte. Sie las gerne, aber ohne Auswahl Alles, was ihr in die Hand fiel: die Schulbücher der Brüder, die schlechten Romane der Mutter und die Zeitungen des Vaters, so daß in diesem jungen, phantasievollen Kopfe die wunderlichsten und unwahrsten Vorstellungen vom Leben und von den Menschen sich zu entwickeln begannen.

Glücklicherweise erziehen sich die Kinder, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, selbst und unter einander; am besten die Mädchen an den Knaben. So war es auch hier der Fall. Lene war unter ihren etwas jüngeren Brüdern festlich aufgewachsen und zeigte sich furchtlos und kühn, so daß sie wegen ihrer Knabenhaftigkeit oft gescholten wurde.

Das wurde ein wenig besser, als ein neuer Nachbar Thir an Thir hier eingezogen war. Es war Konrad Ebner mit seiner Mutter. Er war Lithograph und in einer renommirten Anstalt

beschäftigt. Die Mutter führte die Wirthschaft und suchte durch Zimmervermietthen sich einen kleinen Nebenverdienst zu beschaffen.

Es waren recht angenehme Leute, und besonders die Mutter so gutmüthig, heiter und hilfsbereit, daß die Röders sich bald gewöhnten, sie in schwierigen Fällen in Anspruch zu nehmen.

Bei jedem unvermutheten Ereigniß, bei dem die kleine Frau Röders sofort den Kopf verlor, mußte Frau Ebner helfend eingreifen. Sie trieb Kurpfuscherei nach jeder Richtung hin mit dem größten Erfolg. Aber auch mit Nadel und Scheere wußte sie umzugehen; sie verstand Kleider und Hüte zu machen, und besaß, da sie einmal als junge Frau auf eine Modezeitung abonniert gewesen war, die vorzüglichsten Schnittmuster, mit denen sie Frau Röders, die für die Veränderungen der ewig wechselnden Mode kein Auge hatte, gerne aushalf.

Kurz, Frau Luise Ebner war eine resolute Frau, die Kopf und Herz am rechten Fleck und dazu einen gesunden Magen hatte. Sie neigte zu einem leichten Embonpoint, das zu ihrem Wesen vortrefflich paßte. Sie war von heiterer Gemüthsart, Niemand konnte so lachen wie sie, und doch war ihr Leben schmerz erfüllt gewesen und hatte sich überaus kärglich gestaltet.

Aber nie hatte sie das kränkliche Mitleid mit sich selbst empfunden. Sie hatte erfahren, daß der Mensch einen Puff auszuhalten vermag und eine schier unverwundliche Kraft besitze, um sich aus Leid und Kummer immer wieder emporzurichten zu den Empfindungen der Freude und Liebe. Und diese frohe Kampfesnatur, die sich selbst nicht schont, da sie nicht selbstisch empfindet, hatte sich auf ihren Sohn vererbt. Konrad hatte nur eine kurze Schul- und Lernzeit gehabt. Er hatte das sechzehnte Jahr noch nicht zurückgelegt, als sein Vater, der Eisenbahnkondukteur gewesen, der Ueberanstrengung in seinem Dienste zum Opfer fiel. Seine Leiden, sein frühzeitiger Tod hatten den warmherzigen Knaben halb wahnsinnig gemacht, die drückende Armuth, in die die Mutter und er geriethen, brachte ihn wieder zu sich. Er mußte arbeiten und verdienen. Da er Zeichnen gelernt hatte, wendete er sich der Lithographie zu und fand in einer jener großen Anstalten Aufnahme, die fabriks-

mäßig geleitet wurden. Diese wechselnden Ereignisse seines Lebens hatten ihm über Manches die Augen geöffnet und er behielt sie offen.

Zu Beginn der siebziger Jahre, in der Zeit des mächtigen wirtschaftlichen Aufschwunges, war auch die Arbeiterbewegung gewaltig vorwärts gekommen. Die großen sozialistischen Theorien eines Marx und Engels wurden in den Kreisen der Arbeiter eifrigst kolportirt und begegneten empfänglichen Gemüthern und einem offenen, verständigen Sinn.

Der Ruf: Proletarier aller Länder, vereinigt Euch! hatte angefangen, Leben und Gestalt anzunehmen. Die Arbeiter begannen sich zu organisiren.

Konrad hatte sich der Bewegung angeschlossen und zählte bald zu ihren eifrigsten Anhängern.

Er las die Arbeiterblätter und besuchte die Versammlungen, wo er mit den Genossen zusammentraf. Es waren Arbeiter verschiedener Konfession, verschiedener Nationalität, die alle durch die Macht neuer Ideen und ihres großen gemeinsamen Zieles sich verbunden fühlten.

Diese Versammlungen erwiesen sich als ein vorzügliches Bildungsmittel, denn hier, wie in den Philosophenschulen der Athener, schloß sich den wissenschaftlich gehaltenen Vorträgen sofort die Diskussion an, an der sich Jeder betheiligen konnte.

Zweifel und Bedenken, ja, die gegentheiligsten Meinungen kamen zum Ausdruck, um der Reihe nach besprochen, verglichen und widerlegt zu werden, und immer sachlicher wurden die Debatten, und brachten anschauliche Klarheit in die verwickeltesten Fragen.

Auch Konrad war damit Anleitung und Gelegenheit zu begriffsmäßigem Denken gegeben; aber wenn er das Gymnasium der Sozialdemokratie auch mit Erfolg absolvirte, so fehlte ihm noch gar viel, um die sozialistische Lehre in ihrer vollen wissenschaftlichen Bedeutung in sich aufzunehmen und zu verarbeiten.

Da brachte ihn der Zufall mit Röder zusammen, der eine gute Bibliothek besaß und selbst ein gebildeter und belesener Mann war, und diese Begegnung wurde für beide Theile von ausschlaggebender Bedeutung.

Frau Röder konnte nur gar nicht begreifen, was die beiden im Alter so ungleichen Männer so eng verband und was sie denn gar so eifrig miteinander zu besprechen hatten.

Aber ihr Mann hatte ihr nie einen Einblick in sein Thun oder Lassen gestattet und gab sich verschlossener als je.

Die geschenkten Theaterbillets hatten an diesem Nachmittage in der Familie Röder keine geringe Aufregung hervorgerufen.

Die Nachbarin Ebner war eingeladen worden, mit Mutter und Tochter die Festvorstellung zu besuchen; und so kam es, daß Röder mit den Jungen allein war.

Nachdem er den Abendimbiß mit ihnen eingenommen, hieß er sie barsch ihre Bücher vornehmen und ruhig sein. Er begab sich in seine Stube und setzte sich an den Schreibtisch.

Er hatte sich eine Zigarre angezündet und, sich in den Sessel zurücklehnd, blieb er eine Weile in tiefen Gedanken.

Jetzt entnahm er einem bereits geöffneten Couvert einen Brief und durchlas ihn aufs Neue. Er war russisch.

„Es ist schmähsch“, murmelte er, „Rußland eröffnet einen diplomatischen Feldzug gegen die Pforte und unterminirt gleichzeitig ihre südslawischen Provinzen . . . es will einen Krieg am Balkan und an der Donau, das ist offenbar . . . es will seine Eroberungspolitik fortsetzen, bis es sich die Herrschaft über ganz Europa gesichert . . . aber geschieht das, dann —“ seine Brauen fürchteten sich tiefer . . . „dann sind unsere Bestrebungen zu nichts, dann sind wir um ein Jahrhundert zurückgeworfen.“

Er hatte die schlechte Zigarre, die nicht brennen wollte, in eine Schale geworfen und preßte die Lippen fest aufeinander, dann erhob er sich, um eine Schublade aufzuschließen, der er ein Manuscript entnahm. Es war ein halbvollendeter Aufsatz, der den Titel „Russische Intriguen“ trug.

Er überlas einige Seiten des Geschriebenen und ein Lächeln der Genugthuung glitt über seine eben noch so verdüsterten Züge.

„Ich habe die Lage völlig richtig beurtheilt, nun erhalte ich von Dobukoff für meine Vermuthungen die Belege, sie sollen ihre

Wirkung nicht verfehlen.“ Er breitete den Brief vor sich aus, putzte seine Brille, regulirte die Flamme seiner Petroleumlampe und griff zur Feder.

In der angrenzenden Stube kicherten die Jungen und neckten sich so lange im Spaß, bis sie ernstlich aufeinander los hieben.

Er achtete nicht darauf, er hörte sie gar nicht, ganz in seine Arbeit vertieft.

Da ward die Klingel laut und heftig gezogen.

Röder schrak zusammen und verfärbte sich leicht. Er wollte sein Manuskript zusammenraffen, ehe er Einlaß gewährte, denn er war ein vorsichtiger, ja ein wenig ängstlicher Mann, aber schon hatten die Jungen an dem schmalzenden Zungenlaut, der wie ein lustiges Signal von außen kam, den Besucher erkannt und ihm die Thür geöffnet. Es war Konrad Ebner.

Konrad scherzte mit den Jungen und trat dann bei dem Vater ein.

Vertraulich grüßend legte er ihm die Hand auf die Schulter. „Ich wollte Dich noch sehen — es ist Manches vorgekommen, das Dich interessiren dürfte“, sagte er rasch sprechend, und ohne eine Aufforderung abzuwarten, setzte er sich zu ihm an den Schreibtisch.

Das volle Lampenlicht erleuchtete sein junges Gesicht, das hager, tief gefärbt und geistig belebt war. Schweres, dunkel-blondes Haar fiel ungeordnet über eine breite Stirne; es schien nicht vernachlässigt, aber der Mann hatte seit dem Morgen nicht wieder in einen Spiegel geblickt und nicht daran gedacht, es zurecht zu kämmen. Schon hatten seine tiefliegenden, raschen Augen das Manuskript, das auf dem Schreibtisch ausgebreitet lag, gemustert und er strich seinen blonden Schnurrbart und lächelte, wobei eine Reihe nicht gerade weißer, aber schöner und kräftiger Zähne zum Vorschein kam.

„Ah, Du hast Väterchen schon beim Fragen, sehr gut, ich werde diesem Text noch einige Erläuterungen beifügen können.“

„Du warst in der Versammlung?“

„Ja.“

„Wer hat gesprochen?“

„Unsere Alten über die Wahlmanöver der Regierung. Schöne Geschichten, die da zum Vorschein kommen, sehr lehrreich und erbaulich, einige davon findest Du schon in den Parteiblättern abgedruckt, da hast Du sie.“ Und er entnahm der Brusttasche und den Seitentaschen seines Rockes einige Zeitungen, die er auf den Tisch warf.

„Ich werde sie später durchblättern, sonst noch Neues?“

„So mancherlei; rathe einmal, wen ich heute in der Versammlung getroffen habe?“

„Wie kann ich das wissen.“

„Dobukoff.“

„Wen?!“ fragte Röder emporfahrend.

„Lazar Dobukoff, den Bruder des unglücklichen Dobukoff, den sie gehängt haben. Ich glaube, Du hast einige seiner Schriften übersetzt.“

„Er ist hier? Aber das ist nicht möglich, sieh doch“ — und Röder wies auf den Brief, der vor ihm lag — „erst gestern habe ich diesen Brief von ihm aus Sofia erhalten.“

„Er ist vierundzwanzig Stunden später ihm nachgereist!“

„Weshalb?“

„Weshalb flüchtet ein Russe?“

„Aber in Bulgarien konnte er sich doch sicher fühlen.“

Ronrad verzog den Mund zu einem Lächeln, während seine Augen den Titel des Manuscriptes streiften:

„Du schreibst da über Intriguen Rußlands und vermagst seine Schlechtigkeit so wenig zu durchschauen?“

„Was hat es denn gegeben, erzähle doch.“

„Der Russe Dobukoff hatte in Sofia an einer Versammlung der bulgarischen Revolutionäre theilgenommen, in der Mittel und Wege berathen wurden, um sich von dem türkischen Joche zu befreien. Zu seinem Erstaunen hatte er in einem der Redner einen geheimen russischen Agenten erkannt. Als dieser nun in flammenden Worten Empörung predigte, und den Zaren als den Helfer in diesem Kampfe pries, als den Retter, der den bulgarischen Brüdern ihre Selbständigkeit erobern wolle, ihre Freiheiten ihnen

zurückgeben, da konnte Dobukoff sich nicht länger bezwingen. Er sprang auf und unerschrocken, ohne die Folgen zu bedenken, entlarvte er den Schergen des Absolutismus und verlangte gebieterisch seine Entfernung.

„Sie mögen sich doch nicht täuschen und nicht betrügen lassen“, hatte er ihnen zugerufen, „denn ein Werk der Befreiung werde nie und nimmer von einem Tyrannen ausgehen.“ Damit war das Signal zu einem ungeheuren Tumult gegeben. Im Nu hatten sich unter den Revolutionären selbst zwei Parteien gebildet, von denen die kleinere sozialistische sich gegen, die große nationale für Rußland erklärte. Nur mit Mühe war es den Freunden Dobukoff's gelungen, ihn zu entfernen, aber von dem Augenblick an konnte er sich in Sofia nicht mehr sicher fühlen und — nun, jetzt ist er da.“

„Und er hat Dir das Alles selbst erzählt?“

„Er war in die Versammlung mit einigen studirenden Russen gekommen, die mir nicht fremd waren, so wurde unsere Bekanntschaft vermittelt. Er läßt Dich grüßen, er wollte Dich besuchen —“

„Das ist unmöglich“, unterbrach ihn der Beamte, erschreckt emporfahrend, „Du weißt doch, welche Vorsicht ich —“

„Beruhige Dich, er kennt Deine Stellung, und er mußte kein Russe sein, um bei einem versteckten Spiel nicht mitzuhalten. Er wird zu mir kommen, und da wird es sich wie von selbst machen, daß Ihr Euch begegnet. Er heißt hier Temp'sky, merke Dir das.“

Röder griff mit nervösen Fingern nach dem Zigarrenstummel, den er vorhin bei Seite geworfen.

„Wie sieht er aus, welchen Eindruck hast Du von ihm bekommen?“ fragte er mit etwas unsicherer Stimme, bemüht, die Zigarre aufs Neue in Brand zu stecken.

„Ein prachtvoller Kerl!“ rief Konrad, und es zuckte ein Ausdruck freudiger Anerkennung über sein ganzes Gesicht, „jung ist er, jünger als ich vielleicht, und dabei robust, voll Feuer, voll Leben, ganz gemacht für die Propaganda — dabei etwas fremdartig, ein eigener Typus — nun ja, wir sind nicht daran ge-

wöhnt, einen Adelligen, einen Reichen sich mit Begeisterung in den Kampf für die Interessen des Volkes stürzen zu sehen.“

Nöder nickte und sagte langsam:

„In Rußland ist das auch anders, und das giebt der Bewegung ihr eigenthümliches Gepräge; aber wird sie Erfolg haben? Es ist ja doch nur ein Häuflein, ein so winziges Häuflein von Ideologen, die, von der Ausbeutung und dem Strebertum empört, gegen dasselbe Front machen, aber was können sie ausrichten in einer vom Knechtsinn demoralisirten Gesellschaft?“

„Nichts, wenn sie nicht die Massen aufzurütteln vermögen, daß das Häuflein zu einer Armee anschwillt“, rief Konrad laut, aber, als wäre ihm jedes Pathos zuwider, warf er den Kopf zurück und setzte in dem nüchternsten Tone hinzu: „Vorläufig wünscht dieser gute Mann nichts weiter, als seine medizinischen Studien zu Ende zu führen, er hofft, daß es ihm gelingen wird, hier zu promoviren, wenn nicht, geht er nach Paris.“

„Warum nicht gleich?“

„Weil ihm daran liegt, die deutsche Arbeiterbewegung und ihre Organisation ein wenig zu studiren, und meiner Seel', da können die Russen schon etwas von uns lernen.“

Der junge Mann war aufgestanden und sein Bärtchen streichend, den Kopf ein wenig gesenkt, begann er in der Stube auf und nieder zu schreiten.

Kühne, weittragende Gedanken gingen ihm durch den Kopf, und sein kampfesfreudiges Lächeln verlieh diesem schmalen, eckigen Gesicht, das keineswegs schön war, den seltenen Reiz frischer Jugendlichkeit.

Er war an dem Tisch vorübergekommen, der in der Mitte der Stube stand, als die gesenkten Augen eine aufliegende Photographie bemerkten, die ihm neu war. Er nahm sie empor und brachte sie in das Bereich der Lampe, um sie genauer zu betrachten.

„Das ist also das vielbesprochene Bild? — Saperlot — und das soll die Lene sein? — wie eine Photographie lügen kann!“

„Wieso, sie ist doch gut.“

„Gut? Das ist irgend ein schönes Fräulein, das mit groß aufgerissenen Augen auf Eroberungen ausgeht, nicht die Lene.“

„Sonderbar, daß Alle sie getroffen finden, nur Du nicht“, entgegnete Röder sichtlich geärgert, und als der Andere leise den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Ich gebe ja zu, daß sie im Bilde etwas gereifter aussieht, aber sie ist doch auch wirklich kein Kind mehr.“

„Kein Kind mehr“, wiederholte Konrad mechanisch, fast träumerisch. Dann legte er das Bild auf den Tisch zurück und hob den Kopf. Schon war er wieder ganz bei der Sache, von der seine Seele erfüllt war.

„Lazar hat mir noch mancherlei über die russisch-revolutionäre Bewegung erzählt, das auch für uns von Belang ist“, sagte er.

„Für uns?“ Röder zuckte die Achseln. „Diese Bewegung ist noch so jung, daß wir —“

„Wohl daran thun werden, sie mit Aufmerksamkeit zu verfolgen“, entgegnete Konrad mit Entschiedenheit, „denn wir Arbeiter, ja die Arbeiter aller Länder haben das größte Interesse an dem Niedergange des Zarismus und an dem Siege der russischen revolutionären Partei.“

„Sie kommen schon aus dem Theater“, rief in dem Augenblick einer der Knaben zur Thür herein.

Der Vater erhob sich und betrat die angrenzende Stube, wo er eben dazu kam, wie die Jungen eiligst das Fenster schlossen.

„Ihr verdammten Schlingel!“ rief er, „da habt Ihr wer weiß wie lange schon das Fenster offen in dieser kalten Märznacht, aber ich will Euch —“

Während der Vater hier Mores lehrte, hatte Konrad eine Kerze angezündet und kam damit in das Stiegenhaus.

Schon hatten die Damen die Hausthüre aufgesperrt und er leuchtete, über das Geländer gebeugt, den Heraufsteigenden entgegen.

Lene sprang den Frauen voraus, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, und oben angekommen, hielt sie die Hand auf Herz, weil sie außer Athem war.

„Müssen Sie denn immer so laufen?“ zankte Konrad und schnitt ein strenges Gesicht, das durch ein Blinzeln den Schelm verrieth, dann fragte er, wie man ein Kind befragt: „Na, war's hübsch?“

„Ah!“ Sie that einen tiefen Athemzug und sah dabei ganz selig aus. „Schade, daß Sie nicht mit waren . . . das war so — ich kann nicht sagen, wie schön es war . . . nicht wahr, Tante Luise“, sie wandte sich nach der Heraufsteigenden um, und dann wieder lächelnd zu Konrad: „ich habe immer mitgesungen — nicht mit der Stimme“, fügte sie wie beruhigend hinzu, „nur so aus dem Herzen heraus!“

Sie stand jetzt neben ihm und sah zu ihm auf mit großen begeisterten Augen, während sie ihre Hand fest auf die seine legte, die am Stiegegeländer ruhte.

Er zog sie nicht zurück.

Mit einer gewissen Betroffenheit sah er in dies liebe, bewegte Gesicht und dachte: „Die Photographie hat doch Recht, sie hat merkwürdige Augen.“

III.

Die helle Morgensonne schien in die offenstehenden Fenster von Röder's Wohnung. Lenas hübscher Kopf guckte bald aus dem einen, bald aus dem anderen heraus. Sie schwenkte das Tuch, mit dem sie den Staub abgewischt hatte, gegen die Straße, der Verordnung zum Trotz, lächelt und verschwindet.

Sie ist allein zu Hause, im Begriffe, die Stube aufzuräumen, und thut dies so lässig und tändelnd, wie eben ein Mädchen, dessen Zeit ungemessen und werthlos ist. Ihr Kopf war unfrisirt und ihr Morgenanzug eher pikant als nett und sauber zu nennen.

Unter dem weißen Tücheln, das sie mühenartig um ihr Haupt geknüpft hatte, drängte sich das braune Haar in losen Partien und wirren Böckchen an der Stirne und im Nacken hervor.

Sie trug einen alten, in seiner Farbe verwitterten Rock und ein knappees Sammtkleidchen, das einst ein Paradedstück ihrer Mutter

gewesen, jetzt aber, unendlich abgenutzt, einen glanzlosen Spiegel zeigte. Dem aufblühenden Mädchen sitzt es zu enge und so läßt sie es in knabenhafter Unbekümmertheit am Halse und an der Brust offen, so daß das weiße Hemdchen zu Tage tritt.

Immer wieder versuchte sie einige Takte jener himmlischen Musik wiederzugeben, die sie gestern gehört hatte, und schüttelte unzufrieden den Kopf.

Es geht nicht, sie kann's nicht, sie kann nicht singen, und das Entzücken, das ihre Nerven erregte, bleibt wie gebunden.

Da wird die Glocke gezogen. Sie springt hinaus, um zu öffnen. Eine Minute später steht sie am Fenster, einen Brief in rosa Couvert in der Hand. Die Adresse trägt ihren vollen Namen. Schier verbucht blickt sie darauf: „Fräulein Helene Röber“, dann reißt sie das Couvert auf.

Während des Lesens röthen sich ihre Wangen, und ihre Lippen, die lautlos die Worte nachsprechen, erzittern. Es waren heiße, leidenschaftliche Worte, die von dem Eindruck sprachen, den ihre Schönheit und ihr Liebreiz auf das Herz eines Mannes gemacht hatten, Worte, die sie noch nie gehört, die ihr den Athem raubten.

Sie geht in der Stube auf und nieder, schüttelt den Kopf, lächelt, seufzt, schlägt die Hände zusammen und beginnt aufs Neue zu lesen.

Ist es denn möglich, sie ist geliebt!!

Ein warmer Strom durchfluthet den jungen Körper und ein wonniges Empfinden, ein unaussprechliches Glücksgefühl geht damit einher.

Sie ist geliebt! Es ist wie ein Aufblühen und Sichentfalten und Sichberauschen in dem frischen Duft ihrer Jungfräulichkeit.

Aber wie kam es nur, wie konnte es nur sein?

Wie vor einem Räthsel steht sie vor dieser geheimnißvollen Macht, die sie auf einen Anderen übt, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, und die doch so stark ist, daß er sich nach ihr sehnt und daß seine Gedanken unablässig bei ihr verweilen müssen.

Sa, das hatte er ihr geschrieben, und sie ist stolz und glücklich darüber, und ein wenig bänglich zugleich.

„Karl, Baron Morre“, lautete die Unterschrift dieses Briefes, und dieser Titel schüchternete sie ein.

Sie hatte noch nie mit einem Baron gesprochen und nun war's ein Baron, der sie um eine Zusammenkunft bat.

Noch diesen Vormittag, von zehn Uhr an, wollte er sie in den Anlagen erwarten; einige Rosen, die er in der Hand tragen würde, sollten ihr als Erkennungszeichen dienen. Unwillkürlich blickt sie nach der Uhr.

Es ist halb zehn — sie könnte sehr wohl zurecht kommen.

Und wieder geht sie auf und nieder, in ihrer starken inneren Bewegung. Wie mag er aussehen?

Sie ist gepeinigt von Neugier. Ihre Mädchenphantasie malt ihr einen jungen hübschen, sehr hübschen Menschen vor. . . . Nun, sie wird ihn ja sehen . . . sie ist entschlossen, zu gehen. . . . Und jetzt bleibt sie vor dem Spiegel stehen, sieht hinein und lächelt sich zu. Da erschrickt sie über ihr nachlässiges Aussehen, sie ist nicht einmal gekämmt.

Sie reißt die Mütze vom Kopfe, nur mehr von dem Gedanken beherrscht, sich schön zu machen. Sie löst ihr langes Haar und hastig, mit ungeduldigen Händen, versucht sie den Kammm hindurch zu bringen.

Sie zauft sich unbarmherzig und verhaßt es nur immer mehr. Sie kann sich nicht allein frisiren und heute schon gar nicht, sie ist zu aufgereg.

So — jetzt ist's aus, der Kamm ist mitten entzwei gebrochen! Sie wirft ihn zu Boden . . . sie möchte am liebsten weinen . . . da leuchtet ein Hoffnungsstrahl — Tante Luise! die immer Hilfsbereite, soll ihre Haare in Ordnung bringen. Sie springt zur Thür und bleibt dort stehen. „Tante Luise hat so einen Blick . . . die kennt ihr's gleich an . . . und was sie weiß, weiß Konrad auch . . . und der braucht's nicht zu wissen . . . der würde sie schön auslachen.“

Eine dunkle Wolke ist in ihr Antlitz gestiegen. Langsam kehrt sie um und setzt sich in einen Winkel.

Sie ist nachdenklich und unschlüssig geworden.

So findet sie die Mutter, die vom Einkauf zurückkehrt.

Eine laute, lärmende Geschäftigkeit ist mit ihr eingezogen und es dauert lange, ehe sie Zeit gefunden, ihrem harrenden Töchterlein das Haar zu machen. Das Rendezvous war versäumt.

Es war Abend geworden, als der kleine Heinrich, von der Straße kommend, mit geheimnißvoller Miene auf Lene zutrat und ihr verstoßen einen Brief zeigte.

Lene griff hastig danach.

„Der gehört mir“, sagte sie.

Der Knabe, um sie zu necken, zog die Hand wieder zurück, worauf sie heftiger auf ihn eindrang und ihm den Brief entriß.

Der Vater fragte, was es da gebe. Heinrich antwortete ausweichend mit einer Lüge.

Lene erröthete, sie schwankte und zögerte. Dann nahm sie den Brief, den sie schon in die Tasche geschoben hatte, und übergab ihn dem Vater.

„Hier“, sprach sie mit einer Anstrengung über sich selbst, „ich will kein Geheimniß vor Dir haben.“

Sie blieb vor ihm stehen, die Augen gesenkt, mit klopfendem Herzen, beherrscht von Empfindungen, die alle zart, hoffnungsfreudig und gut waren. Bei dem zornigen Ausruf des Vaters blickte sie empor und erschrak über den finsternen Ausdruck in seinem Gesicht, der ganz und gar nicht zu ihren Erwartungen paßte.

Er hatte den Brief in der Hand zerknittert und herrschte ihr zu, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen. Dort hatte sie ihm Alles gebeichtet.

„Solche Briefe verdienen keine Antwort“, sagte er rauh, als spräche er zu einer Schuldigen, „Du wirfst Dich überhaupt in keiner Weise mit diesem Herrn einlassen, versprich mir das.“ Sie nickte, ohne zu sprechen, denn ihre Lippen zuckten unter den aufquellenden Thränen.

Er bemerkte es und es befriedigte ihn, daß es ihm gelungen war, sie einzuschüchtern, aber sie that ihm auch leid.

„Du kannst nichts dafür, ich weiß es wohl“, sagte er milder, „bei unseren verlotterten Sitten kann so etwas jedem hübschen

Mädchen passiren. Aber Du mußt eben einsehen lernen, daß das keine Hulbigung ist, sondern eine Nachstellung. Es ist ein Schimpf, den dieser Mann Dir, den er mir damit angethan hat, begreift Du das, Lene?"

Er stellte sich vor sie hin im Gefühl seiner Autorität und moralischen Ueberlegenheit.

"Ich begreife es, Vater", stammelte sie, aber sie begriff es doch nicht.

Aber mit ihrer Freude war es vorbei. Sie fühlte eine tiefe und schmerzliche Beschämung über ihren Irrthum und in diesem Augenblick noch den Kummer, ihren Vater erzürnt zu haben.

Lene durfte in den nächsten Tagen das Haus nicht allein verlassen. Zwei weitere Briefe, die für sie abgegeben wurden, waren nicht angenommen, sondern uneröffnet an das Sekretariat der österreichischen Gesandtschaft, der Baron Morre als Attaché zugetheilt war, zurückgeschickt worden. Aber wenn Röder meinte, dieser energische Protest müsse den Baron rasch von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen überzeugen, so täuschte er sich.

An jedem Nachmittag zu einer bestimmten Stunde rasselte jetzt ein eleganter Viererzug, von dem Kavaliere selbst kutschirt, durch die Straße.

Die erste sensationelle Auffahrt war von Lene und ihrem Bruder mit großem Jubel begrüßt worden, auch die Fenster der übrigen Häuser öffneten sich rasch und füllten sich mit neugierigen Köpfen.

Bald hatten die Leute herausgefunden, wem diese Fensterpromenaden galten, und das arme Kind kam unschuldiger Weise ins Gerede. Frau Röder sorgte indeß selbst dafür, daß der Klatsch Nahrung gewann und sich weiter verbreitete. Der Viererzug hatte ihre mütterliche Eitelkeit nicht wenig gestachelt, und wenn der Baron damit an ihren Fenstern hin und her manövrirte, konnte sie es nicht unterlassen, heranzutreten. Sie war es, die seinen suchenden Blicken begegnete, während Lene es absichtlich vermied, sich auch nur flüchtig zu zeigen. Sie hatte der Mutter gestanden, daß er ihr gar nicht gefalle; das war kein Süngling, wie ihr junges Herz sich ihn vorgestellt hatte, das war

ein älterer Herr mit einem stolzen Zug im Gesichte. Sie hätte ihn gerne verspottet, aber es fehlte ihr die Ueberlegenheit dazu. Sobald der gleichmäßige, rasche Hufschlag der gut geführten Pferde ertönte, gerieth sie in eine zitternde Aufregung, ihre kleinen Fäuste ballten sich und sie preßte die Zähne zusammen. Der Schimpf, den man ihr zufügte, war ein öffentlicher geworden und sie glaubte, vor Scham vergehen zu müssen, als Konrad über das Benehmen dieses Mannes sich höchst aufgebracht zeigte und die erregte Aeußerung that, er werde den Kerl durchprügeln.

Er war überhaupt nicht mehr so fröhlich und freundlich mit ihr wie sonst; das Vergnügen, das ihr seine Gesellschaft bereitet hatte, war dahin, und wenn sie ihm früher absichtlich in den Weg gelaufen war, so mied sie ihn jetzt, so viel sie nur konnte. An einem der nächsten Tage war Röder während des Essens ungewöhnlich wortkarg und zerstreut. Seine Jungen hatten das gleich weg und sie erlaubten sich allerlei Späßchen, die auch wirklich ungerügt blieben.

Als der Vater den Löffel weggelegt hatte, starrte er sie eine Weile an und sagte dann: „Geht hinaus. Ihr könnt auf der Straße spielen.“

Die Jungen, die sich sonst so etwas nicht zweimal sagen ließen, zögerten und machten lange Gesichter.

„Aha, da ist wieder was los, wegen der ihrem Geliebten, was wir nicht hören sollen“, wisperte Margen dem Bruder zu.

„Ihr Mistbuben!“ rief der Vater und hob die Hand, aber schon waren sie aus seinem Bereich und aus der Thüre. Er war aufgestanden und statt in die Locken seiner Jungen, griff er in seinen schütterten Bart:

„Er kann möglicherweise gleich da sein“, sagte er.

„Wer denn?“ fragte die Mutter.

„Wer denn“, äffte er zornig nach, „wer denn sonst, als der Baron.“

„Vater!“ rief Gene; sie war ganz blaß geworden.

„Was, er kommt zu uns?“ stammelte die Mama, schier entgeistert.

„Der Mensch ist von einer unglaublichen Frechheit, oder er ist ein Narr“, erklärte Röder, bemüht, die eigene Erregung zu meistern. „Er hat mir heute ein Billet in die Kanzlei geschickt, worin er mich in meinem Hause um eine Unterredung unter vier Augen bittet; ich habe ihm sagen lassen, daß ich ihn erwarte.“

Die Mutter war aufgesprungen, mit einem ängstlichen Blick sah sie sich in der Stube um, die ihr plötzlich so armselig erschien und zu wenig in Ordnung gebracht.

„Wenn ich das nur früher gewußt hätte, gestern wollte ich sie scheuern lassen — und just ist der Strohsessel auch noch nicht eingestochten, der muß in die Küche — und wie ich aussehe — und Du — zieh’ die blaue Blouse an, die steht Dir so fein.“

„Sie bleibt, wie sie ist“, entschied Röder, „oder soll sie den Mann, der sie fortbauernb beleidigt, in Festkleidern empfangen?“

„Aber wenn er jetzt zu Dir kommt, das ändert doch Alles.“ Frau Röder blinzelte ihrem Gatten zu, und eine freudige Hoffnung leuchtete in ihrem Gesichte auf; dann ging sie auf ihn zu und tuschelte ihm in die Ohren: „Wenn er sich jetzt erklärt und Du mit ihm heraus kommst, sollte er sie doch ein wenig hübsch finden, dächte ich — sonst —“

„Rede nicht so albern“, unterbrach sie der Gatte. „Du bist immer die ganz Gescheidte, Du weißt jetzt schon, was er will und weshalb er kommt, ich nicht, aber natürlich Ihr Weiber —“ Lene wandte sich rasch nach ihm um.

„Vater“, rief sie, „ich weiß nichts von dem Baron und will auch nichts von ihm wissen, ich wollte nur, ich brauchte auch nichts mehr von ihm zu hören“, und in leidenschaftlicher Erregung stopfte sie sich mit beiden Fäusten die Ohren zu und schloß die Augen, die in Thränen standen.

In dem Augenblick ertönte die Klingel; gleich darauf stürzten die Jungen in die Stube.

„Er steht schon draußen — er hat einen Spazierstock — sollen wir ihm aufmachen?“

Ein Augenblick unsäglicher Verwirrung folgte.

Helene flüchtete hinter den Ofen, der Vater faßte sich rasch und ging dem Baron entgegen.

IV.

Einige Tage später verließ Morre das Spielzimmer des Clubs in übelster Laune.

Er hatte eine ansehnliche Summe verloren und wollte sich den Aerger nicht merken lassen.

Er gedachte einen Spaziergang zu machen, als er aber durch das Fenster auf die Straße blickte, sah er, daß es regnete.

Er kehrte wieder um, unentschlossen, ob er in die Bibliothek oder ins Billardzimmer treten solle, und entschied sich für das Erstere.

Der große Raum war erleuchtet und leer. Unhörbar schritt er über den mit einem dicken Teppich belegten Boden, um vor einem der Bücherkasten Halt zu machen.

Seine Augen irrten über die darin aufgestellten prächtigen Bände, müde, zerstreut, dann, wie angewidert von all dieser Weisheit, wandte er ihr den Rücken und ließ sich vor dem Kamin in einem bequemen Sessel nieder.

Ein helles, knisterndes Holzfeuer war darin angezündet und wirkte an diesem feuchten Aprilabend durchaus behaglich.

Morre, die Hände in den Taschen, ein Bein über das andere geworfen, horchte auf den Regen, der prasselnd ans Fenster schlug, und starrte mit halbgeschlossenen Augen ins Feuer.

Eine schlanke, jugendliche Mädchengestalt tauchte vor ihm auf — er verschreckte sie nicht — dann erschien ein kleiner, vergrämter Mann, Beide im Rahmen einer ärmlichen Behausung.

Wie verlegen ihn dieser Röder empfangen hatte, fast devot, und doch schon feindlich. Weshalb? Er hatte seiner Meinung nach keinen Grund dazu.

Er hatte die heikle Angelegenheit mit Glacehandschuhen angefaßt und nachdem er seine Absicht kundgegeben, hatte er sich als vollendeter Gentleman verpflichtet, mehr versprochen, als ihm

zu halten vielleicht möglich war. Die feinste Erziehung wollte er seiner Tochter angedeihen lassen, und sollte es jemals zu einem Bruche kommen, was keineswegs vorausgesetzt werden mußte, so wollte er die Zukunft des Mädchens in großmüthiger Weise sicherstellen. Kann ein Vater in seiner Lage mehr für sein Kind verlangen? Er hatte auch erwartet, daß er ihm keine Schwierigkeiten bereiten und höchstens seinerseits einige Bedingungen stellen würde. Aber — nein, nichts von alledem: „Das Rhinoceros!“

Morre rief es laut und stieß mit dem Fuße ein schwach brennendes Scheit tiefer in die Flammen, dann lachte er zornig in sich hinein:

„Er will keine Aspasia aus seiner Tochter machen — der Esel — als ob das, was ich ihr biete, heutzutage nicht die günstigste und freieste Stellung für eine Frau wäre; jedenfalls ist es die unabhängigste und angenehmste . . . es giebt keine bessere. . . Er aber will sie lieber einem Proletarier geben . . . natürlich auf Lebenszeit . . . damit Hunger und Elend ihr für immer gesichert bleiben . . . eine schöne Existenz! Als ich ihn fragte, ob ihm das gar so verlockend erscheine, da sagte der Edle „ja“ und es sei ihm das lieber, als wenn sie als meine Maîtresse aus goldenen Schüsseln speise. Was kann man mit einem so stupiden Menschen anfangen! Das ist nicht mehr die landläufige Tugend, das ist einfach eine Dummheit, für die ihm das Mädel keinen Dank wissen wird. . . . Schade um das hübsche kleine Ding, das diesem Spießbürgerthum zum Opfer fällt.“

Und Morre warf vertrießlich das linke Bein über das rechte und starrte wieder in die röthliche Flamme.

Er hatte sie nur einen Moment gesehen, als er, von dem Vater hinausbegleitet, durch die Wohnstube kam.

Sie stand am Fenster und sah hinaus.

Die Linien ihres Kopfes und Halses hoben sich in einer reizenden Silhouette vom Fenster ab, so hübsch und anmuthig, wie bei einem Tanagra-Figürchen. . . . Er hatte seinen Ueberzieher in Röder's Stube zurückgelassen und dieser sprang, ihn zu holen.

Es war ihr nicht entgangen, sie that erschreckt eine Wendung, als wolle sie dem Vater nach. Da trat er ihr entgegen — seine Augen suchten die ihrigen. . . . Was hatte er nicht Alles in diesen einen Blick zu legen versucht! . . . Höher hob sie den Kopf, groß und finster funkelten ihre Augen ihm entgegen — und er konnte sehen, wie sie sich langsam mit Thränen füllten.

Er wußte nicht mehr recht, wie er hinausgekommen war, aber er hörte, wie der Vater die Thür hinter ihm zuschlug.

„Der alte Esel“, stieß Morre nun wieder laut und zornig heraus, während er mit den Händen seinen blonden, schön gepflegten Vollbart durchwühlte.

Ein helles Lachen ließ ihn aufblicken und sich umwenden. Hartmann saß nicht allzu entfernt an einem mit Büchern bedeckten Tisch. Er stand auf und ging auf Morre zu.

„Du arbeitest ja stark in Naturgeschichte; wer ist denn der alte Esel, der Dir so viel zu schaffen macht?“

Morre zuckte die Achseln.

„Wer? Jrgend Einer. Jeder von uns hat so einen alten Esel, über den er sich ärgern kann.“

„Zugegeben“, lachte Hartmann und reichte ihm die Hand.

„Ich betrachte Dich schon die längste Zeit durch den Spiegel, aber Du sahst so borstig aus, daß ich Dich nicht zu stören wagte.“

„Bah“, machte Morre, und streckte die Beine der Länge nach aus, „ich habe im Bakkarat verloren, das verdirbt auch die beste Laune.“ Als er aber Hartmann, der sich an seine Seite gesetzt, näher ins Auge faßte, lächelte er.

„Wo bist Du denn gesteckt, mein Junge, ich habe Dich lange nicht gesehen?“

Das eben noch so fröhliche Gesicht des Jüngeren nahm einen melancholischen Ausdruck an: „Es war eine tieftraurige Veranlassung, die mich — hast Du das Parte nicht erhalten?“

„In der That, Du bist in full mourning dress — Deine Tante ist also —“

„Sie ist todt“, sagte Hartmann dumpf.

„Und Du erbst so etwas wie eine halbe Million — mein aufrichtigstes Beileid.“

„Spotte nicht, wir haben sie aufrichtig geliebt, und daß sie uns so rasch und unvermuthet hinweggestorben ist, hat mir und meiner Schwester viel Herzeleid gebracht.“

„Ich zweifle nicht im Geringsten“, entgegnete Morre, während es um seine Mundwinkel immer verdächtiger zuckte.

Er erinnerte sich einer Aeußerung dieser Schwester, der kleinen reizenden Frau Lufft, die im Salon seiner Schwester die Runde machte: „Das ist doch fatal, höchst fatal“, hatte sie voll Verzweiflung zu Frau Gebhart, geborene Morre, gesagt, „eine Trauer steht uns bevor, aber die Sache will nicht zur Entscheidung kommen, indeß schreitet die Saison vorwärts, und ich weiß nicht, soll ich mir schwarze oder helle Toiletten machen lassen.“

„Ja, ja“, sagte er boshaft, „der Fall muß Dir sehr nahe gehen, da Du sogar zu den Büchern greiffst, hast Dir da wohl etwas zum Trost und zur Erbauung herausgesucht?“ und neugierig schlug er den Deckel zurück: „Ein Kostümwerk, ei!“

Hartmann erröthete leicht.

„Frau v. Vermina hat mich ersucht, ihr einige Figurinen zu pausen.“

„Figurinen, so.“

„Sie will für das große Fest ein Kostüm haben.“

„Sie wird doch nicht tanzen, wenn Du in Trauer bist?“

„O, die ist viel zu kokett, um Gemüth zu haben“, pläzte er zornig heraus, dann einlenkend: „übrigens stehen wir keineswegs in so naher Beziehung, daß sie —“

Er hatte einen raschen Seitenblick auf Morre gewagt, der ihm sein spöttisches Lächeln zeigte, und er beeilte sich, auf ein anderes Thema zu kommen.

„Sage, ist es wahr, Du verläßt den hiesigen Posten und hast Dich der österreichischen Gesandtschaft in Aegypten zutheilen lassen?“

„Ich brauche Luftveränderung.“

„Wirklich, Du siehst nicht gut aus.“

„Lächerlich, Du glaubst doch nicht, daß ich krank bin; ich bin gelangweilt, voilà tout.“

Er warf die Zigarrette, die er sich eben angezündet hatte, bei Seite; sie brannte nicht, und er entnahm eine andere dem Etui.

„Ich will mir einmal andere Menschen, andere Verhältnisse ansehen; was da um mich herum krabbelt, erscheint mir geradezu widerwärtig. Die Einen so kleinlich und albern in ihrer überlebten Moral, die Anderen ebenso unklar, voll Halbheit, voll Charakterlosigkeit.“

Er machte eine Grimasse des Ekels, dann lachte er auf, als mache er sich über diese Wallung lustig, und sagte in seiner kaustischen Weise: „Es lohnte auch der Mühe, sich zu ärgern.“ Hartmann behielt seinen Ernst.

„Du hast recht, die Welt ist verdorben, sie ist im Augenblick durchtobt von einem Kampfe für die niedersten Interessen, sie ist verjudet, mit einem Wort, das darf uns aber doch nicht abhalten, unentwegt nach dem Schönen zu streben, auf die Gefahr hin, immer wieder getäuscht und betrogen zu werden.“

„Bravo, mein Junge“, rief Morre laut, während seine Augen die hübsche, anmuthige Gestalt seines Freundes musterten. „Strebe nur immer unentwegt „den Schönen“ nach, und mach’ Dir nichts daraus, wenn Du betrogen wirst.“

„Ah, Du bist unverbesserlich, mein Lieber“, lachte Hartmann, bei dem die Heiterkeit seines Naturells siegreich hervorbrach. Und er begann nun selbst über die leichte Entzündbarkeit seines Herzens zu witzeln.

Dann wandte er sich mit der plötzlichen Frage an Morre:

„Sag’ doch, hast Du die Kleine nicht wiedergesehen?“

„Welche Kleine?“

„Herrgott, die im Theater, mit den begeisterten Augen, ich versichere Dich, ich kann diese Augen nicht wieder vergessen.“

„So — so — ei, diese Augen haben Dir’s angethan, ja, sie sind höchst merkwürdig, diese Augen.“

„Und Du hast nichts mehr von ihr gehört? Nicht erfahren, wer sie ist?“

„Ich? Wie sollte ich —? Ich weiß nichts.“

„Fatal, ich hätte sie gerne wieder gesehen.“

Und Hartmann erzählte dem ruhig aufhorchenden Freunde von seinen Bemühungen, das schöne Kind zu entdecken, die leider fruchtlos geblieben waren.

Der Photograph konnte keine Auskunft geben; das Bild war reklamirt worden, da die Ausstellung das Zartgefühl der Familie verletz't hatte.

„Es muß eine höchst respectable Familie sein“, spöttelte Morre.

„Es scheint so.“

„Und ein wohlgehütetes Mädchen.“

Erich Hartmann stieß einen tiefen Seufzer aus, und sich in den Haaren krauend, sagte er mit dem ehrlichsten Bedauern:

„Es giebt Mädchen, selbst in den unteren Klassen, die geheirathet werden wollen, sonst kann man sie nicht haben.“

„Dann heirathe sie.“

„Ich, was fällt Dir ein.“

„Da haben wir's“, lachte Morre, „es ist wirklich lustig, daß wir Alle einen solchen Abscheu vor der Ehe haben.“

„Abscheu? aber nicht im Geringsten, ich möchte sehr gerne heirathen, sobald ich eine fände, die —“

„Die zu Deiner halben Million die andere Hälfte besitzt, gelt? Du hast ganz recht, mein Lieber, man kann sich unmöglich auf Lebenszeit an ein Wesen binden, sobald uns nicht gewisse reale Vortheile daraus entspringen, die diesem ungeheuersten Opfer die Waage halten.“

„Man müßte denn ein Idealist sein“, bemerkte Erich. Er sah ungewöhnlich nachdenklich aus.

„Wie Du es bist?“ fragte Morre mit kaltem Spott.

„Und völlig unabhängig“, fuhr Erich fort, als spräche er zu sich selbst.

„Pekuniär unabhängig — das bist Du ja auch.“

„Allerdings, aber —“

„Aha, da giebt es ein Aber — oder mehrere, wie?“

Erich antwortete nicht, seine hübschen Augen hatten einen schwärmerischen Ausdruck angenommen.

„Es gab eine Zeit, wo ich von einem Bunde träumte, bei dem nur die Schönheit und Reinheit des Weibes den Ausschlag geben sollten.“

„Hört, hört! aber diese Zeit ist glücklicherweise für Dich vorbei.“

Hartmann sah ihn an, wie aus einem Traum erwachend.

„Weshalb? Ich dachte, sie wäre erst jetzt da und es käme nur darauf an, die Rechte zu finden.“

„Du willst sie finden?“ rief Morre, sichtlich geärgert, und dann mit bitterem Sarkasmus: „Mein Lieber, die Reinheit ist Dir bei unseren Mägdlein nur so lange verblürgt, so lange sie sich im Stadium der Kaulquappe befinden, und da ist noch nichts mit ihnen anzufangen.“

Hartmann lachte über den giftigen Ausfall.

„Kaulquappe ist übrigens gut“, sagte er, „das ist so ein flinkes, lustiges Ding, das selbst noch nicht weiß, ob es ein Fisch oder ein Amphibium ist. Weißt Du, so eine kleine Kaulquappe würde mir als Frau nicht übel gefallen. Aus der könnte ich machen, was ich wollte, die formte ich mir ganz nach Belieben.“

Morre sprang auf und faßte den Freund rauh an den Schultern.

„Mensch, bist Du wahnsinnig, ich glaube, Du wärest im Stande, eine solche Dummheit zu begehen.“

Hartmann lachte fröhlich auf, wie Einer, der weiß, daß er sich Alles erlauben darf, sobald er nur will:

„Keine Angst, Bruderherz, ich werde sie nicht begehen.“

„Nein, er wird sie nicht begehen“, sagte Morre zu sich, als er bald darauf das Kasino verließ, „denn ich kenne Eine, die ihn daran hindern wird.“

*

*

*

„Ich bleibe ein, höchstens zwei Jahre fort“, sagte Morre am nächsten Morgen zu seiner Schwester und seinem Schwager, dem Banquier Gebhart, als er von ihnen Abschied nahm. Und als er schon im Coupé saß und der Zug den Bahnhof verließ, winkte

er noch einmal gegen München zurück: „Adieu, kleine Kaulquappe, ich gebe Dir Zeit, Dich zum Amphibium zu entwickeln — oder zum Reptil — dann werde ich wissen, wie ich Dich zu fassen habe.“

V.

Es war ein wunderbarer Aprilmachmittag, warm und sonnig, und in den großen Alleen des englischen Gartens fuhren die offenen Wagen, elegante Equipagen und schwerfällige Miethskarossen in geschlossener Reihe bis zum chinesischen Thurm dicht hintereinander her.

Die übrigen Partien des Parkes hingegen blieben vereinsamt, und das junge Mädchen, das leichten Schrittes von den Glashäusern daher kam, hatte keine Ahnung, daß es bei der nächsten Wendung in das Getümmel eines Wagenkorsoes gelangen werde.

Es war Lene, die mit beiden Händen einen großen weiß blühenden Azaleenstock hielt, bemüht, ihn so weit als möglich von ihrem Leibe hinwegzuhalten, damit keine Blüthe geknickt werde. Ihr graues Filzhütchen hatte sich ein wenig nach rückwärts geschoben, und der Frühlingswind, der ihr entgegenwehte, zerzauste das darunter hervorquellende Haar und trieb es, da sie es nicht zurückstreichen konnte, immer tiefer in die Stirne herein.

Das sah gar kokett und reizend aus, sie wußte es nicht. Sie dachte nur an die prachtvolle Azalee, mit der sie morgen, am Geburtstage des Vaters, den Frühstückstisch zieren wollte.

Es war ein Verwandter von ihnen, der hier im Hofgarten bedienstet war und alljährlich durften die Kinder sich hier einstellen, um für diese Gelegenheit eine Blumenspende in Empfang zu nehmen.

Etwas so Schönes aber hatte Lene noch niemals bekommen und in ihrer Freude darüber hatte sie dem Gärtnerjungen, der ihr den Stock sorglich in Papier hüllte, ein Zwanzigpfennigstück in die Hand gedrückt. Sie hätte ihm mehr gegeben, wenn sie's gehabt hätte.

Die Mutter hatte ihr das Geld mitgegeben, damit sie die Trambahn zur Heimfahrt benutzen könne, aber das hätte sie doch nicht gethan. Ihre Azalee breitete sich viel zu üppig aus; sie hätte schön ausgesehen, wenn sie sich damit unter die Leute in einen Tramwagen gepfercht hätte.

Sie lächelte über diesen Gedanken, sie war kräftig genug, um ihre Blume selbst nach Hause zu tragen.

Rasch ging sie vorwärts und da sie den Sonnenschirm, der ihr an einem Bande am Handgelenk hing, nicht aufzuspannen vermochte, ließ sie sich die warme Aprilsonne in das Gesicht scheinen, das frisch und frei in die Welt blickte.

Sie fühlte sich heute wieder einmal so froh und sicher. Der Vater hatte ihr in der Zeitung die Notiz gezeigt, daß Baron Morre München verlassen habe, um seinen Posten bei der Gesandtschaft in Kairo anzutreten.

Ihretwegen hätte er nicht gar so weit zu gehen gebraucht, aber es war doch sehr gut, denn von dort kam er wenigstens nicht so bald wieder zurück.

Als sie aber jetzt in die Hauptallee einbog, stand sie vor diesen unaufhaltsam dahinrollenden Wagen betroffen still.

Wie sollte sie da hinüber kommen? Sollte sie umkehren? Aber da erspähte sie eine Lücke und rasch entschlossen, ihre Azalee fester an sich drückend, hüpfte sie über die Straße.

Als sie drüben angekommen war, wandte sie den Kopf und blickte zurück, wie auf eine glücklich überstandene Gefahr.

Aber plötzlich war eine Stauung eingetreten, und darüber entstand ein Lärm, ein Schimpfen und Schreien der Kutscher.

Ein junger Mann, der einen eleganten Phaeton selbst kutschte, hatte mit einem kräftigen Ruck seine Pferde zum Stehen gebracht, dadurch fuhr der nächste Wagen in den seinen und der nächste in den vorderen hinein und die Verwirrung war allgemein.

Gene kümmerte sich nicht darum und lief vorwärts.

Aber auch der Schuldige, der die Zügel dem Bedienten zugeworfen hatte und vom Wagen herabgesprungen war, kehrte sich nicht weiter daran und flüchtete gleich ihr in derselben Richtung.

Es war Doktor Hartmann, der in dem die Straße übersehbaren Mädchen Diejenige erkannt hatte, die er seit Langem suchte. Sie sollte ihm nicht mehr entkommen.

Bald hatte er sie eingeholt und überholt.

Er blickte sie scharf an, um sich zu vergewissern, daß er sich nicht getäuscht hatte; sie war es wirklich und er erkannte jeden Zug in dem lieblichen Gesichtchen wieder, das er vor seinem Blick erröthen sah.

Er blieb stehen, um eine Zigarre aus seinem Etui zu nehmen und langsam anzuzünden — so mußte sie wieder an ihm vorbei kommen.

Sie wendete den Kopf von ihm weg, nach der anderen Seite. Der Schelm, sie wußte es wohl, daß sie im Profil noch entzückender war.

Durch die rasche Bewegung war in dem Papier, das ihre Azalee umhüllte, ein Riß entstanden, die weißen Blüthen drängten sich ausbreitend daraus hervor und umrahmten das rosigste und frischeste Mädchenantlitz, das selbst wie eine Blume im Dufte der Jugend dahinter hervorsah. Ihr Gang war leicht, er hatte etwas Schwebendes, und wie sie durch die lichtglänzende Au dahinschritt, deren knospende Bäume den ersten graugrünen Schimmer zeigten, erschien sie ihm wie der Frühling selbst, der eben ins Land zieht.

Jede Andere, die mit eigenen Händen ihre Blumen vom Markte trug, hätte er in die niederste Stufe rangirt, sie trug sie, als ob sie zu ihr gehörten, wie ein Emblem.

Gewiß, sie verdiente seine Aufmerksamkeit und das tiefe Interesse, das er für sie von dem ersten Augenblick an empfand.

Und er ging hinter ihr drein und examinirte genau jedes Glied und jede Rundung dieses jugendlichen Körpers, den er mit den Augen zerpflickte.

Sie waren aus dem Park durch den Hofgarten gegangen und betraten den Odeonplatz, in den eine Anzahl Straßen einmünden.

Er hielt sich nun knapper an ihren Fersen, um ihr keinen Vorsprung zu lassen.

Sollte er sie ansprechen? Nein. Auf der Straße brauchte sie ihm keine Antwort zu geben; er gedachte ihr in anderer Weise

näher zu treten, sobald er nur erst wußte, wer sie war und wo sie wohnte.

Ihr rascheres Ausschreiten irritirte ihn, seine dezente Haltung forderte keineswegs zu einer Flucht heraus. Sie befanden sich überdies in einem belebten Stadttheil und sie hatte nichts zu befürchten.

Bene hastete indeß immer weiter; sie wußte, daß sie verfolgt war. Sie konnte, sobald sie einen raschen Blick seitwärts warf, die Gestalt ihres Verfolgers in den Schaufenstern sich widerspiegeln sehen, und sie verhehlte sich nicht, daß diese jung, elegant und anmuthig war. Es vermehrte nur ihre Angst. Wenn sich wiederholen sollte, was ihr weibliches Zartgefühl so tief verletzt hatte, wenn ihr eine neue Schmach zugebracht wäre und sie sich abermals zu vertheidigen hätte gegen eine unverdiente Beleidigung?! Ihr Blut wallte stürmisch, ihre Besonnenheit schwand unter der sich steigenden Angst und Verwirrung und ihre Nerven gehorchten nur mehr dem einen, rein instinktiven Antriebe, dem ihr Nachsetzenden zu entkommen und sich seiner Verfolgung zu entziehen.

So rannte sie wie ein gehektes Wild über den Maximiliansplatz dahin. Ihre Wangen brannten, ihre Brust keuchte. Sie trug noch immer die Azalee in den ermatteten Armen, aber diese war ihr so schwer geworden, daß sie meinte, sie müsse sie schon im nächsten Augenblick von sich werfen, als eine nicht länger zu bewältigende Last. Dort schob sich ein Gebäudekomplex in einer scharfen Ecke in den Platz herein, dorthin richteten sich ihre Augen.

Wenn sie diese Ecke vor ihm erreichen könnte, wäre Alles gewonnen. Dann blieb sie ihm einige Augenblicke entzogen, sie konnte sich in ein Haus flüchten und verstecken.

Schon an der Grenze ihres Könnens, raffte sie noch einmal ihre Kräfte zusammen und lief, nein, stürzte vorwärts, bog um die Ecke und rannte gegen ein großes Haus zu, dessen Thor weit offen stand.

Aber da strauchelten ihre zitternden Füße über einen vorstehenden Pflasterstein, sie stürzte, die Azalee fest an sich drückend, zu Boden und verlor das Bewußtsein. . . . Das Gefühl der

Kälte brachte sie wieder zu sich. Ihr Gesicht war feucht von Wasser.

Sie riß die Augen auf, wie aus einem Traum erwachend, und begegnete dem freundlichen Antlitz eines jungen Mädchens, das sich besorgt über sie beugte.

„Wo bin ich?“ fragte Lene.

Sie fand sich in einem fremden Gemach, auf einer Ottomane hingestreckt. Sie wollte emporspringen, aber die Muskeln versagten.

„Bleiben Sie ruhig, Fräulein“, flüsterte das Mädchen in einem süßlichen Ton. „Seien Sie unbesorgt, es ist Ihnen nichts geschehen. Sie waren nur betäubt von dem schweren Fall. Sie sind vor unserem Hotel gestürzt, der Portier hat Sie heraufgetragen.“

„Und meine Azalee?“ —

Das Mädchen lächelte.

„Die muß einen neuen Topf bekommen, dann wird sie sich schon wieder erholen. Aber denken Sie nicht daran und erholen Sie sich vorerst selbst, das ist wichtiger“, und sie drückte Lene sanft in die Kissen zurück.

Diese leistete keinen Widerstand, sie lächelte und nickte, als wolle sie sagen, ich verstehe jetzt Alles und habe keine Angst mehr.

Sie streckte sich ihrer ganzen Länge nach aus . . . Ach, sie war so müde, und es that wohl, sich dieser Ermattung hinzugeben. Mit einer schlaffen Handbewegung langte sie nach dem Mädchen, ohne es erreichen zu können, und so begnügte sie sich, ihr zuzusüßeln:

„Bitte, gehen Sie nicht fort, bleiben Sie bei mir.“

Und als sie sah, daß das Mädchen bejahend nickte, legte sie sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf die Seite, als ob sie schlafen wollte, und versiel abermals in einen Zustand der Bewußtlosigkeit. Einen Augenblick blieb es ganz still in der Stube, dann bewegten sich die seidenen Vorhänge des großen Fensters und Hartmann, der lauschend dahinter gestanden, kam unhörbar über den dicken Teppich herangeschlichen.

„Nun?“ fragte er leise und ungeduldig.

„Ich fürchte, das Fräulein ist aufs Neue bewußtlos geworden“,
lispelte das Stubenmädchen.

„Haben Sie die Kleider geöffnet?“

„Ja, sie beengten sie kaum; das Fräulein trägt kein Nieder.“

„Es ist gut“, sagte er in seiner vornehmen Art, ihr Still-
schweigen auferlegend, dann beugte er sich leise und vorsichtig über
die Regungslose.

„Ihr Athem ist regelmäßig — ich glaube sie schläft — wir
haben nichts mehr zu fürchten“, und mit einem gebietenden Blick:
„besorgen Sie einen Wagen . . . Gehen Sie“, fügte er schärfer
hinzu, als sie zögerte, und er drückte ihr gleichzeitig ein Geldstück
in die Hand.

Sie ging nach der Thür. Er horchte auf ihre sich entfernenden
Schritte, dann sah er sich um.

Sein Herz klopfte heftig. Er hatte diese Situation nicht
herbeigeführt, er wollte sich einreden, daß er sie nicht einmal
gewünscht hätte, aber nun — leise näherte er sich der Schläferin.

Draußen schien noch die Sonne und ihr abendliches Roth
lag in den Gipfeln der Bäume.

In dem Gemache mit den gelbseidenen, die Fenster umhüllenden
Vorhängen herrschte eine goldige Dämmerung, die ihren weichen
Schimmer auch über die auf der Ottomane ausgestreckte Gestalt
warf. Ein dunkles Kleid umhüllte sie knapp und enge, das
Leibchen war aufgeknöpft und ein schmaler Streifen des weißen
Hemdes war sichtbar, unter dem der junge Busen in gleichmäßigen
Intervallen sich hob und senkte.

Er warf einen raschen Blick gegen die Thür — dort der
Riegel — er brauchte ihn nur vorzuschieben und — was konnte
ihn hindern glücklich zu sein — ach was glücklich — rasend vor
Seligkeit!

In fiebernder Begehrlichkeit wollten seine Finger sich diesem
weißen ihm entgegenschimmernden Halse nähern, als er ihr aber
in das Gesicht blickte, zuckte die Hand zurück.

Dies Gesicht in seiner ernsten Ruhe, mit dem sanften, kind-
lichen Ausdruck machte ihn betroffen und schüchterte ihn ein.

Nein . . . ein Frevel wär's . . . und beginge er ihn, würde er sich damit nicht selbst um etwas betrügen, das köstlicher wäre, als Alles, was er bisher gekannt hatte? „Nein“, rief es stärker in ihm, „das ist eine Reine und Du bist kein Schurke.“

Er ging von ihr hinweg gegen das Fenster.

Er brauchte Luft. — Linde strömte sie ihm entgegen, vermengt mit dem Duft von Frühlingsblumen, die auf der Terrasse im Flor standen.

Frühlingszahnung hier außen und innen . . . Er fühlte sich plötzlich von einer großen Freude ergriffen. Endlich hatte er gefunden, wonach er sehnüchtig verlangte. Das ist ja so eine kleine Kaulquappe, ein jugendzartes unentwickeltes Ding — und er würde ihr Erster sein, ihr Einziger, ihr Alles.

Er dachte in diesem Augenblick nicht weiter darüber nach, wie sich die Dinge gestalten würden, wie weit er sich selbst zu verpflichten hätte, er dachte nur an die Süßigkeiten dieses kaum erblühten Körpers, die er bereits für sich in Anspruch nahm. Er mußte sie besitzen, aber freiwillig sollte sie sich ihm geben. Sie sollte nicht vor ihm fliehen, sie sollte nach ihm verlangen, wie er nach ihr, und wenn ihre Sinne noch im Schlummer lagen, er wollte sie wecken, zu stürmischer Leidenschaftlichkeit sie entflammen, bis sie wollustbevend sich in seine Arme warf, um sich in seinem Besitze zu berauschen.

Der laute Stundenschlag einer Uhr entriß ihn diesen Träumereien.

Er blickte auf und begegnete den großen, erschreckten Augen des jungen Mädchens.

Sie hatte sich aufgesetzt und starrte zu ihm hinüber.

Als er eine Bewegung machte, sprang sie sofort auf die Füße.

„Das ist abscheulich!“ Wie ein Zornschrei, in konvulsivischer Heftigkeit kam es von ihren Lippen.

Und als er nun abermals einen Schritt ihr entgegen that, lief sie wie eine Rasende gegen die Thür und stieß sie auf.

Ein Ah! der Erleichterung entrang sich ihr, aber ihre Bewegung war so stark, daß sie schwankte und sich an die Wand lehnen mußte, um nicht zu fallen.

Das Alles war so rasch und ihre Abwehr so leidenschaftlich gewesen, daß er völlig verblüfft vor ihr stand und sich nicht zu rühren getraute, aus Furcht, sie könnte ihm sofort verschwinden. Als er sie aber wieder erbleichen sah, faltete er die Hände:

„Berehrtes Fräulein, gestatten Sie mir doch, Ihnen beizustehen.“

Sie hob den Kopf, ihre Entrüstung schien ihr neue Kräfte zu geben:

„Was gehe ich Sie an — was haben Sie sich um mich zu kümmern — warum sind Sie hier — wo ist das Mädchen?“

„Ich habe sie um einen Wagen geschickt“, sagte er vornehm, im Gefühl seiner Unschuld, „indefß wollte ich über Sie wachen, Sie waren eine Zeit lang bewußtlos.“

„Weil Sie mich gejagt haben, bis ich zusammenbrach.“

„Ich habe Sie gejagt?“

Sie fuhr auf. Mit empörten Augen sah sie in das schöne Gesicht des jungen Mannes, das seinen sanften, fragenden Ausdruck beibehielt.

Das regte sie nur noch mehr auf. Es war doch eine Frechheit von ihm, gewiß, und sie wollte keinen Augenblick länger mit ihm beisammen bleiben.

Dort lag ihr Hut, sie nahm ihre Kräfte zusammen und ging ihn holen.

Aber er war ihr zuvorgekommen und brachte ihn samt dem Sonnenschirm.

„Ich habe Sie nicht darum gebeten“, sagte sie barsch, mit zusammengebißnen Lippen, die nervös zitterten. Sie nahm ihn aus seiner Hand, und ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, ging sie der Thüre zu.

Da stellte er sich ihr entgegen.

„Mein Fräulein, einen Augenblick. Sie haben mich angeklagt, erlauben Sie mir, mich zu rechtfertigen.“

„Es ist nicht nöthig“, sagte sie und wollte an ihm vorbei.

„Doch, Sie sollen keine allzu schlechte Meinung von mir mit sich nehmen, ich könnte es nicht ertragen.“

Und nun war es doch die Anmuth seines Wesens, seine vornehme Haltung, sein Blick, die sie kannten. Er erzählte ihr in raschen, überzeugenden Worten, wie er, im Moment, wo sie die Straße übersehte, in ihr eine Dame zu erkennen glaubte, die wegen ihrer Blumenliebhaberei von sich sprechen machte. Er wollte Gewißheit haben und ging ihr nach. Als er seinen Irrthum erkannt hatte, gedachte er sie nicht weiter zu belästigen, sondern so rasch als möglich nach Hause zurückzukehren.

„Und deshalb gingen Sie immer hinter mir her?“ stieß sie zornig hervor, ihren letzten Trumpf gegen ihn ausspielend.

„Mein Fräulein, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber es war wirklich der kürzeste Weg zu meiner Behausung.“

Er sagte das so einfach und glaubwürdig, mit den ehrlichsten Augen von der Welt, die nur ein wenig vorwurfsvoll blickten. Dunkle Flammen stiegen in ihr Antlitz und sie senkte die Augen verwirrt und verlegen.

Sie hatte ihm Unrecht gethan. . . . Es war ihr ein fürchterliches Gefühl . . . und daß sie seine Nachstellung vorausgesetzt hatte, vergrößerte noch ihre Pein, ließ sie in Scham vergehen. Wie lächerlich albern mußte sie ihm erschienen sein!

Sie blieb wie angewurzelt stehen, während ihre Wangen immer höher brannten, und wußte nicht, was sie sagen und was sie thun sollte.

Und als er sie jetzt in ritterlicher Weise um Verzeihung bat, daß er wider Willen ihr Mißfallen erregt hatte, lispelte sie linksch und schier ganz außer Fassung:

„O bitte . . . verzeihen Sie mir.“ Dann setzte sie sich auf den Sessel nahe der Thür und brach plötzlich in Thränen aus.

Er lächelte; er fühlte sich Herr der Situation.

Er nahm ihr sanft den Hut aus der Hand und den Schirm und fragte mit besorgten, zärtlichen Worten, was sie habe und weshalb sie weine.

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen und versuchte ein krampfhaftes Lächeln:

„Ich benehme mich recht dumm, ich weiß es — aber ich bitte, ich muß jetzt nach Hause — meine Eltern werden in Sorge

sein.“ Sie hatte den Hut an sich genommen, setzte ihn auf — verkehrt — und griff nach dem Schirm.

„Haben Sie nur Geduld, theures Fräulein“ — er hatte bereits den überlegenen Ton des Beschützers, „ich habe bereits einen Wagen befohlen. . . . Wenn Sie es mir erlauben, werde ich Sie selbst nach Hause bringen.“

„Sie wollen zu uns — zu meinem Vater?“ rief sie erschreckt. Er lächelte voll Selbstherrlichkeit. „Ich habe keinen Grund, mich vor ihm zu verbergen.“ Er verneigte sich leicht vor ihr: „Doktor Erich Hartmann.“ Auch sie verbeugte sich, viel zu tief für eine Dame, aber er imponirte ihr immer mehr.

„Sie sind Arzt?“

„Nein, ich bin Ministerialbeamter“, und er nannte den Namen des Ministeriums, in welchem er diente.

„Mein Vater ist in demselben Ministerium.“

„Sein Name?“

„Joachim Røder.“

„Wirklich?“

„Kennen Sie ihn vielleicht?“

„Gewiß kenne ich ihn.“

Sie schlug die Hände zusammen: „Ach, das ist gut!“

Es klang lieb und hell, wie das Entzücken eines Kindes, das einsieht, daß es sich umsonst gefürchtet hat, und in reizender Vertrauensseligkeit streckte sie ihm die Hand entgegen, die sie ihm bisher verweigert hatte.

Er führte sie an seine Lippen, und als sie das nicht dulden wollte, rief er in schelmischer Rechthaberei: „Nein, nein, ein kleiner Beamter darf die Tochter eines älteren Kollegen immer ein bißchen kajoaliren“, und nun lachten sie Beide.

Da klopfte es vorsichtig an die Thür.

„Kommen Sie nur herein“, rief Hartmann laut, und als das Stubenmädchen eintrat: „Ist der Wagen da? Gut, kommen Sie, mein Fräulein, in einigen Minuten werden wir bei Ihren Eltern sein.“

Helene nickte mit einem rührend dankbaren Blick.

Als sie hierauf miteinander die Treppe hinabgingen, hatte sie seinen Arm genommen und sie plauderten heiter und zwanglos miteinander, wie alte Bekannte.

VI.

„Er wird sie heirathen!“ Es ist in unserer Gesellschaft das Zauberwort, das Alles entscheidet, Alles sühnt, Alles ausgleicht, das jeden Skrupel beseitigt und die kühnsten Illusionen in Permanenz erklärt.

Sind sie doch die nothwendigste Voraussetzung bei einem Bunde, den zwei Menschen auf Lebenszeit zu schließen im Begriffe stehen.

„Er wird sie heirathen!“ Es war das geflügelte Wort, das aus dem Röder'schen Hause auf die Gasse getragen wurde und die Nachbarschaft in nicht geringe Verwunderung versetzte.

„Da macht doch auch einmal ein armes Mädchen sein Glück“, hieß es, und da war Niemand, der den froherregten Eltern nicht dazu gratulirt hätte.

Die Hochzeit sollte nach einigen Wochen stattfinden. Doktor Hartmann hatte nicht die Absicht, zu warten, bis eine Stadtwohnung gemiethet und möblirt werde, das konnte während der Sommermonate geschehen.

Er gedachte einen Urlaub zu nehmen und die Flitterwochen in seiner Villa in St. Agath zu verbringen, die er von seiner Tante geerbt hatte.

Eine Idylle wollte er sich schaffen, ganz seinem Ideal entsprechend, in der ihn Niemand stören sollte, und er hatte seine Anordnungen so rasch betrieben, daß das reizende Nest alsbald zur Aufnahme des jungen Paares bereit stand.

„Daß er's gar so treibt“, jammerte heuchlerisch Frau Röder, während ihr Gesicht vor mütterlicher Eitelkeit strahlte, „es wird sie ihm Keiner mehr wegnehmen, aber seine Ungeduld bringt uns ganz außer Athem und die Vene weiß bei der Heße nicht mehr, wie ihr geschieht.“

So war es auch. Für sie war das Alles zu plötzlich und unvermittelt gekommen.

Gleich bei ihrer zweiten Zusammenkunft hatte ihr Erich von seiner Liebe gesprochen und sie gefragt, ob sie nicht seine Frau werden wolle.

Ein jäher Schreck hatte sie überfallen und förmlich gelähmt, so daß sie auch nicht ein Wort hervorzustammeln vermochte.

Er wartete auch gar nicht darauf. Es war ihm so selbstverständlich, daß sie ihn nehmen würde, und so sprach er denn in berebter Weise von dem schönen, dauernden Glück, das er ihr an seiner Seite bereiten wolle.

Sie zwang sich, ihn zu verstehen, ohne den Muth zu finden, ihn anzusehen, und vor dem Dränger erbebend und selbst gebrängt von dem Aufruhr in ihrem Innern, stimmte sie seinen Ausführungen zu und stammelte in Absätzen, ohne zu wissen, was sie thue und was sie sagte, immer nur: „Ja — ja — ja!“

So war sie seine Braut geworden und mit der Siegesfreudigkeit des Eroberers war er daran gegangen, die Eroberte nach seinem Geschmack umzumodeln, sie für seine Wünsche zu erziehen.

Es erschien ihm ungemein leicht.

„Die Vene giebt keine Räthsel auf“, sagte er lächelnd zu Papa Röder, „die ist noch weich und durchsichtig, wie eine Qualle. Es ist lustig, wie man ihr jede Regung vom Gesicht ablesen kann, sie ist gar nicht im Stande, sich zu verstellen, ich wette, die besitzt auch nicht das geringste diplomatische Talent, das ist eigentlich unweiblich.“

Er war indeß mit dieser Unfertigkeit ganz zufrieden und dachte nicht im Entferntesten daran, daß diese rückhaltlose Offenheit, dieses Bedürfniß, wahr zu sein, weil man alle Anderen für wahr hält, selbst schon Eigenart und Charakter verrathe.

„Die wird so denken und fühlen, wie ich es wünsche und erwarte“, und damit schien ihm sein Glück und das ihre vollständig gesichert.

Es galt jetzt nur ihre Gewohnheiten umzugestalten, die mit den seinen allerdings in keinem Punkt übereinstimmten, und ihre

lächerlich bescheidenen gesellschaftlichen Anschauungen, ihre manchmal geradezu proletarischen Empfindungen auf ein höheres Niveau zu heben. Es beschäftigte ihn auf das Angenehmste.

Er konnte in seiner ganzen Ueberlegenheit und stets als der Gebende auftreten, als der Beglückende.

Es beglückte ihn selbst, ja er fühlte sich mitunter ganz übermüthig; er merkte es auch, daß er Alle bezauberte, und daß man ihn im Hause Röder, wie überall, für den besten, den schönsten, den liebenswerthesten Menschen unter der Sonne hielt. Er selbst hielt sich bescheidener Weise nur für den größten Idealisten, der bereit war, seiner Liebe zu einem armen, einfachen Mädchen die unglaublichsten Opfer zu bringen.

Wie Konrad über das Ereigniß dachte, erfuhr Niemand. Er hatte in diesen Tagen, wie es nun öfter geschah, eine Agitationsreise in Parteiangelegenheiten unternommen, und als er zurückkam, war Lenes Brauttschaft ein fait accompli, mit dem ihn Mama Röder zuerst überraschte. Sie hatte so eine Ahnung, daß er die Lene gern habe, und es that ihrem mütterlichen Herzen wohl, ihn ein wenig dafür zu strafen, daß er nicht einmal ihr gegenüber sich zu dieser Neigung bekannt hatte.

Er hatte auch seine Augen nicht wenig aufgerissen; ja, sie glaubte bemerkt zu haben, daß er die Farbe wechselte, aber er hatte kein Wort gesagt, auch nicht ihrem Manne gegenüber, der mit Konrad überhaupt jetzt viel seltener zusammenkam.

Es war ihr ganz recht. Die Leute sprachen jetzt ganz offen davon, daß der Konrad ein Sozialdemokrat sei, der in die Versammlungen ginge, und wenn sie auch nach wie vor mit Frau Ebner gute Nachbarschaft halten wollte, weil sich für die ganze Familie daraus so viele Vortheile ergaben, ihr Mann, ein Staatsbeamter, mußte in seinem Verkehr vorsichtiger sein.

Im Augenblick aber waren die neuen Verhältnisse eine Macht geworden, die der guten Frau vollständig den Kopf verdrehten.

Die Lieferanten gingen jetzt in ihrem Hause nur so ein und aus, und Lene wurde nicht fertig mit Aussuchen, Maßnehmenlassen und Probiren. Lene war hübsch, ihr Bräutigam wollte sie

elegant haben. Die Lieferanten wußten aus ihrer Praxis sehr wohl, was in solchen Fällen ein Bräutigam, der die Ausstattung selbst bezahlt, für sein theures Geld zu erhalten wünscht.

Er begehrt, daß man ihm seine Braut so verführerisch als möglich vor Augen bringe. Lene ließ Alles gewähren und hatte selbst ihre Freude daran; aber wenn nun diese Modistinnen und Wäsche-konfektionärinnen von der Schönheit ihres Körpers zu schwärmen anfangen, an die sie nie gedacht, und ausdünsteten, wie sie Reize, die bisher verborgen geblüht, so recht augenfällig machen könnten und sinnberückend, da suchte das junge Mädchen hastig und verlegen darüber hinwegzukommen, ohne einen Ausdruck für ihre innere Verletztheit zu finden; die Scham bei einem Kinde ist schüchtern und stumm. Als aber Erich den Wunsch aussprach, sie möge sich schon jetzt in die neuen Toiletten kleiden, wagte sie zum erstenmal einen Widerspruch, der ihren Bräutigam sichtlich verstimmt. Es kam zu einem Wortwechsel zwischen ihnen, und Erich entfernte sich in vollem Aerger.

Als er fort war, begann die Mutter ihr Vorwürfe zu machen über ihr albernes, unverantwortliches Betragen.

Lene, noch immer erregt, runzelte die Brauen.

„Wie kann ich denn seine Sachen tragen“, rief sie, mit einigem Ungeßüm sich gegen die Mutter wendend, „und gesetzt, wenn wir auf einander böß würden und uns nicht mehr heirathen wollten, wie sollte ich sie ihm dann zurückgeben?“

„Nicht heirathen?“ rief die Mutter, die förmlich in sich zusammensank, „wie kannst Du daran nur denken.“

„Das wäre wohl sehr unangenehm?“ fragte Lene, die selbst nicht wußte, warum die jammervolle Miene der Mutter sie empörte.

„Unangenehm? Das wäre wohl für uns etwas mehr als unangenehm.“

„Für Euch?“ schoß es unbedacht über Lenes geschwungene Lippen, „das geht doch nur mich an.“ Sie sprach nicht weiter.

Vater Röder war aus der Thür getreten. Er hatte sie in den letzten Tagen oft so hoffnungsfreudig angelächelt, jetzt sah er ernst und unzufrieden aus.

„Dich geht es an, Dich allein, aber darum sollst Du auch nicht die schwere Verantwortung auf Dich laden, Dein Glück leichtsinnig verscherzt zu haben. Was Dir Gricb bietet, kommt Dir im Leben nicht wieder, nie, aber ich glaube gar nicht, daß Du so unbedacht handeln könntest.“

„O, sie ist Alles im Stande“, jammerte die Mutter, „sie denkt an nichts; sie hat sich nie darum gekümmert, woher wir's nehmen, und daß das Leben immer schwieriger wird, je größer die Kinder werden. Freilich, ihr hat's an nichts gefehlt, aber nun werden die Buben auch einmal etwas brauchen — aber das weiß der liebe Gott, woher wir's nehmen sollen, solange sie nicht versorgt ist.“

Der Vater gebot der erregten Frau, zu schweigen. Er wolle solche Reden nicht hören, er treibe seine Tochter nicht aus dem Hause. „Aber aufbringen sollst Du ihn auch nicht durch albernen Eigensinn“, wendete er sich an Lene, „versöhne ihn lieber so rasch als möglich — es wird Dir nicht schwer fallen“, und leiser, mit einem zärtlichen Blinzeln, das sein strenges Gesicht ungewöhnlich erhellte, „er ist ja verliebt in Dich bis über die Ohren — — und Du in ihn.“

Lene sagte kein Wort. Stumm beugte sie ihr Haupt, als fühle sie zum erstenmale das Joch, das sie nicht abschütteln dürfe ohne Schaden für sich und die Ihrigen. Aber es würde ihr nicht schwer fallen, hatte der Vater gesagt, denn sie liebe ihn.

Es war, als hätte sie erst dieser väterlichen Bestätigung bedurft, um sich ihrer Liebe völlig bewußt zu werden. Sie war nun voll Ungeduld und Sehnsucht, ihn wiederzusehen, und als er am nächsten Tage zur festgesetzten Stunde nicht erschien, kam eine quälende Angst über sie, die die stummen Seufzer der Mutter und die aufgeregten Schritte des Vaters, der in seiner Stube unaufhörlich auf und nieder ging, bis zur Unerträglichkeit steigerten.

Als Gricb nun endlich erschien, flog sie ihm mit einem Freudenschrei an den Hals und ließ sich von ihm küssen nach Herzenslust. Auch er hatte daran gedacht, sie zu versöhnen, und übergab ihr ein Etui mit herrlichen Brillantenboutons.

Mama Röder war hingerissen von dieser fürstlichen Gabe und Lene lachte voll Glück und Entzücken und wehrte es nicht, als er sie sofort in ihren kleinen Ohren befestigte. Sie begriff, daß nun auch das Uebrige dazu stimmen müsse, und als sie von Mama hergerichtet, nach dem letzten Journal gekleidet, vor ihm stand, in dem lichten, ihre Formen fest umhüllenden Kleide, erschien sie holdselig in ihrem Erröthen und der eiteln Freude, sich so schön zu sehen und von ihrem Liebsten bewundert.

Die Tage vergingen in jener stillen Langeweile, die spießbürgerliche Brautschaften stets umgiebt.

Erich lachte über sich selbst. Wie ein Anfänger in der Liebe kam er sich vor, genügsam, ungeschickt und geduldig. Aber das mußte eben getragen und überwunden werden.

„Froh werde ich sein, wenn diese Brautschaft überstanden sein wird“, gestand er sich, „das ist ein schrecklicher Zustand.“

Aber wenn er die Tage und schließlich die Stunden zählte, die ihn vom Beginn seiner Herrschaft noch trennten, suchte das junge Wesen, das sich selbst noch nicht kannte, diesen Zeitpunkt, der es in eine neue Umgebung, in durchaus veränderte Verhältnisse bringen würde, in seinen Vorstellungen möglichst hinauszuschieben.

Sie bekam Herzklopfen, so oft sie nur daran dachte, daß sie mit diesem fremden Manne das Elternhaus verlassen würde, um nie wieder dahin zurückzukehren, und darum dachte sie so wenig wie möglich daran.

Für einen jugendlichen Menschen sind Wochen eine lange Zeit, und das Bängliche, das sich schon binnen wenigen Tagen vollziehen soll, kann er noch als etwas weit Abliegendes betrachten, mit dem er sich nicht zu beschäftigen braucht.

So machte es Lene; sie versuchte Alles in die Ferne zu rücken und befand sich trotzdem in immerwährender Unruhe und Spannung, die ihre Nerven angriff und ihr Aussehen zu verändern begann.

Sie wurde blaß, magerte ab und ihr zartes Gesichtchen hatte oft einen Ausdruck völliger Erschöpfung.

Der Bräutigam konnte sein Mißvergnügen darüber nicht verhehlen, aber Röder tröstete ihn, daß das bei Bräuten gewöhnlich sei.

„Ei, weil man auch ihre Liebessehnsucht auf die Folter spannt“, versicherte Erich und er kürzte abermals den Termin ihrer Vermählung um einige Tage.

Am Abend vor derselben suchte Röder den Bräutigam in seiner Junggesellenwohnung auf.

„Sie wollen also wirklich gleich nach der Trauung mit Vene nach dem Bahnhofe fahren?“ fragte der Vater.

„Ich werde sie doch nicht hierher in meine Garçonwohnung bringen. Das soll überhaupt eine terra incognita für sie bleiben“, setzte er lächelnd hinzu. . . . „Das wird Alles aufgelassen — abgeschlossen für immer.“

„Das hoffe ich“, bemerkte Röder, während er mit einem Stirnrunzeln die vielen Aquarelle und Photographien weiblicher Schönheiten betrachtete, die die Wände bedeckten, am Schreibtisch aufgestellt waren und Schalen und Albums füllten.

„Sie hatten wohl viele Damenbekanntschaften?“ fragte er zögernd.

Erich lachte. „Aber Sie sind naiv, lieber Röder, wenn man in der Welt lebt, kommt das Einem so zugeflogen, man weiß nicht wie, und Photographien kann Jeder haben.“

„Ja, wir Kleinbürger sind noch recht naiv“, versetzte Röder nicht ohne Bitterkeit, dann mit einem verlegenen Lächeln ihm näher tretend: „Meinen Sie nicht, Hartmann, daß es gut wäre, Vene über ihre neuen Pflichten ein wenig aufzuklären, sie ist ganz unwissend — ganz ahnungslos, ich versichere Sie, und ich möchte —“

Hartmann wandte sich rasch nach ihm um.

„Sie möchten — was fällt Ihnen ein, das paßte mir gar nicht.“

„Das Kind thut mir leid; sie hat mich in den letzten Tagen oft so fragend angeblickt, flehend fast, als erwarte sie von dem Vater, daß er ihr etwas sagen werde —“

„Nein, nein“, entgegnete Hartmann rasch, fast heftig, „wer wird auch einem Mädchen die Liebe theoretisch erklären, das muß praktisch erläutert werden.“

Er klopfte dem Vater lachend auf die Schulter.

„Unbesorgt, lieber Röder, überlassen Sie das nur mir. Ihre Erziehung werde ich vollenden — und sie braucht gar nichts zu wissen, als daß sie mir gehört und daß ich sie liebe.“

VII.

Es war ein Sonntagsmorgen, an dem Venes Hochzeit stattfinden sollte.

Bei den Röders war frühe Alles in Bewegung.

Frau Ebner, die mit zur Kirche wollte, hatte ihr schwarzes Seidenkleid angelegt und gedachte hinüberzugehen, um zu helfen, wo es nöthig wäre.

Jetzt stand sie vor dem Spiegel und probirte einen Strohhut an, den sie für diese Gelegenheit mit neuen Bändern gepußt hatte und der geradezu brillant wirkte.

Die große, behagliche Stube war bereits vollständig aufgeräumt. Die Fenster waren geöffnet und reichlich mit Blumen besetzt. Die Morgensonne sandte einen schrägen Strahl in das Zimmer und streifte Konrad, der in Hemdärmeln an dem Fensterstisch stand, beschäftigt, eine Anzahl eingelaufener Broschüren zu fortiren und aufzuschneiden.

„Du könntest die Rollvorhänge herunterlassen“, sagte die Mutter zu ihrem Sohne, oder hast Du es gerne, wenn Dir die Sonne so warm auf den Buckel scheint?“

„Ein Bißchen Sonne thut gut, Mutter —“ sagte er, ohne aufzuschauen.

Sie blinzelte von der Seite zu ihm hinüber, dann kam sie im Hute heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Magst Du wirklich nicht mit in die Kirche gehen?“ fragte sie in dem schmeichelnden, aber vorsichtigen Ton, der ein letzter Versuch ist, einen Eigensinnigen umzustimmen.

Ihr Sohn machte eine ungeduldig abwehrende Bewegung.

„Geh', thu's mir zu lieb“, bat sie eindringlich.

„Ich kann nicht, Du weißt es.“

„Ich weiß gar nichts.“

„Ich habe eine Versammlung.“

„Du mit Deinen ewigen Versammlungen, das ist auch gar so nöthig.“

„Und Lazar Temp'sky, der heute Morgen hier einziehen will —“

„Der muß gerade heute kommen, an einem Sonntag? So eine verrückte Idee — nun ja, ein Russe — ich hätte nicht Ja sagen sollen — wie kann man sich auch einen Russen aufs Zimmer nehmen.“

„Was hast Du gegen die Russen?“

„Sehr viel. Erstens sind sie unsauber, zweitens sind sie Revolutionäre — das Eine ist so unangenehm wie das Andere.“

„So spricht die Mutter eines Revolutionärs? Schäme Dich.“

„Ja, wenn sie Alle so wären wie Du“, sagte sie, ihn mit den Augen liebkosend.

„Ich sehe schon, Mutter, Du hast noch gar kein Verständniß; ich muß Dich erst für unsere gute Sache erziehen.“

Er lachte.

Es war nicht das frohe, herzliche Lachen, das sie so gerne hörte, es klang gepreßt, und sie hatte plötzlich den großen Jungen um den Hals genommen und küßte ihn mit fast leidenschaftlicher Heftigkeit auf die Wange. Einen Augenblick drückte er sie an sich, seiner Empfindung nachgebend, dann wehrte er sie ab und sagte mürrisch und spöttisch zugleich:

„Wozu jezt solche Sachen — Du verdrückst Dir Deinen schönen Hut, und das hat doch keinen Zweck.“

Sie wollte etwas erwidern. Aber sie verschluckte das Wort, that einen kleinen Seufzer, nahm ihren Hut vom Kopfe, legte ihn aufs Bett und verließ die Stube.

Er hatte das Papiermesser wieder ergriffen, und über die Zeitungen und Broschüren gebeugt, fuhr er fort, dieselben aufzuschneiden.

Sonst pflegte er raschen Auges die Titel zu überfliegen; er naschte auch hier und da von dem Inhalt, und wenn ein Artikel ihn lebhafter anzog, verschlang er ihn gleich auf der Stelle, heute hantierte er ganz mechanisch. Die Augen blickten wie abwesend auf die weißen Blätter und auf die leise sich bewegenden Schatten, welche die am Fenster stehenden Blumen darauf warfen.

Er sah erst auf, als die Thür abermals ging.

Die Mutter kam hastig herein. Sie sah sehr aufgereggt aus.

„Was ist's?“ fragte er und blickte sie an.

„Ach nichts, eine dumme Geschichte . . . es ist zu kindisch, jetzt möchte sie auf einmal nicht.“

„Sie will nicht?“ schrie er so laut, daß er über den Klang seiner Stimme betroffen war.

„Das heißt, sie will heute nicht“, korrigirte die Mutter, „morgen, ja, oder — meinetwegen übermorgen, wie sie sagte.“

„Aber man wird sie doch nicht zwingen? — Man soll sie nicht zwingen!“ rief er entschlossen. Er warf das Papiermesser fort und sprang nach dem Schragen, wo sein Rock hing, um ihn anzuziehen.

Die Mutter faßte ihn erschreckt am Arme.

„Was willst Du denn thun — was fällt Dir ein, Konrad!“

„Ich will mit Röder sprechen — noch ist es Zeit.“

„Bist Du toll? Dem Röder kämst Du gerade recht, der ist ohnedies so nervös. . . . Mit ihm sprechen. . . . Der weiß schon, was er zu thun hat. . . . Er hat sie ja nicht gezwungen, sie hat selbst gewollt. . . . Ach Gott, das ist nichts als eine Mädchenlaune.“

Konrad fuhr in die Ärmel seines Rockes, ohne zu antworten.

Das wohlgefärbte Gesicht der Ebner erblaßte und mit einer Entschiedenheit, die man ihr ihrem Sohne gegenüber nicht zugestanden hätte, stellte sie sich vor ihn hin.

„Du gehst nicht, ich will's nicht. Deine Einnischung braucht Niemand, Niemand verlangt sie, und Lene wäre die Erste, die sie zurückwies, denn sie will ihren Erieh und keinen Anderen, und ob sie ihn heute nimmt oder morgen, das ist ihre Sache und

darüber kann sich der Vater ereifern oder der Bräutigam, aber nicht Du — Dich geht's nichts an — also sei vernünftig und gieb Dich zufrieden."

Er steckte die Hände in die Taschen und setzte sich an den Tisch, biß die Zähne aufeinander und blickte finster und gewitterhaft vor sich hin.

Sie machte sich mit Diesem und Jenem zu schaffen, um ihre Erregung zu meistern, als sie aber von der Seite nach ihm blickte und sein verstörtes Gesicht sah, hielt sie nicht länger an sich.

"Jetzt kommt er damit heraus, hinterdrein", rief sie in kummervollem Zorn. "Warum hast denn alles geschehen lassen und hast Dein Maul gehalten, wenn Du sie gerne hast?"

Er hatte ein kurzes, krampfhaftes Lachen.

"Und weil sie mir gefallen hat, lieb wie sie ist, ist's damit ausgemacht, daß ein Kerl, wie ich bin, auch ihr gefallen muß? — Nein, die Vene hat nichts für mich gefühlt, das weiß ich."

Er erhob sich. Jede Kante in diesem jungen, schmalen Gesicht schien eckiger zu werden und seine Stirnbuckeln traten noch mehr hervor.

"Es hätte auch keinen Sinn gehabt", entgegnete die Mutter. "Heirathen hättest Du sie doch nicht können, auf was denn? Ihr habt Beide nichts — na, und ein langer Brautstand — dabei kommt auch nichts Gutes heraus. Den Ködders ist es zu gönnen, daß sie ihr Mädel glänzend versorgen — was sollten sie auch sonst mit ihr anfangen? Und wenn Du es so sicher weißt, daß die Vene für Dich nichts empfunden hat, dann ist der Andere der Erste, und dann ist er auch der Richtige, und es braucht sich Niemand ihretwegen den Kopf abzureißen."

Sie hatte entschieden, fast hart gesprochen, während es ihr weich und wehe ums Herz war; sie hätte ihren Zungen an sich ziehen mögen und unterließ es, weil sie fühlte, daß er das mit sich allein abmachen mußte, und daß ihre Zärtlichkeit und ihr Mitleid hier nicht am Plage waren.

Sie nahm ihren reichbebänderten Hut in die Hand und richtete an ihm mit zitternden Fingern.

Es blieb still in der Stube, von der sich die Sonne allmählig zurückzog, die nur mehr die Blumen beschien, welche stärker dufteten, so daß die Stube von dem Geruch der Rosen und Levkojen erfüllt war.

Da rasselte ein Wagen heran und hielt plötzlich, knapp vor dem Hause.

Man hörte den Wagenschlag öffnen und wieder zuschlagen. „Der Bräutigam“, dachte Frau Ebner. Sie richtete sich auf. Es war ihr lieb, über das, was unwiderruflich war, rasch hinwegzukommen.

Jetzt kam ein zweiter Wagen heran und hielt ebenfalls vor dem Hause.

„Gi“, sagte sie und versuchte zu lächeln, „die kommen ja viel zu früh. Die Braut ist mit ihrer Toilette noch nicht fertig und die Mutter schon gar nicht. Da muß ich ihnen wohl zu Hilfe kommen. . . . Ich werde Hut und Handschuhe gleich mitnehmen, da brauch’ ich nicht wieder herüber zu springen.“ Sie kam auf Konrad zu — und streckte ihm die Hand entgegen, fast zaghaft: „Adieu, Konrad.“

Er erhob sich.

„Adieu, Mutter“, sagte er freundlich; er schien ganz ruhig geworden zu sein. „Ich gehe mit Dir hinaus, ich werde nach Dir abschließen.“

Bei der Thüre küßte er sie auf die Stirne, mit einem Scherz über ihr wunderbar nobles Aussehen.

Als er zurückkam und allein war, begann er in der Stube auf und nieder zu gehen, bis er sich ermattet in einen Stuhl sinken ließ.

Die Zähne übereinander gebissen, starrte er vor sich hin, dann plötzlich, wie von Schmerz überwältigt, warf er die Arme über den Tisch, legte den Kopf darauf und brach in ein leidenschaftliches Schluchzen aus.

Er weinte wie ein Kind, laut, unaufhaltsam, nicht im Stande, sich zu beruhigen.

Da wurde die Glocke kräftig gezogen.

Er schnellte empor, fuhr sich mit der Hand über die Augen, über den Mund und rang nach Fassung.

Da erscholl die Glocke in rasch aufeinander folgenden Schlägen zum zweiten Male.

„Dobuskoff“, murmelte er. Er stellte sich stramm aufrecht und schüttelte sich, als könne er damit Alles von sich werfen, und nachdem er sich nochmals die Augen gewischt hatte und seinen Schnurrbart zurecht gestrichen, ging er hinaus, um zu öffnen.

Gleich darauf kehrte er mit einem jungen Manne zurück, der eine Reisetasche in der Hand trug.

„Nur da herein“, sagte Konrad.

„Sind wir allein?“ fragte der Russe, sich in der Stube umsehend.

„Ganz allein“, versicherte Konrad, „aber das ist Alles, was Du mitbringst?“

„Vorläufig genügt es. Ich habe mein bisheriges Logis nicht aufgegeben, zwei Domizile sind gerade genug für mich. Dort werde ich schlafen — hier arbeiten — dort bin ich gemeldet — hier“ — er verbeugte sich leicht vor Konrad — „werde ich nur als Dein Gast fungiren.“

„Falsch gemeldet?“ fragte Konrad, sich zu einem Lächeln zwingend.

Der Russe machte eine unnachahmlich nachlässige Bewegung mit den Schultern.

„Ich werde ja sehen, wie lange ich mich als Herr Tempsh, Studirender der Medizin, zu behaupten vermag.“

Er hatte seinen Hut beiseite geworfen und strich sich mit der Hand die rothblonden Haare zurück, die ihm in die Stirne gefallen waren. Es war eine feine aristokratische Hand, mit der seine Gestalt nicht ganz in Uebereinstimmung war. Lazar Alexandrowitsch Dobuskoff war nicht über Mittelgröße, gedrungen und muskulös. Auf dem weißen, kräftigen Halse saß ein ausdrucksvoller Kopf, der durch das dichte Haar vielleicht gar zu mächtig wirkte.

Es lockte sich an der Stirne; am Hinterkopf war es kurz geschnitten und kräuselte sich trotzdem tief in den Nacken hinab. Auch sein Bart, den noch kein Messer in seiner jugendlichen

Ueberwucherung gestört hatte, war gelockt, Alles an ihm strotzend von Kraft und Gesundheit.

Er hielt noch immer die Tasche in der Linken, während die rasch umherschweifenden Augen die Umgebung mit der Genauigkeit eines Polizeispions musterten.

„Da wohnen Mutter und ich“, erklärte Konrad, „und hier ist Deine Stube — wenn es Dir gefällig wäre —“

Die Beiden begaben sich in dieselbe.

Als sie wieder herausstraten, waren sie in ein lebhaftes Gespräch verwickelt.

Lazar sprach das Deutsche korrekt und fließend, wenn auch mit weichem slavischen Accent.

Mit der Lebendigkeit eines Südländers erzählte er von seiner nordischen Heimath und wie Jeder von ihnen doch nur daran denke, baldmöglichst dahin zurückzukehren.

„Wär's auch nur, um uns dort hängen zu lassen“, setzte er mit einem bitteren Lächeln hinzu.

Er sprach von der Emigration und erwähnte Lawrow's, des bedeutenden Publizisten, der in Paris lebe. Er stehe mit ihm in regelmäßiger Korrespondenz. Lawrow würde seine Briefe nun hierher adressiren.

In ungezwungener Weise hatte er sich an das Fenster gesetzt und schlürfte mit sichtlichem Behagen den Duft der Rosen und Levkojen, den die wehende Luft über ihn hinströmte.

Eine Bewegung, die auf der Straße entstanden war, lenkte seine raschen Augen dahin.

Die daselbst aufgestellten Wagen begannen der Reihe nach vorzufahren.

Ein junges Mädchen, ganz weiß gekleidet, mit Myrthen im Haar, war am Arme eines sehr distinguirt aussehenden jungen Mannes aus dem Hausthor getreten und wartete, bis eine ältere Dame vor ihr in den Wagen stieg.

„Ihr habt eine Hochzeit im Hause?“ fragte Lazar, „aber diese Braut ist der leibhaftige Frühling — wirklich reizend — wer ist das Mädchen?“

„Fräulein Röder“, sagte Konrad, bemüht, seiner Stimme einige Festigkeit zu geben.

„Wie? Röder's Tochter? Und das sagst Du mir erst jetzt.“

„Sie heirathet einen Bourgeois“, stieß Konrad zwischen den Zähnen hervor.

Lazar wandte sich um. Der junge Arbeiter stand aufrecht hinter ihm, blaß, mit gerunzelten Brauen, den Kopf wie in Erschöpfung gegen das Fenster gelehnt, ohne hinauszuschauen. In dem Augenblick hörte man das Gerassel der Wagen, die im raschesten Tempo die Straße hinabfuhren, sie nahmen den Weg zur Kirche.

Lazar errieth Alles. Er schloß die Augen zur Hälfte und jener melancholische Zug, der den Russen im Gril eigenthümlich ist, trat in sein Gesicht, dann sagte er leise, wie zu sich selbst:

„Alle zarten und zärtlichen Gefühle sind nichts für uns, sie werden zu Fesseln.“

Konrad hatte eine Bewegung der Ungebuld.

Es ärgerte ihn, sich durchschaut zu wissen.

Lazar legte, gleichsam beschwichtigend, die Hand auf seinen Arm:

„Weißt Du, was Netschajew sagt: Je mehr ein Revolutionär einem Klotze gleicht, um so näher der Vollkommenheit.“

„Und Du glaubst, daß man sich mit fünfundzwanzig Jahren zu einer solchen Vollkommenheit emporheben könne?“ gab Konrad gereizt zurück.

Lazar zuckte die Achseln. „Man muß eben suchen, rasch älter zu werden.“

Seine Lippen kräuselten sich und wie in Selbstverspottung fügte er hinzu: „Sieh, es erscheint mir als etwas Längstvergangenes und ist doch erst ein Jahr, daß auch ich mit meiner Braut zur Kirche gefahren bin.“

Konrad starrte ihn an. Dann sich gewaltsam dem wühlenden Schmerz entziehend und zu anderen Gedanken zwingend, setzte er sich dem Freunde gegenüber: „Du bist verheirathet?“

„Ja.“

„Und wo lebst Deine Frau?“

„In Moskau. Sie studirt Medizin.“

„Eine Studentin?“

— „Zugleich eines der thätigsten Mitglieder unserer Propaganda ein wackeres Mädchen.“

„Ein Mädchen nennst Du sie?“

„Ich kann sie auch eine muthige Frau nennen, eine treue Gesinnungsgefährtin — weiter ist sie mir nichts gewesen.“

„Du hast sie nicht geliebt.“

„Nein, und ich werde sie nie lieben — ich liebe eine Andere.“

Er sagte es ganz ruhig, aber mit großer Bestimmtheit. Konrad schenkte ihm einen Blick sympathischen Mitleids.

„Ich verstehe, und diese Andere ist Dir nun für immer verloren.“

Lazar schüttelte seine rothen Locken und seine Brust hob sich höher in stolzer Zuversicht.

„Das will ich nicht hoffen, wir sind einander sicher. Für mich und das Mädchen, das ich liebe und das mich wieder liebt, existiren keine Sackungen, die uns trennen könnten, weder staatliche noch kirchliche, wir spotten ihrer — aber wir schieben die Erfüllung unserer Wünsche freiwillig hinaus; wir können nicht glücklich sein, so lange unser Vaterland unter dem entsetzlichen Drucke schmachtet.“

„Aber was bewog Dich denn, eine Ehe mit einer Anderen einzugehen? Das war eine bewußte Lüge.“

Lazar lachte höhnisch auf.

„Moralisirst Du auch über diese Institution? Wir werden sie erst wieder zu einer moralischen machen, wir werden sie wieder herstellen in ihrer Heiligkeit.“

„Weshalb ich geheirathet habe? Nun, man heirathet doch heute aus den verschiedensten Motiven: aus Habsucht, aus Feigheit, aus Geilheit, aus Rache selbst, jedes persönliche Interesse ist da ein gültiger Vorwand, warum soll man nicht einmal aus Parteiinteresse einem Mädchen die Hand reichen?“

„Aus Parteiinteresse? wie denn?“ fragte Konrad, der plötzlich ganz bei der Sache war.

Lazar strich mit der Hand über seinen röthlichen Bart; er schwieg eine Weile, und wieder legte sich jener melancholische Zug wie ein Schatten über sein Antlitz.

„Wir kämpfen in Rußland nicht allein gegen den Despotismus des Zaren, wir kämpfen auch gegen den Despotismus in der Familie. Auch hier waltet den Schwachen gegenüber ein rohes, unbarmherziges Regiment. Eine Tochter ist so lange Eigenthum des Vaters, bis sie Eigenthum des Gatten wird.

„Sie gehört dem Vater mit Leib und Seele an — mit Haut und Haar — er kann sie verkaufen — oder verschenken — er kann — — ja tödten kann er sie, wenn er will, sobald sie ihm ungehorsam gewesen ist.

„Auch hier ist einem Menschen über einen anderen eine ungeheure, unnatürliche Machtfülle verliehen, die gerade zum Wahnsinn führt. So Einer will Gebieter sein über jeden Gedanken, über jede Regung des Herzens, und Nervenäußerungen, über die wir selbst keine Macht haben, sollen noch seiner Disziplin unterliegen.

„Es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre! Sofia Alexandrowna, meine Frau“, fügte er erläuternd mit einem feinen Lächeln hinzu, „war die Tochter eines kleinrussischen Edelmannes. Im Kreise seiner Bekannten galt er als ein beschränkter Kopf, über den man sich lustig machte; im Hause war sein Wille das oberste Gesetz.

„Er hatte seiner Tochter Lehrer und Gouvernanten gehalten, nicht damit sie etwas lerne, ein solcher Ehrgeiz lag ihm ferne, sondern aus Eitelkeit und weil es so Mode war.

„Aus demselben Grunde schickte er sie nach Petersburg, nachdem ihre Mutter gestorben war; sie sollte in eine höhere Bildungsanstalt eintreten.

„Es war die Zeit, wo die hervorragendsten Gelehrten und die angesehensten Adelsfamilien sich für das Frauenstudium interessirten, und es regnete Petitionen an den Zaren wegen Errichtung einer Frauen-Universität für Medizin.“

„Und das zurückgebliebene, autokratische Rußland hat sie be-

willigt“, warf Konrad lebhaft ein, „es bleibt etwas Unerklärliches.“ Lazar zuckte die Achseln.

„Du dürftest in Rußland leicht Unerklärlicheres finden, mein Freund. Die Regierung war zu diesem Fortschritt gezwungen, wie sie zu jedem Fortschritt gezwungen wird durch eine absolute Nothwendigkeit.

„Der Gesundheitszustand in Rußland war schlecht und es fehlte an Aerzten. Selbst in den Städten waren sie nicht hinreichend vertreten, das Landvolk aber entbehrte jeder medizinischen Hilfe. Wollten sich die Frauen dieser mühsamen Pflicht unterziehen und zu den Bauern auf die Dörfer gehen, um so besser.

„Dieses Samariteramt, und nur als solches haben die herrschenden Klassen Rußlands es in ihrer Beschränktheit aufgefaßt, konnte dem Staate sehr nützlich, aber niemals gefährlich werden.

„Auch Sofia Alexandrowna hatte die väterliche Erlaubniß erhalten, die Universität zu besuchen.

„Der Alte wollte mit seiner gelehrten Tochter ein wenig flunkern, er dachte sich wohl, mag sie immerhin für ein Weilchen diesen modernen Schwindel mitmachen, sobald es mir nicht mehr paßt, sage ich Halt. Aber es kam anders.

„Unsere Universitäten sind der Mittelpunkt aller politischen Bestrebungen. Die Studentinnen lernten dort die großen zeitbewegenden Ideen kennen, die in ihnen eine maßlose Begeisterung erweckten. Sie theilten bald unsere Ueberzeugungen und verlangten nichts sehnlicher, als den großen Kampf der Befreiung mitzukämpfen. Auch Sofia Alexandrowna hatte diesen Prozeß durchgemacht und sich der Bewegung angeschlossen, als der Befehl des Vaters sie zurückrief.

„Natalie Karzow, meine Braut, ihre Freundin, erzählte mir damals von ihr, und wie untröstlich Sofia sei, die Universität und Petersburg verlassen zu müssen. Sie hoffte indeß, bald wiederzukommen. Aber es vergingen Wochen und Monate, ohne daß eine Nachricht von ihr eintraf. Natalie, die sie zärtlich liebte, schrieb ihr wiederholt, verlangte dringend nach einer Zeile, nach einer telegraphischen Mittheilung; nichts, kein Lebenszeichen. End-

lich erfuhr Natalie durch einen reisenden Kaufmann, daß Sofia Alexandrowna eine Gefangene im väterlichen Hause sei, daß sie stets beobachtet werde, selbst des Nachts. Jeder Verkehr nach Außen war ihr untersagt, ihre Briefe und die ihrer Freunde wurden geöffnet und unterschlagen.“

„Abscheulich“, rief Konrad. „Aber weshalb diese Tyrannei, was hatte sie denn gethan?“

„O, sie hatte in seinen Augen das schlimmste Verbrechen begangen, ein todeswürdiges“, höhnte Lazar.

„Denke doch, sie hatte sich unterfangen, nicht nur unter den Bauern überhaupt, sondern sogar unter den Bauern ihres Vaters Propaganda zu machen, unter ihnen Gedanken von Recht und Aufklärung zu verbreiten.“

„Und das wurde entdeckt?“ fragte Konrad, mehr und mehr interessirt.

Lazar nickte.

„Als die Tochter des Herrn war sie unter den Bauern nur auf Mißtrauen gestoßen, man hielt sie für einen Spion, und einer dieser Armseligen, Unterdrückten selbst hatte sie „dem Herrn“ denunzirt. Der griff sofort zu dem beliebten Mittel aller Tyrannen, er bestrafte das ihm untergebene Wesen mit Härte und Grausamkeit, um es dadurch zur Vernunft zu bringen.

„Natalie war außer sich, sie hielt die Freundin für verloren. Aber plötzlich erschien Sofia Alexandrowna wieder im Hause Karzow. Sie war aus dem Vaterhause geflohen. Aber sie wußte, ihr Vater werde ihr nachsetzen und die Geseze zu Hilfe rufen, damit sie ihm überantwortet werde als sein Eigenthum . . . da blieb keine Wahl —“

„Ich verstehe, Du hast sie geheirathet, um, mit den Rechten des Gatten ausgestattet, sie der Willkür des Vaters zu entziehen.“

„So ist es. Meine Braut war die Vermittlerin; sie wußte unsere beiderseitigen Bedenken zu besiegen. Ein Pope und die nöthigen Zeugen waren gewonnen und die Trauung konnte vor sich gehen. Es war beschlossen, daß wir uns sofort nach derselben trennen würden. Sofia sollte als Frau Dobukoff nach

Moskau gehen, um dort ihre Studien zu beendigen. Da ihr mütterliches Vermögen ihr nicht vorenthalten blieb, war sie wohlhabend genug, um jede Unterstützung meinerseits zurückzuweisen. Unsere gemeinschaftlichen Freunde hatten Alles in Ordnung gebracht und ich sah die künftige Frau Dobukoff erst in der Kirche.

„Sie kam auf mich zu und ich blickte in ein schönes, ernstes Gesicht, mit klaren, ruhigen Augen, die mit dem Ausdruck des Dankes und des Vertrauens zu mir emporsehen.

„Sie wollen mich retten?“ fragte sie leise.

„Ich neigte mich ihr entgegen.

„Sofia Alexandrowna, wir vermählen uns einer Idee.“

„Sie neigte den Kopf ruhig und hoheitsvoll:

„So ist es, einer Idee.“

„Dann kommen Sie.“

„Wir traten vor den Altar; die Zeremonie begann. Sie machte mir keinen anderen Eindruck, als daß unser Pope des Langes und Breiten viel Unsinn schwatzte.

„Als sie aber dann ihre Hand in die meine legte und mit ihren ruhigen Augen fest und treu in die meinen sah, da fühlte ich, daß es etwas Schönes und Großes sei, das uns in diesem Augenblick einigte und verband.

„Wie zwei Streiter in einer Sache, die uns Beiden als das Höchste galt, leisteten wir den Schwur, und wir hielten uns fest an den Händen und sprachen laut und voll Ueberzeugung die Worte: daß wir einstehen wollten Einer für den Anderen, immer und allezeit, daß wir uns gegenseitig stützen und lieben wollten, jede Gefahr theilend, jede Kümmerniß, und selbst im Tode nicht voneinander lassen wollten, um unserem hohen Ziele gerecht zu werden. . . . Wir waren im Geiste verbunden . . . und ich küßte sie dreimal nach russischer Sitte. . . .“

Lazar machte eine Pause. Die aufgestützte Hand beschirmte ihm Stirne und Augen, die nach innen gerichtet blieben, einer Erinnerung sich hingebend. Dann veränderte er seine Stellung und setzte sich zurecht, breit und gerade.

„Wir trennten uns noch in der Kirche, nachdem wir all' die

Küsse und Händedrucke unserer Freunde entgegengenommen hatten, und ich habe sie nicht wiedergesehen.“

„Und Deine Braut Natalie?“ fragte Konrad.

Ein weicher, unendlich zärtlicher Ausdruck kam in das Gesicht des Russen.

„Ach, mein Täubchen, sie war das süßeste, unbefangenste Kind, aber der Augenblick hatte auch sie gereift. Sie steht heute mitten in der Bewegung, aber sie befindet sich in voller, glücklicher Uebereinstimmung mit ihrer ganzen Familie. Ihr Vater, Michael Karzow, gehört dem Exekutiv-Komitee an, wir werden von ihnen hören . . . da hast Du die Geschichte.“

Konrad streckte dem Freunde die Hand entgegen und drückte sie mit Wärme.

„Ich danke Dir von ganzem Herzen, Lazar, ach, die Geschichte ist lehrreich.“

Der junge Russe erhob sich, streckte seine muskulösen Arme und lachte.

„Du siehst, daß mein Netschajew recht hat. Unsereiner kann eine Frau haben — sogar zwei — es trägt ihm nichts ein, und so etwas wie zärtliche Gefühle sind nur eine Dual und eine Fessel für uns.“

Konrad nickte, einen Seufzer unterdrückend.

„Ja, ja, ein Klok, das wäre das Beste.“

Er fuhr sich über die Augen, als wolle er die letzte Thräne hinwegwischen, und als er den Freund jetzt ansah, bligte etwas Kühnes und Streitbares darin auf, das zu dem jungen, markirten Gesichte vortrefflich paßte:

„Ich werde Deinem Netschajew nachstreben, wir werden ja sehen, ob wir's bis zur Vollkommenheit bringen.“

VIII.

Es war spät am Nachmittage, als das neuvermählte Paar seiner Sommerresidenz entgegenfuhr, wo Alles zu seiner Aufnahme bereit stand.

Nach dem Anfälle von nervöser Jaghaftigkeit war Lene in die entgegengesetzte Stimmung verfallen. Sie zeigte sich entschlossen, fast ungeduldig, daß sich ihr Schicksal erfülle, und sie war nach der Meinung der Anwesenden mit allzu raschen Schritten an der Hand ihres Bräutigams an den Altar getreten.

Die Zeremonie begann. Sie lauschte den Worten des Priesters, der ihr von dem schönen und hohen Berufe des Weibes sprach und von den großen, aber auch schweren Pflichten, die sie freiwillig auf sich genommen habe, und wie sie nun alle Kräfte aufbieten müsse, damit sie ihnen genüge.

Sie wollte es. Eine heiße Opferwilligkeit flammte in dem unerfahrenen Herzen auf. Sie erhob die Augen, die in einem fast übernatürlichen Glanze strahlten, und laut und kräftig, nicht wie eine schüchterne Braut, nein, wie ein junger, begeisterter Krieger, der seinen Fahneneid schwört, welcher ihn für Leben und Tod verpflichtet, sprach sie dem Priester die Worte nach, die für sie bindend waren für alle Zeit.

Sie war verheirathet — sie war Frau.

Es war sonderbar — sie dünkte sich seelisch verändert, ihre Willenskraft war erhöht.

Nun kam der Abschied. Sie mußte sich von den Eltern trennen, von ihren Brüdern und Allen, die sie bisher geliebt hatte. Es riß an ihrem Herzen, das unter den verhaltenen Thränen zuckte — aber sie suchte sich standhaft zu zeigen und den Schmerz zu bezwingen.

Im Wagen sitzend, lächelte sie ihnen noch zu, die sich vor dem Wagenschlag drängten, und winkte mit den Augen und Händen, sprechen konnte sie nicht, ein Lebewohl.

Aber als der Wagen sie weiter trug, lehnte sie sich in die sie umschlingenden Arme des Gatten zurück und weinte — als müsse ihr das Herz brechen.

Während sie den Schnellzug bestiegen, trocknete sie ihre Augen, und im Coupé saß sie ruhig und gefaßt ihrem Manne gegenüber.

Er hatte sich eine Zigarre angezündet und plauderte heiter und übermüthig, wie immer.

Sie lächelte erst, dann lachte sie. Die unwillkürlichen Seufzer, die als Reflexbewegung ihrer Brust entstiegen, vermochte sie nicht zu bannen, aber nach jedem Seufzer sah sie so lieb und verschämt ihn an, als bäte sie ihn um Verzeihung für ihre kindische Schwäche. Die Bahnfahrt dauerte einige Stunden. In der Station Miesbach erwartete sie ein Wagen.

Es war ganz dunkel geworden, als sie zwischen Auen und einsamen Gehölzen die Thalstraße nach St. Agath hinfuhren.

Schwere Wolken waren heraufgezogen, die Luft war drückend schwül und unbewegt und nur das gleichmäßig ausschlagende Geräusch der Pferdehufe und Räder unterbrach die sie umgebende Stille. Sie näherten sich rasch dem Endziel ihrer Reise, aber Erich trieb den Kutscher zu noch größerer Eile an, damit sie nicht in den Regen kämen.

Die Wälder traten zurück und plötzlich raffelte der Wagen über das holperige Pflaster eines bayerischen Dorfes.

Sie kamen auf einen Platz mit einer Kirche, von Häusern umgeben, die mit Giebeln geziert waren. Es war St. Agath.

Erich machte Lene auf Dies und Jenes aufmerksam, aber so sehr sie auch ihre Augen anstrengte, sie vermochte in dem herrschenden Dunkel nichts zu erkennen.

Es war ein sonderbares Gefühl, sich mit Erich bei Nacht in einer ganz fremden Umgebung zu finden, die sie niemals vorher geschaut hatte, die sie nicht einmal in Umrissen zu unterscheiden vermochte, und die daher ihre Phantasie in ungewöhnlichem Grade erregte.

Sie vernahm Gesang in der Ferne und Bellen der Hunde — jetzt plätscherte ganz in der Nähe ein Auslaufbrunnen, sie hörte flüsternde Stimmen, ein Geflüster von Mädchen, ohne sie selbst zu erspüren, und sie wendete den Blick den matt erleuchteten Fenstern zu, die aus dem Dunkel der Nacht ihr entgegenstrahlten, als dem einzig Wirklichen in einem verwirrenden Traum, dann verschwanden auch diese.

Sie waren aus dem Dorf herausgekommen, die Luft strich frischer um ihre Wangen.

Da stiegen abermals dunkle massige Formen vor ihnen auf und wuchsen höher und höher.

Es waren die bewaldeten Berglehnen, zwischen denen sie gerade hineinfuhren.

Und jetzt die gurgelnden Töne eines rasch dahinfluthenden Wassers; man passirte ein Brückchen, der Wagen machte eine scharfe Biegung und hielt plötzlich vor einem kleinen erleuchteten Hause.

„Wir sind da“, sagte Erich, „endlich!“

Rufe ertönten aus dem Innern des Hauses, Thüren öffneten sich, Lichter erschienen und fremde Gesichter.

Hilfsbereit, unter konfusem Stottern und Knigen trat die Dienerschaft den Ankommenen entgegen.

Aber schon hatte Erich seine junge Frau aus dem Wagen gehoben und führte sie in das Haus.

Er lachte, daß er sie nun daheim hatte, für sich ganz allein, schob das Stubenmädchen bei Seite und löste ihr selbst die Umhülle und den Kragen aus gefalteten Spigen.

Dann fragte er Bene, ob sie hungrig sei und freute sich, als sie bejahte.

In dem altdeutsch vertäfelten Speisezimmer war das Souper servirt; er legte ihr vor und füllte ihr Glas mit Champagner; aber sie konnte nicht essen und nippte nur aus dem Glas.

Erich nahm ihre Hände und seinen Kopf dicht an den ihrigen haltend, fragte er sie lächelnd, ob sie es denn nicht hübsch und behaglich hier fände.

Sie nickte. Sie wußte, er hatte Alles hier geordnet. Es war gewiß wunderschön, aber das hochhinaufreichende Wandgetäfel, in dem die Thüre verschwand, und die dunklen Vorhänge, die kein Licht aufkommen ließen, dies Alles bedrückte und beengte sie, aber sie getraute sich's nicht zu sagen.

Da kam das Mädchen mit einem zweiten Gericht herein und erzählte von den zahlreichen Blumenpenden, die heute angelangt waren und nun im Zimmer nebenan aufgestellt seien. Helene sprang empor.

Sie wollte sie sehen und hat so beweglich, daß er lächelnd gewährte.

Er öffnete die Thüre des anstoßenden Gemaches.

Eine Hängelampe erleuchtete den Tisch, auf welchem die Blumen dekorativ in Körben und Körbchen, in Vasen und auf seidenen Kissen geordnet waren und einen berauschenden Duft ausströmten.

Lene stand betroffen vor so viel Herrlichkeit.

„Wie schön!“ flüsterte sie.

Ein übergroßer Strauß von Orchideen mußte besonders auffallen, Erich hatte ihn sofort bemerkt und seine Stirn runzelte sich im Verdruß.

Er drehte Lene geschickt herum, um ihre Aufmerksamkeit nach einer anderen Richtung zu lenken, aber sie hatte den Strauß schon gesehen, und ehe er sich's versah, hielt sie ihn in den Händen.

„Ist dieser nicht der schönste von Allen?“ fragte sie und betrachtete voll Interesse die großblüthigen, rosenrothen und gelbbraunen Orchideen, phantastisch in der Form, blendend in ihrer Farbenpracht, gierig in ihrer auffaugenden Fähigkeit, was sie umarmen, zu verzehren. Sie waren mit kleinen, zarten Vergißmeinnicht gemischt, die völlig dazwischen verschwanden.

„Von wem ist der Strauß?“ fragte sie so plötzlich, daß er sich auf die Lippe biß, um dann mit einer Nuance von Ungeduld zu erwidern:

„Ich weiß es nicht, und es ist auch gleichgiltig.“

„Sieh', da liegt eine Karte bei — wie parfümirt sie ist!“

Der Duft schien ihr unangenehm zu sein, aber ihre Augen waren dreister gewesen: „Herr und Frau Vermina“ las sie. Er nahm ihr die Karte aus der Hand.

„Es sind Freunde, ich habe sie in der letzten Zeit arg vernachlässigt und sie haben es mir nicht nachgetragen — das ist hübsch von ihnen.“

Ein eigenthümliches Lächeln umzuckte seinen Mund, als er die Karte in den Fingern hielt, mit den Lippen den Namen Vermina aussprach und sie dann bei Seite schenkte.

Seine Augen wandten sich seinem Weibe zu. Es war der Blick des heißen, ungestillten Verlangens, der Blick eines Hungern- den, der die Kost, die seinen Appetit wahnsinnig gereizt, sich so lange versagen mußte, bis er sie rechtlich an sich gebracht. Sie war die Banne, die er seit Monaten ersehnte und sie sollte ihn nun für Alles entschädigen, was er um ihretwillen verschmäht und von sich gewiesen hatte.

Lene zuckte unter diesen großen, blickenden Augen, die sich ihr voll zuwandten, zusammen; sie senkte die ihrigen, aber sie fühlte sie immer noch auf sich ruhen, sie beugte sich über die Blumen und vergrub ihr Gesicht in dieselben. Plötzlich lehnte sie sich schwer an den Tisch und legte die Hand aufs Herz.

„Was ist Dir?“

„Ich weiß es nicht, mir schwindelt.“

„Das ist der Blumenduft, komme von hier fort.“ Er trat auf sie zu, aber schon war sie nach der Thüre gesprungen, die von hier nach dem Balkon führte und hatte sie aufgerissen.

Luft! Ihr war zum Ersticken; wenn sie erst wieder den Himmel über sich sah, dann würde ihr besser werden.

Sie trat hinaus.

Eine undurchdringliche Nacht; kein Stern blickte hernieder, und Himmel und Erde schieden sich nicht voneinander. Ein schwüler Wind hatte sich erhoben, es rauschte vom Walde her, der sich hinter dem Hause erstreckte, es rauschte vom Wasser herauf, das sich wohl unweit in jähem Gefälle schäumend nach abwärts stürzte.

Wohin würde sie sich wenden, wenn sie den Fuß aus dem Hause setzte? Fremd war ihr Alles — die Nacht gähnte sie an, leer erschien sie ihr und doch von Gefahren bevölkert.

Da hörte sie sich beim Namen rufen — sie schreckte zusammen, denn diese Stimme klang seltsam, fremdartig und sonderbar. Eine Furcht überkam sie, wie sie sie nie gekannt, Furcht vor dem Manne, der ihr Gatte war, Furcht vor Allem, was sie umgab.

Sie trat in die Thür zurück und blieb dort stehen, die Hand auf den Drücker gelegt, von einem nervösen Zittern erfaßt.

Das Licht des Kronlusters erreichte sie und huschte flackernd über sie hin.

Der Wind hatte ihr Haar durchwühlt und zum Theil gelöst, es fiel tief auf die Spitzen des Tragens herab, den die Hand des Gatten zurückgeschoben, daß der junge Hals in seiner matten Weiße hervorschimerte. Sie war rührend schön in dem Augenblick, so schlank und fein die Gestalt, so anmuthig die Linien des Kopfes, der sich gegen die Scheiben lehnte, und ihre sammtweiche Wange so blaß.

„Vene!“ ruft er.

Sie schließt die Augen, aber sie fühlt seinen heißen Athem über ihrem Gesichte und den festen Druck seiner sie umschlingenden Arme.

*

*

*

Der nächste Morgen war frisch und klar.

Es hatte während der Nacht tüchtig geregnet, der Boden war durchtränkt und Gräser und Blumen erglänzten in dem überreichen Naß, das sich auf ihren Halmen und in ihren Kelchen gesammelt hatte.

In der Villa hatten die Mädchen das Frühstück bereitet und warteten nun auf das Glockenzeichen der Herrschaft.

Es ertönte. Das Stubenmädchen betrat mit dem Kaffeebrett das Zimmer der Gnädigen.

Sie war erstaunt, die Rollvorhänge schon aufgezogen und das Fenster geöffnet zu finden. Das reizende, mit rosa Bändern gepunkte Morgenkleid lag unberührt über dem Sessel, wie sie es gestern hingelegt, und die junge Frau stand, von oben bis unten in ihren dicken Reiseplaid gewickelt, am Fenster und blickte so aufmerksam in den kühlen Morgen hinaus, daß sie ihr Eintreten ganz überhörte.

Wenigstens that sie so und blieb unbeweglich.

„Ei, ei“, dachte Sofie, war aber so klug, ihr Kopfschütteln innerlich abzumachen, denn da saß, in einem Lehnstuhl, der gnädige Herr vor dem Frühstückstisch mit gekreuzten Beinen, ein Buch in

der Hand, das er soeben der Bibliothek entnommen, die er für seine junge Frau zusammengestellt hatte. Er schien eifrig darin zu lesen.

Sie bemerkte aber, daß er darüber hinweg sie beobachtete, während sie geschäftig den Tisch deckte. Als sie mit den Tellerchen ein wenig klapperte, fuhr er in die Höhe.

Sie erschrak über den zornigen Blick, der sie traf und erwartete einen Tadel. Er schwieg indeß und trommelte nur mit den Fingern nervös auf dem harten Deckel des Buches herum, dann sagte er mit affectirter Sanftheit:

„Es ist gut, wir brauchen Sie nicht weiter, Sofie, wir werden uns selbst bedienen.“

Sie nickte und ging nach der Thür. Dort blieb sie stehen.

„Gnädige Frau haben keine Befehle?“ fragte sie, indem sie einen Blick nach dem Fenster sandte.

Die junge Frau wandte sich mit einem Ruck nach ihr um, der Blick fiel von ihren Schultern, sie stand im weißen Nachtwand vor ihr.

Sie hob die Arme und streckte sie ihr entgegen, aber wie gelähmt sanken sie wieder an dem zarten schlanken Leibe nieder.

Der Gatte hatte sich geräuschvoll erhoben und trat auf seine Frau zu.

Sofie entfernte sich schleunigst.

Eine halbe Stunde später schritt Doktor Hartmann allein durch den Garten und gewann die Straße.

Er sah schmuck aus in dem legeren Sommeranzug, den er zum erstenmale trug, und war zugleich von bezaubernder Männlichkeit in Haltung und Ausdruck wie immer.

Es war so natürlich, daß er allen Weibern die Köpfe verrückte. An diesem Morgen trug er den seinen indeß nicht ganz so hoch als gewöhnlich.

Er zupfte mit der Linken recht unbarmherzig an seinem Barte, während er mit der Rechten sein Spazierstöckchen im Kreise herumwirbelte.

Zum Teufel auch, es ist keine leichte Sache für einen Lebe-

mann, sich in Gefühle und Stimmungen eines so unglaublich unwissenden Mädchens hineinzudenken, wie Lene war.

Er begriff auch absolut nichts davon, er hatte keine Ahnung von seelischen Empfindungen, die so tief gehen, daß sie ein ganzes Leben beeinflussen, er begriff nur ihre Beleidigung und — lächelte dazu.

Jetzt blieb er stehen und blickte nach dem offenstehenden Fenster zurück. Kam nicht ein Zeichen von dort, das ihn zurückrief? Es rührte und regte sich nichts.

„Zu dumm, zu albern“, murmelte er, während seine Brauen sich runzelten. Dann warf er den Kopf zurück und auf den vollen Lippen erschien das übermüthige Lächeln, in dem sich die ganze Ueberlegenheit des Mannes aussprach.

Er war doch ein Siegfried und kein Gunther gewesen — das Uebrige wird sich finden.

Und rasch, mit elastischen Schritten ging er vorwärts, mit seinem Stöckchen die zarten Blumenköpfe niederfäbelnd, die am Begraïne emporwuchsen. . . .

Lene hatte sich, wie im Paroxysmus des Fiebers, ihrer ganzen Länge nach auf die Ottomane hingeworfen.

Die Decke eines darangeschobenen Tisches wurde ein wenig mitgerissen und die darauf stehende, mit Rosen gefüllte Vase war umgefallen. Die Blumen lagen auf dem Tische und das Wasser rann in schweren Tropfen langsam auf den Boden herab.

Sie rührte sich nicht. Gegen die Polster gekehrt, bleibt sie, die Arme unter den Kopf gelegt, stumm und thränenlos, innerlich wie vernichtet. Sie will nichts denken, nichts fühlen, aber sie kann es nicht hindern, daß immer wieder zwei funkelnde Augen vor ihr aufblitzen, mit einem Ausdruck, der ihr die Begierde enthüllt.

Sie war ihr wehrlos anheimgegeben — ein Schauer überläuft sie — wird sie jemals den Eindruck verwinden?

Sie muß es. Aber eine Sehnsucht erwacht in ihr nach etwas Hohem und Reinem, das sie emporhebe aus der Erniedrigung, eine Sehnsucht, für die sie noch keinen Namen hat, kein Bild, keinen Ausdruck.

Tiefer wühlte sie den Kopf in die Kissen. Das Buch, das ihr Grich, ehe er sie verließ, in den Schooß geworfen hatte, war durch die Bewegung, die sie jetzt machte, zu Boden gefallen und das herabrinneude Wasser prasselte über das Papier.

Sie blühte sich und hob es auf.

Ihre Augen blieben an den von Grich bezeichneten Stellen haften, sie las erst rein mechanisch, aber alsbald fühlte sie sich von dem Inhalt angeregt und gefesselt.

Das Geheimniß der Fortpflanzung aller Lebewesen wurde ihr hier zum erstenmal in ernster und würdiger Weise enthüllt.

Die Sonne war bereits bis zur Mittagshöhe emporgestiegen und schien in die Fenster, die Stube mit ihrem Glanze erfüllend; alle Wohlgerüche des Gartens strömten herein und die vielfältigen Töne des Waldes.

Es war ein Jubel in der Natur, die seligste Bethätigung des Lebens.

Helene las noch immer, und auch in ihr ist's wie ein Erwachen und ein Erkennen.

Sie verblieb in ihrer liegenden Stellung, die Füße heraufgezogen, die Arme gegen die Kissen gestemmt. Ihr Nachtgewand hatte sich über der Brust geöffnet, sie beachtete es nicht — die ungeordneten Haare fielen ihr in lockigen Partien tiefer in die Stirne, sie strich sie nicht zurück — sie las und las mit brennenden Wangen, über die langsam Thräne auf Thräne rollte, aber sie lächelte. Das Hohe und Reine, das sie ersehnt, es war in ihr, es ruhte in ihrem lebenspendenden Schooße, und sie fühlte sich als Weib in ihrer vollen Hoheit und Menschenwürde.

Sie blickte erst auf, als die Thür leise knarrte. . . . Grich stand in derselben. Da stößt sie einen leisen Schrei aus und verhüllt schamhaft die Augen.

„Noch immer ungnädig? ah, das ist ja sehr amüßant, da kann ich ja wieder gehen“, seine Stimme zitterte in Aufregung und Bitterkeit. Aber sie springt empor und im nächsten Augenblick liegt sie an seinem Halse.

„Grich, verzeih' mir, ich war ein Kind — ich begreife jetzt

Alles, und ich liebe Dich — nur Dich — und für alle Zeit! Ich weiß jetzt, was Du mir bist, was Du mir sein wirst.“ Und sie lachte und weinte in seinen Armen.

IX.

Die Honigmonde vergingen unseren Neuvermählten, wie Andern auch, in einem durch Illusionen genährten Taumel.

Helene empfand es als ein immer höheres Glück, ihm anzugehören. Sie hatte in ihm den Herrn und Gebieter gefunden, aber um diesen Eigenschaften jeden Stachel zu rauben, hatte sie ihn willig zu ihrem Gotte gemacht.

Er nahm diese Anbetung als etwas Natürliches hin, das ihm gebührte, und sonnte sich immer behaglicher in seinem Gottesgnadenthum. Es war September geworden, und an dem Vierteljahrstag ihres ehelichen Zusammenlebens schrieb Helene an ihre Mutter:

„Heute denkst Du wohl an mich, wie ich an Dich. Es sind gerade drei Monate, daß ich Euch verließ.

„Mein jetziges Leben erscheint mir oft wie ein Traum; ich wußte ja gar nicht, daß Menschen durcheinander und miteinander so glücklich sein können.

„Aber mein Erieh ist auch ein herrlicher Mensch — so gut — so aufopferungsvoll — Ihr kennt ihn nicht hinlänglich, und das thut mir leid. Komm' doch einmal wieder zu uns heraus, Mütterchen. Du meinst, er sehe Dich nicht gern?

„Was fällt Dir ein! Wie kannst Du so etwas von ihm denken! Freilich, im Anfang war er so kindisch in seiner Liebe, daß er mich Niemanden gönnte, nicht einmal Dir, weil er mich ganz für sich allein haben wollte — der Egoist!

„Aber nun ist er schon ruhiger geworden, er weiß, wie er daran ist, und daß er mir Alles bedeutet.

„Aber deshalb darf ich mich doch nach Euch sehnen — und ich sehne mich manchmal so sehr. Schicke mir doch die Jungen

heraus — einen wenigstens — den Kleinen, der kann dem Konkubteur noch was weiß machen und halbe Karte fahren. Ich möchte ihm gerne das Geld dafür schicken, aber ich habe keines.

„Weißt Du, Erich hat es bisher so eingetheilt, daß er das Geld der Köchin giebt, und ich brauche nur die Rechnungen durchzusehen, aber in München will er das anders machen.

„Ach, ich freue mich darauf, wieder in München zu sein, dann werde ich Dich täglich sehen können. Mutter, mein liebes Mutterl, jetzt erst weiß ich, was Du mir bist. Leider wird unsere Wohnung gar so großartig eingerichtet und daher erst Mitte Oktober beziehbar. Und Erich will nicht, daß ich vorher nach München komme.

„Er sagt, seine Garçonwohnung sei jetzt gar zu unordentlich und vernachlässigt, er will absolut nicht, daß ich dahin komme, und da begreifst Du wohl — vielleicht begreifst Du's auch nicht, daß ich so gehorsam geworden bin — aber ich thue Alles für ihn — ich esse alle seine Leibgerichte, auch die, die mir nicht schmecken, bloß weil es ihm Freude macht, wenn ich mich an Alles gewöhne, was er gewohnt ist. Und, Mutter, es ist auch etwas Schönes darum, wenn zwei Menschen so ganz in Allem übereinstimmen, wie ich mit ihm. Und das kommt immer noch besser, weil ich ihn immer mehr und mehr lieben muß, denn — komm', komm' — recht bald, dann wirst Du was erfahren von Deiner Lene.“

Und vier Wochen später schrieb sie an dieselbe:

„Er war bei Euch und Du weißt nun Alles, er hat Euch Alles erzählt. Beunruhige Dich nur nicht um meinetwillen, liebe Mutter, ich bin wieder ganz wohl und mache weite Spaziergänge. Der Arzt meinte, ich sei eben noch sehr jung und zart und werde unter diesen Umständen mancherlei zu leiden haben.

„Was liegt daran, ich will ja Alles ertragen, um ein Baby zu haben.

„Hat Dir Erich gesagt, daß ich nicht mehr hübsch bin? Es thut mir leid um feinetwillen, er hält viel von der Schönheit, weil er selbst so ein schöner Mensch ist und immer schöner wird; das finde nicht ich allein, Alle sagen es.

„Er trägt jetzt mit Vorliebe die Gebirgstracht, eine kurze Zoppe, kurze schwarze Lederhosen und grüne Strümpfe, Ihr solltet ihn sehen, wie seine feine Gestalt da erst zur Geltung kommt, und wie hübsch der dunkle Felsenhut zu seinem schmalen interessanten Gesichte paßt. Er trägt dann den Kopf, ich glaube absichtlich, ein wenig gesenkt und die Augen blitzen schelmisch von unten auf. Jeder sieht ihm nach und Jede. Ich müßte eifersüchtig werden, hätte ich die geringste Anlage dazu. Aber ich bin seiner so sicher. Ich verstehe nur nicht, warum er, der so vornehm denkt, so rechtlich und treu ist, die Männer in Schutz nimmt, die es nicht sind. Einmal behauptete er geradezu, was der Frau verboten sei, sei dem Manne erlaubt, und was sie herabwürdige, habe für ihn keinerlei Bedeutung. Das verstehe ich nun nicht; wenn etwas schlecht ist, wozu Zwei gehören, muß es für Beide schlecht sein. Ich sagte ihm das auch gerade heraus, denn ich war einmal zornig, aber da lachte er und küßte mich und meinte, es sei schwer, mit mir über Dinge zu streiten, von denen ich gar nichts verstehe. Aber nach und nach werde ich schon richtigere Begriffe vom Leben erhalten und werde die Heiligen nur in der Kirche suchen. Ach, er verwirrt mich nur mit solchen Reden, denn ich weiß oft nicht, wo bei ihm der Scherz aufhört und der Ernst anfängt.

„Daß er das Leben genau kennt, das glaube ich schon. Er weiß Alles, durchschaut Alles und kann über Alles sprechen. Und er kann so lustig und amüßant sein! Die Leute reißen sich auch um ihn. Da haben wir hier einen Banquier Gebhart, einen enorm reichen Menschen, der die schönste Villa in St. Agath besitzt; weißt Du, die am Berg, der läßt Erich gar nicht mehr los. Zu allen Jagden und Soupers wird er eingeladen, sie nennen es Herren-Partien, weil keine Dame dabei sein darf, so ungenirt geht es da zu. Aber Erich in seiner Aufrichtigkeit erzählte mir nachträglich Alles, er will mich unterhalten. Es ist vielleicht dumm von mir, aber es macht mich verlegen; ja, es thut mir weh, wenn sein hübscher Mund, den ich so gerne küsse, häßliche Dinge spricht. Sage mir aufrichtig, Mama, hast Du

das auch Alles kennen lernen müssen? — An meinen lieben Papa tausend Küsse. Ich denke mir oft, daß ich ein rechter Glückspilz sei, daß von den zwei edelsten und besten und geschiedtesten Menschen, die in der Welt existiren, der eine mein Vater, der andere mein Gatte ist.

„Auch an Tante Luise und Herrn Ebner viele Grüße — ja so, da fällt mir ein, Du sollst Konrad fragen, ob er in seinen Versammlungen nicht einen gewissen Max Gebhart kennen gelernt hat, es ist der Bruder des Banquiers, der hier zur Sommerfrische weilt, und Erich kommt auch mit ihm öfter zusammen. Er soll noch ganz jung sein, aber zart und kränklich, und Erich meint, da er für jeden anderen Sport zu schwächlich sei, habe er sich der Sozialdemokratie ergeben, die er als eine Art nobler Passion betrachte.

„Erich möchte nun gerne wissen — aber weißt Du, Konrad soll glauben, daß ich die Frage stelle — ob dieser Max Gebhart wirklich so weit gehe, sich an Arbeiterversammlungen direkt zu betheiligen?

„Mich wundert's, daß sich Erich plötzlich dafür interessirt. Ich weiß es ganz gut, er mag die Sozialisten nicht, obwohl er nie mit mir darüber gesprochen hat. Er meint eben, die Politik passe nicht für Frauen, es fehle ihnen jedes Verständniß dafür. Ich erinnere mich, daß Papa Ähnliches gesagt hat. Nun, es wird schon so sein. Mich wenigstens interessirt die Politik gar nicht, und Dich läßt sie auch sehr kalt, gelt Mütterchen, wir haben an was Anderes zu denken.

„Leb' wohl, in längstens vier Wochen bin ich in der Stadt, und dann werde ich mich nicht mehr so nach Dir sehnen müssen.

Deine Lene.“

Einige Tage später finden wir Erich Hartmann ebenfalls vor dem Schreibtisch.

Er überlegte lange, ehe die am Papier ruhende Hand, die unter dem groben Bodenärmel noch weißer und aristokratischer als sonst sich ausnahm, über dasselbe in großen Schriftzügen dahinfuhr.

Er schrieb an Baron Morre:

„My dear old fellow!

„Du warst mir stets ein Muster feinsten Lebenskunsts gewesen. Als Du aber die Höflichkeit so weit triebst, mich zu meiner Vermählung zu beglückwünschen, obwohl Du voraussagen mußtest, daß die Art Deiner Bewerbung um meine jetzige Gattin mir kein Geheimniß geblieben war, bin ich ein wenig irre an Dir geworden. Mein Schweigen sollte Dir meine Empfindlichkeit ver-rathen. Heute, wo ich in den kuschelsten Armen ausruhe und mich dieses Glückes versichert halte für alle Zeit, sind die Schatten häßlichen Mißtrauens geschwunden. Ich sehe in Deinem Glück-wunsche eine Art großartiger Selbstüberwindung und — bedürftest Du eines Vertheidigers — wüßte ich selbst für Dein früheres Verhalten mildernde Umstände geltend zu machen.

„Konntest Du damals voraussehen, daß Helene meine Gattin wird?

„Warum sollte sie Dir heiliger gewesen sein, als manche Andere? Es ist doch nicht Jedermanns Sache, in dem unschein-baren Erz das eingesprengte Gold zu erkennen. Ich hab's er-kannt und auch eingesehen, daß seine Prägung nur unter gesetz-lichem Schutze erfolgen könne. Aber dafür wird die Münze mein Bildniß tragen, das meine allein, dessen magst Du ge-wiß sein.

„Findest Du mich übermüthig? Ich bin's, ich habe alle Ursache dazu. Mein Lieber, den Weibern gehören wir, das Weib, das eine, reine, legitime gehört uns, und seine Hingabe an den Mann ist von einer Anbetung begleitet, die ohne Grenzen ist. Wahr-haftig, ich kann nichts dafür, aber ich bin die Inkarnation ihres Gottes geworden. Das wollte ich gar nicht — es macht mich verlegen. Man will der Herr sein — aber ein Gott! — das ist zu viel und ich verhehle mir nicht, daß das unter Umständen höchst unbequem werden könnte. Da heißt es denn, die allzu idealen Anschauungen, die eine so allerliebste unwissende, kleine Frau von Welt und Menschen besitzt, ein wenig zu modifiziren, und ihr eine realere, nüchternere Auffassung des Lebens beizu-

bringen. Das muß allmählig geschehen und äußerst vorsichtig; einstweilen versteht sie mich noch gar nicht. Aber genug davon. Durch Deinen Schwager Gebhart hast Du erfahren, daß ich hier viel mit ihm verkehre. Das ist ein famoser Mensch, der das angenehmste Haus führt. Leider konnte ich meine Frau noch nicht dort einführen, da Deine Schwester gegenwärtig in Trouville ist. Dafür haben wir jetzt Bruder Max hier, das Verlegenheitskind der Familie. Du kennst ja den hölzernen guten Jungen — wir nennen ihn den edlen Kommunisten. Von ihm hörte ich, daß Du an Rückkehr denkst, das wäre charmant. Ich werde Dich dann meiner Frau vorstellen, die ich bis dahin zu einem wahren Musterbild nicht nur innerer, sondern auch äußerer Vollendung gemacht haben werde.

„Selbstverständlich hast Du Frau Doktor Hartmann nie vorher gesehen, das ist für die Wiederaufnahme unseres Verkehrs die *conditio sine qua non*. Aber brauche ich das noch zu betonen? Und selbst, wenn das Bild eines gewissen kleinen Mädchens Dir noch immer vor Augen stünde, die Erscheinung meiner Frau müßte diese Erinnerungen Lügen strafen.

Dein Erich Hartmann.“

Nachdem Erich den Brief in den Umschlag gesteckt hatte, lehnte er sich in den Sessel zurück und blieb mit verschränkten Armen sitzen.

Er schien seinen Uebermuth mit diesen Zeilen erschöpft zu haben, mißmuthig blickte er vor sich hin.

Er liebte seine kleine Frau, gewiß liebte er sie, aber er hatte sich das Zusammenleben mit ihr doch anders gedacht.

Er hatte Ueberschwengliches davon erwartet.

Er wollte die bis zur Raserei gesteigerte Sinneslust einer ersten Leidenschaft genießen, die mit ihrem Jugendfeuer ihn selbst entflammte, und darin, gerade darin, fand er sich getäuscht.

Aber Helenens Zärtlichkeit, ihre Hingebung und ihre vollständige Abhängigkeit von ihm, die sie wie eine Glorie trug, war doch auch etwas Süßes, ein Zauber, den er nimmer hätte entbehren wollen, und er sehnte sich nach ihr, weil jede ihrer

Begungen ihm seine Macht über sie deutlicher zum Bewußtsein brachte.

Aber schon fürchtete er, daß diese Sehnsucht Macht über ihn bekommen und ihn unterjochen könnte, und dieser Gedanke hatte für seinen Mannesstolz etwas Verlegendes.

Er mußte völlig frei bleiben, während er über jeden ihrer Gedanken, über jedes ihrer Gefühle Herr sein wollte, denn er erhielt sie, er gab ihr Alles, und nur so schien ihm ihr gegenseitiges Verhältniß in richtiger Weise ausgeglichen zu sein.

Das Stubenmädchen kam herein und überreichte dem Herrn ein stark duftendes Briefchen.

Eine Flamme stieg in sein Gesicht.

An dem starken Parfüm errieth er, woher dieser Brief kam, noch ehe er ihn geöffnet hatte.

„Sie ist wahnsinnig“, murmelte er. Er riß das Rouvert auf und überlas die wenigen Zeilen. Sie enthielten die Einladung zu einem Rendezvous.

Frau v. Vermina war von ihrem Bandaufenthalte zurückgekehrt und wünschte auf eine an sie gestellte Frage ihm mündlich die Antwort zu geben.

„Nun, das ist doch wirklich nicht so pressant, um deshalb hierher zu schreiben“, dachte er, während er den Brief in seine Tasche steckte, aber er sah dabei sehr heiter und unendlich geschmeichelt aus.

Die Langeweile und seine Mißstimmung waren verflogen.

Er fuhr zusammen, als seine Frau, die unhörbar herein gekommen war, ihn von rückwärts um den Hals nahm und ihn auf die Wange küßte.

„Du bist's, na warte, Du Schelm“, sagte er.

„Habe ich Dich erschreckt?“

„Natürlich; so einen Ueberfall auch, auf einen nichts ahnenden Menschen.“

„Da werde ich also künftighin immer anklopfen, ehe ich mich hereinwage“, sagte sie in einer so drolligen Weise, daß er lachen mußte. Er zog sie an sich und küßte sie.

„Deine Hände sind kalt, wo warst Du denn?“

„In meiner Stube, ich schrieb an Mama. Aber wollen wir nicht vor Tisch einen Spaziergang machen? Es ist bewölkt und kühl, aber sehr angenehm.“

„Du willst, daß ich mit Dir gehe?“

„Ja, ich will.“

„Und wenn ich nun was Anderes vorhätte?“

„Fährst Du wieder nach München? O dann —“

„Dann nimm mich mit, gelt? so lautet der Nachsatz.“

Sie sah ihm bittend in die Augen, so tief mit einem reizenden Lächeln, als müsse sie ihn damit bezwingen.

„Ich wäre so glücklich, Erich, wenn Du es thätest.“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, ich will nicht, Du weißt es.“

Sie seufzte.

„Uebrigens, tröste Dich, ich gehe nicht nach München, ich habe eine Einladung zur Jagd erhalten.“

„Für heute?“ fragte sie.

Erich zog sie auf seine Knie und legte den Arm um sie.

„Für heute und morgen, da wird meine Kleine wieder einmal vierundzwanzig Stunden von ihrem Männchen getrennt sein.“

„Du kommst erst morgen wieder?“ fuhr sie betroffen empor.

„Erscheint Dir das wirklich so fürchterlich?“ fragte er mit einem überlegenen Lächeln, „kannst Du es denn gar nicht mehr ohne mich aushalten?“

Thränen kamen in ihre Augen und sie lehnte den Kopf an seine Schulter.

„Na, na, na“, sagte er gutmüthig, unwillkürlich gerührt, während er sie noch fester an sich preßte. Er schien in seinem Entschlusse wankend zu werden: „Ich muß ja auch nicht gehen, wenn es Dir gar so leid thut, ich kann ja zu Hause bleiben.“

„O, dann bleibst Du auch“, rief sie mit einer Freude, die sie plötzlich energisch machte, und sie warf ihre Arme um seinen Hals. „Und jetzt laß' ich Dich gar nicht mehr fort, jetzt halt' ich Dich fest.“

Er lachte. „Wie diese Frauen jeden Moment unserer Schwäche zu nützen wissen, es ist wirklich unglaublich!“

Er wußte was davon zu erzählen, er war so oft unterlegen und hatte sich dem gefügt, aber seiner Frau gegenüber war das was anderes, hier war er Herr und wollte es bleiben.

„Na, Schatz, mach' keine Dummheiten“, rief er noch immer lachend; dann entschiedener: „Nein, nein, ich muß wirklich fort, das Rendezvous ist bestimmt und ich habe eine Stunde zu gehen.“

„Dann geh!“ sagte sie kurz. Sie löste ihre Arme und stellte sich auf die Füße.

„Ah, Du bist böse, das ist hübsch von Dir. Du willst also nicht einsehen, daß ein Mann nicht immer zu Hause sitzen kann, wie eine Frau, daß er Abwechslung und Bewegung braucht, daß er sich nach einer Thätigkeit sehnt?“

„O ja, das sehe ich ein, glaube mir. Ich würde Dich gerne im Amte sehen und auch ich möchte eine Beschäftigung haben. Aber so thue ich gar nichts und Du . . . sieh, Erich, ich will Dich gewiß an keiner Arbeit hindern . . . es beängstigt mich ja fast, daß da Tag um Tag und Woche um Woche vergeht, und Du Deine ganze Zeit an mich verzettelst.“

Er lachte hell auf.

„Aber ich habe sie nicht umsonst vergeudet, wie?“ Er sah ihr in die Augen mit einem lazziven Blick. Sie senkte die ihrigen; ein leiser Zug der Ablehnung trat in dies reine Antlitz, aber ihre Lippe blieb stumm. Er aber hatte sie mit einem Ruck an sich gezogen und flüsterte ihr ein übermüthiges Wort zu, während sich seine Finger an ihrem Halse zu schaffen machten.

Da fuhr sie zurück, mit einer Geberde des Widerwillens.

„Was hast Du heute für ein Parfüm?“

„Das gewöhnliche.“

„Nein, das kenne ich, an Deinen Fingern hängt ein Duft, der mir zuwider ist.“

„Einbildung.“

„Gewiß nicht.“

„Sollte er von dem Billet herrühren, daß ich soeben erhalten habe?“ und einem ausgelassenen Impulse folgend, nahm er das Billet aus der Tasche und hielt es ihr vor: „Ist es das?“

Sie schüttelte sich: „Abscheulich!“

Er mußte über ihre Grimasse lachen:

„Höre, Liebste, Deine Geruchsnerven sind entweder krankhaft affizirt oder —“ er drohte ihr mit dem Finger, „das Ganze ist nur ein Manöver, um meinen Zärtlichkeiten ein Ziel zu setzen — ich kenne Dich, Du Spröde, aber ich wollte Dir nur begreiflich machen, daß Dein Kleid schlecht sitzt. Siehst Du, hier fehlt's, die Büste formt sich nicht“, wieder tasteten seine Finger an ihr herum — „und Deine Taille kommt auch nicht zur Geltung.“

Helene war roth geworden und verlegen.

„Ich glaube, es wäre gut so, weil ich doch —“

„Ganz recht, mein Weibchen, aber dann muß das anders arrangirt werden — so ist's nicht chic — und auch die Farbe steht Dir nicht.“ Er hielt sie ein wenig von sich und betrachtete sie mit einem ebenso zärtlichen als mitleidigen Lächeln: „Na, Lene, kokett bist Du 'mal gar nicht.“

„Soll ich's denn sein? Wär' Dir das recht?“

„Ja, für mich sollst Du's sein. Ein junges Weib muß ihrem Manne gegenüber immer etwas kokett sein, um ihm stets reizend zu erscheinen und ihn immer aufs Neue zu erobern.“

Da hob sie den Blick und sah zu ihm empor, mit jenen ungewissen Augen, die nichts verstehen, die nicht wissen, ob er im Ernst spricht oder im Scherz:

„So -- und ich hab' mir gedacht, ich hätte Dich mir schon ganz erobert für alle Zeit?!“

„Sie ist ein zu lieber Kerl“, sagte er zu sich, als er bald darauf in seiner Jägertracht das Haus verließ, „aber ich glaube, sie ist dumm.“

Lene machte ihren Spaziergang allein. Die Straße führte, dem Walde entlang, langsam aufwärts.

Der Himmel war bewölkt, die Luft feucht, ruhig und milde.

Eine rechte Herbststimmung war über die Landschaft gebreitet.

Es hatte in den letzten Wochen häufig geregnet und von den steinigten, zum Theil abgeholzten Abhängen rieselte das Wasser in zahllosen selbstgebildeten Furchen und Rinnen hernieder. Die Vegetation war noch üppig, aber Glanz und Frische hatte sie eingebüßt.

Die Gräser waren in lange Halme geschossen, die der Wind gebrochen oder gebeugt hatte; sie legten sich wirr übereinander. Die Farren begannen von der Wurzel aus zu faulen und der Sauerampfer stand in braunen zäusigen Büscheln dazwischen, gemischt mit den hochauftrebenden, stacheligen Disteln, die jeder Bitterung trogten. Der Nadelwald erschien grauer, während das spärlich vorkommende Laubholz in seinen rothen und gelben Tönen vorbringlich daraus hervorleuchtete. Es war still ringsumher. Kein Vogelsang, kein Gezirpe der Grillen, kein Schwirren geflügelter Insekten, nur das Rieseln der Wasser in ihrer ununterbrochenen Melodie, die die Einsamkeit noch einsamer machte und lautloser.

Lene schritt rasch aus. Die Luft that ihr wohl und die Bewegung wirkte beruhigend auf ihr junges Herz, das in Sehnsucht nach dem geliebten Manne schlug, der sie soeben verlassen hatte.

Sie bog von der Straße ab und stieg bergan durch dünnes Gehölz, bis sie zur Umzäunung des Gebhart'schen Parkes gelangte.

Vor dem darin angebrachten Thürchen machte sie Halt.

Herrliche, hochstämmige Rosen, in Gruppen geordnet, schimmerten ihr in leuchtenden Farben entgegen.

Da erwachte in ihr die Lust, ein Stück Garten zu besuchen. Der ältere Gebhart war gestern zum Besuch seiner Frau nach Trouville gefahren, sein Bruder Max war in München, wie ihr Mann ihr gesagt hatte. Sie würde keiner Seele begegnen. Sie überlegte noch einen Augenblick, dann trat sie ein und schritt leichten Fußes über den Kiesweg dahin.

Bergnügt blickte sie um sich. Wie herrlich gepflegt war Alles, ein Blumenflor voll Duft und Leppigkeit. Das Terrain ging stark abwärts, als sie aber um eine Baumpartie herumgekommen

war, hatte sie eine weite Grasfläche vor sich, in dessen Mitte sich ein zierlicher Pavillon erhob. Er war dicht vom Pfeifenstrauch und violett blühender Klematis umrankt, die die Glas-
thüren und Fenster beschatteten.

Neugierig spähend guckte sie hinein, dann überschritt sie die Schwelle. Sie fühlte sich müde und ließ sich zunächst der Thür in einem bequemen Rohrsessel nieder, stützte den Kopf auf die Hand und sah über den Garten hinweg in die Ferne, nach den den Horizont begrenzenden Bergen.

Sie waren tief herab in Nebel und Wolken gehüllt, die von der Luft bewegt durcheinander wallten und bald hier, bald dort einen Riß zeigten, in dem auf Augenblicke die grauen, von einer fahlen Sonne erleuchteten Kluppen sichtbar wurden.

Es war ein Bild von fesselndem Reiz und sie konnte sich daran nicht satt sehen. Aber plötzlich, als gehorche sie einer geheimen Einwirkung, wandte sie den Kopf seitwärts, ihr Blick traf in den Spiegel und mit einem Ausruf der Ueberraschung fuhr sie empor.

Sie hatte darin die Gestalt eines jungen Mannes erblickt, der in der Ecke hinter ihr saß und sie gleichfalls durch den Spiegel betrachtet hatte. Im nächsten Augenblick stand er an ihrer Seite.

Er war unter Mittelgröße, schwächig und zart. Das braune, schlichte Haar lag einfach gescheitelt über der breiten weißen Stirn, die diesem Kopf, mit den weichen und gewöhnlichen Zügen, allein einige Bedeutung verlieh.

„Max Gebhart, gnädige Frau“, sagte er, sich verbeugend. „Verzeihen Sie, wenn ich zögerte mich Ihnen vorzustellen, aber Sie schienen mir ruhebedürftig und ich überlegte eben, ob es nicht das Beste wäre, mich unbemerkt zu entfernen.“

Seine Haltung war ehrerbietig und die sanfte Stimme stand völlig im Einklang mit dem offenen guten Ausdruck der blauen Augen.

Lene fühlte sich sympathisch berührt, jedes Unbehagen war geschwunden.

Sie fragte, ob er sie kenne, was er lächelnd bejahte.

Er bat sie, Platz zu nehmen und rückte ihr den Stuhl zurecht, wobei er die Zeitung, in der er gelesen hatte, auf den Tisch legte, dann setzte er sich ihr gegenüber. Bald plauderten sie heiter und völlig unbefangen miteinander vom Wetter — der schönen Aussicht — den Blumen.

Helenens Blick streifte zufällig die am Tische liegende Zeitung und sie wies lächelnd mit dem Kopfe darauf hin, als wäre ihr damit etwas Bekanntes, das sie lange nicht gesehen, wieder vor Augen gekommen.

„Es ist ein Arbeiterblatt“, jagte er nachlässig.

„Ich kenne es“, bestätigte sie.

„Sie, gnädige Frau?“

„Ich habe öfter darin gelesen; nicht hier, als ich noch zu Hause war. Ein Bekannter, Konrad Ebner, hat es uns immer gebracht.“

„Kennen Sie den Arbeiter Konrad Ebner?“ fragte Max noch verwunderter.

Sie bejahte lächelnd. Es erschien ihr als der heiterste Zufall, daß sie bei Konrad über einen gewissen Max Gebhart Erkundigungen einziehen sollte, und nun stand dieser selbst vor ihr und befragte sie nach Jenem.

„Das kommt daher, weil meine Eltern in einem Hause mit Ebner wohnen“, erklärte sie. „Thür an Thür, und ich habe schon gehört, daß Sie ihn kennen und daß Sie mit ihm — nicht wahr, Sie besuchen Arbeiterversammlungen?“ fragte sie, sich unterbrechend, indem sie ihm voll und forschend in die Augen blickte.

„Gewiß besuche ich sie“, versicherte er so lebhaft, als gelte es, ihr eine beruhigende Versicherung zu geben, „und ich weiß nun auch, daß ich die Tochter unseres Möbels vor mir habe, und freue mich aufrichtig darüber.“

Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Ich — wundere mich —“

„Vorüber? Daß ich Ihren Papa kenne? Aber ich bin ja

bei der Redaktion dieses Blattes mitbetheiligt und sehr vertraut mit Parteiangelegenheiten.“

Aber sie sah ihn nur noch verwunderter an; was hatte ihr Papa mit der Redaktion zu thun, und sie mit Parteiangelegenheiten?

Er schob ihr das Blatt zu:

„Bitte, nehmen Sie es mit, Sie finden darin einen guten Artikel über die Wahlen, er ist von Konrad, und sonst noch mancherlei, das Sie interessiren dürfte.“

„Danke“, sagte sie erfreut, „das von Konrad möchte ich schon lesen. Er ist gescheidt, nicht wahr?“

„Ein überaus fähiger Kopf.“

„Und die Hauptsache, er ist brav und ohne Falsch.“

„Voll Begeisterung, voll Ueberzeugungstreue. Es ist nur zu bedauern, daß er als Arbeiter wenig Zeit hat, sich weiter zu bilden. Es sollte etwas für ihn geschehen und — ich denke daran.“

Lene sah ungemein interessirt aus und lehnte sich mit beiden Armen über den Tisch, um ihm näher zu kommen. „Ah, das wäre so hübsch von Ihnen, wenn Sie sich seiner annehmen wollten.“

Auch er schob den Sessel näher; seine Stimme klang noch leiser und sanfter.

„Annehmen? Gnädige Frau, gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß es sich hier darum handelt, einen voraussichtlich hervorragenden Kämpfer für eine große Sache so auszurüsten, daß er in ihrem Dienst all seine natürlichen Fähigkeiten entwickeln und gebrauchen lernt.“

„Und Sie halten Konrad wirklich für einen so hervorragenden Kämpfer?“ fragte sie erstaunt und erfreut.

„Er steht schon jetzt in den vorderen Reihen, aber es bedarf eines großen Wissens und wissenschaftlichen Denkens, um die Ereignisse, die sich vor unseren Augen abspielen, richtig zu erfassen, um sie in ihrer vollen umgestaltenden Bedeutung zu erkennen. Da heißt es also, unseren fähigen Köpfen die umfassendsten

Studien zu ermöglichen, und sie auf die Zeit vorzubereiten, wo das Proletariat im politischen Kampfe stehen und die Wissenschaft selbst revolutionär geworden sein wird.“

Sie hatte ihm aufmerksam zugehört und unverwandt in das Antlitz geblickt, in dem eine feine hektische Röthe aufstieg. Jetzt fragte sie schüchtern: „Sind Sie auch Revolutionär?“

Er mußte lächeln: „Auch ich!“

„Aber Sie sind kein Arbeiter?“

„Ich bin gar nichts; ich brauche nichts zu sein, ich gehöre der privilegierten Klasse an.“

Das klang mit einem Male ganz anders, scharf wie Selbstverhöhnung.

Aber er bemerkte die Betroffenheit in dem lieblichen Gesichte der jungen Frau und in leiser Berührung legte er, für einen Augenblick nur, seine Hand auf die ihre, die noch immer am Tische ruhte, und sagte mit der früheren Sanftheit:

„Sie müssen mich als eine Art Ueberläufer betrachten, aber ich habe mich völlig von den Anschauungen meiner Klasse losgesagt und bin Sozialist geworden.“

„Wie sind Sie dazu gekommen?“

Er zuckte die Achseln.

„Wie Andere auch. Es giebt etwas, das jeden Einzelnen stärker beeinflusst als er glaubt, das ist die Zeit, in der er lebt. Wie in der Zeit der aufstrebenden christlichen Machtentfaltung alle Wege nach Rom führten, führen heute alle Wege zum Sozialismus und — es ist wie ein Fatum, daß selbst die Gegner des Sozialismus, die ihn am heftigsten bekämpfen, seine Wege ebnen und verbreitern helfen. . . . Wie wir dazu kommen? Die Einen durch die wissenschaftliche Forschung — durch den Humanismus — durch das Gefühl — die Anderen durch ihre Unzufriedenheit — durch die Verbitterung — durch das Elend. Aber die Arbeiter, die von ihren Instinkten geführt werden, nehmen den kürzesten Weg. Ihr Klasseninteresse macht sie kühn und aufgeklärt, denn ihre Ziele liegen auf der Seite des Fortschritts. Und so wird diese Klasse selbst zum Vertreter des Fortschritts,

und es ist ihre weltgeschichtliche Mission, daß sie, indem sie sich selbst von Ausbeutung und Unterdrückung befreit, zugleich die ganze Gesellschaft für immer von Ausbeutung und Unterdrückung mitbefreien wird.“

Er hatte lebhaft, voll tiefer Ueberzeugung gesprochen, aber in dem Maße, als sich seine Stimme erhob, war sie heiser und klanglos geworden; eine kongestive Röthe war in seine Wangen gestiegen und seine Hand zitterte, mit der er den Halskragen ein wenig herabdrückte, wie um sich Luft zu machen.

Auch ihre Wangen hatten sich im Eifer geröthet, mit dem sie jedes Wort von seinen Lippen nahm, bemüht, es zu erfassen.

Es war ihr, als wäre sie mit einem Ruck in eine neue Welt versetzt, von der sie bisher nicht einmal eine Ahnung hatte; die von Kampf erfüllt war für eine gerechte Sache.

Ihr Herz schlug kräftiger, in jugendlicher, freudiger Antheilnahme. Daß man sie werth erachtete, um mit ihr von so hohen Dingen zu sprechen, erhob sie selbst.

„Ich danke Ihnen“, sagte sie nach einer Pause warm und innig, „ich habe über diese Dinge immer nur Worte gehört, ohne daß mir ein Sinn dafür aufgegangen wäre, Konrad hat nie in dieser Weise mit mir gesprochen, ihm bin ich immer nur ein Kind gewesen.“

„Und auch Ihr Vater nicht?“

„Mein Vater?“

„Sie sagen, Sie haben das Arbeiterblatt gelesen, dann werden Sie doch seine Artikel nicht überschlagen haben?“

„Die Artikel meines Vaters?“ Sie wechselte die Farbe.

„Er ist der wahre Rufer im Streit — aber was haben Sie? Fürchten Sie keine Indiskretion von meiner Seite, gnädige Frau, ich kenne seine Stellung und weiß, daß Vorsicht nöthig ist, aber seiner Tochter gegenüber glaubte ich aufrichtig sein zu dürfen.“

Sene senkte die Augen: „Ich wußte von nichts“, sagte sie leise, „und auch die Mutter weiß nichts davon.“

Beide schwiegen einen Augenblick, dann sagte Max gedrückt:

„Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich meine Unvorsichtigkeit bedaure.“

Sie nickte sanft ihm zu, während sich eine große Traurigkeit über ihre Züge verbreitete.

„Mir ist jetzt Vieles klar geworden . . . mein armer Vater! Finden Sie nicht, daß es traurig ist, wenn ein Mann verheimlichen muß, was er denkt und fühlt und was ihm die Seele bewegt?“

„Gewiß, aber er kann nicht anders, wenn er nicht das Loos Derjenigen mitgefährden will, deren Ernährer er ist.“

„Das entschuldigt ihn also einigermaßen? o, nicht wahr?“ fragte sie dringlich.

„Vollkommen.“ Er nahm ihre Hand und selbst bewegt, sah er in ihr bewegtes, ausdrucksvolles Gesicht: „Beruhigen Sie sich, aber bleiben Sie dabei, daß man seine Ueberzeugungen hochhalten muß.“

Sie hatte ihn nicht verstanden.

Ihr Umhang war herabgeglitten, sie hüllte sich darein und griff nach dem Schirm.

„Sie wollen fort, gnädige Frau?“

„Ich muß, mein Mann —“

„Der erwartet Sie heute nicht“, versicherte Gehhart lächelnd. Auch sie lächelte, weil er sie auf einer Lüge ertappte.

„Es ist wahr, er nicht, aber das Mittagessen.“

Sie nahmen den Weg durch den Park, rasch gingen sie abwärts. Der Himmel hatte sich aufgehellte und die blasser Sonnen-scheibe wurde hinter den ziehenden Nebelschleiern sichtbar, ohne mit ihrem matten Glanze das Auge zu blenden.

Sie blickten Beide in die Sonne hinein und lachten darüber. Es klang fröhlich hell, wie Kinderlachen.

„Woher wissen Sie denn, daß mein Mann heute nicht mit mir speisen wird?“ fragte sie ihren Begleiter plötzlich, „sind Sie ihm begegnet?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Und haben Sie ihn gesprochen?“

„Nein, es war zu spät. Ich stand am Perron und als ich ihn bemerkte, hatte sich der Zug schon in Bewegung gesetzt.“

„Welcher Zug?“

„Elf Uhr fünfunddreißig nach München.“

Sie fragte nicht weiter. Rascher ging sie abwärts, als dränge sie's, fortzukommen. Die Farbe kam und ging von ihren Wangen. An der Parkthür angekommen, reichte sie ihm die Hand zum Abschiede.

„Darf ich Sie nicht bis zu Ihrer Villa begleiten, gnädige Frau?“

„Nein, ich danke“, rief sie hastig, verwirrt und reichte ihm nochmals die Hand.

Er blieb am Thore stehen und sah ihr nach.

Das Heine'sche Lied fiel ihm ein: „Du bist wie eine Blume“, ihm war, als ob das Kleinste und Schönste, nach dem er sich sein Lebtag gesehnt hatte, von ihm gegangen war für immer.

„Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt Dir legen sollt“,

erklang es innerlich.

Er wendete sich und ging zurück in tiefen Gedanken: „Sie hat nichts gewußt — war es denn nöthig, daß dieser Mann an seinem Kinde zum Heuchler wurde?“ — —

Helene ließ sich das Mittagessen serviren, aber das Mädchen nahm die Schüsseln unberührt wieder hinaus.

„Mir scheint, heute ist die Gnädige einmal nichts“, sagte die Köchin zum Stubenmädchen, „weil er nicht da ist. Was das für Fajereien bei den Jungverheiratheten sind! Na, es wird noch die Zeit kommen, ich steh' Ihnen gut dafür, wo es ihr um so besser schmeckt, wenn er nicht dabei sein wird. — Jetzt läutet sie — Herrgott, was ist denn los, so hat sie noch nie geläutet. Sehen Sie doch hinein!“

Das Stubenmädchen lief, nachzusehen und kam bald mit der überraschenden Mittheilung zurück: „Sie will nach München fahren.“

„Was, allein? Aber das hat er ihr ja verboten.“

„Sie sagt, sie will den gnädigen Herrn dort aufsuchen.“

„Weiß sie denn nicht, daß er auf die Jagd gegangen ist?“

„Er ist nicht gegangen. Sie hat erfahren, daß er nach München gefahren ist.“

Die Köchin stemmte die Arme in die Seite: „Jesus, da ist sie ihm schon auf 'was kommen. Na, mich wundert's nicht, wie Der einen manchmal anschaut —!“

Aber das Stubenmädchen wies sie zurecht: „Was glauben Sie denn, die Gnädige meint, er müsse unterwegs eine Depesche oder sonst eine Nachricht bekommen haben, die ihn gezwungen hat, seinen Plan aufzugeben. Sie fürchtet, es könnte ihren Eltern was zugestoßen sein, sie hat seit Tagen keine Nachricht von ihnen. . . . Sie weint und ist ganz aufgeregt.“

„Der arme Hascher.“

„Das ist sie wirklich, denken Sie, sie hat sich von mir zwanzig Mark ausgeborgt.“

„Sehen's, hab' ich's Ihnen nicht g'sagt, daß sie gar nichts hat. Die ist blank ins Haus gekommen; das wird sich noch spießen, Sie werden schon sehen. Unsereiner hat auch nichts, aber das ist ganz was Anderes. Unsereiner ist doch nicht so hilflos, und wenn's heut mit dem Gustel was wird, so hab' ich die Kasse.“

Sophie, das Stubenmädchen, hatte die zwanzig Mark ihrem Kasten entnommen und überbrachte sie ihrer Gnädigen, um diese in Stand zu setzen, mit dem nächsten Zuge nach München zu fahren.

X.

Es war früh am Nachmittag, als Frau Helene im elterlichen Hause anlangte und in ungeduldiger Hast die Treppe empor eilte.

Sie stand vor der Thür und zog die Glocke.

Niemand öffnete.

Sie läutete stärker ein zweites Mal.

Da that sich die Thür nebenan zu einer Spalte auf, und

das volle Gesicht der Ebner guckte heraus. Sofort ward die Thür aufgerissen und Tante Luise schloß mit einem Jubelruf die junge Frau in die Arme.

„Lene, wie kommst denn Du daher?“

„Wo sind die Eltern?“ fragte diese ängstlich und erregt, aber sie fühlte sich beruhigt, als sie in das lachende Gesicht der Ebner blickte. „Sie sind wohl, es ist ihnen nichts geschehen?“

„I, was denkst Du, sie sind ja zu Dir gefahren.“

„Zu mir?“

„Nach St. Agath. . . . Ist das ein Pech! . . . Vor einer Stunde sind sie fort. . . . Die Zungen haben sie hier gelassen, weil sie bei Dir übernachten wollen.“

Lene athmete auf, alle ihre Bangigkeit war gewichen und sie bedauerte jetzt ihre hastige Abreise.

Wenn sie doch gleich wieder hätte umkehren und zurückfahren können, aber der nächste Zug ging erst um sechs Uhr fünfzig. Wie lange war es bis dahin!

Sie wollte nun doch ihren Mann auffuchen, um von ihm zu erfahren, was ihn so dringend hierher gerufen.

Tante Luise führte sie in die Stube, nahm ihr Hut und Umhang ab und bat sie, nun auch die Handschuhe auszuziehen.

„Ei was, laß du Deinen Mann seine Wege gehen“, sagte sie, als Lene ihre Absicht ihr mitgetheilt hatte, „warte, bis er Dir's selber sagt, wohin er gegangen ist, das ist das Klügste. Und jetzt laß ich Dich überhaupt nicht fort, Lene, jetzt sollst Du eine Tasse Kaffee mit mir trinken.“

Bald saßen die Beiden beim Kaffee.

Lene war heiter und froh gestimmt, glücklich wie ein Kind, das auf Ferien heimkommt und nun mit besonderem Wohlwollen, ja mit Auszeichnung empfangen wird. Ach, es war so gut mit Tante Luise zu plaudern, und Alles bei ihr war ihr so traulich und vertraut. Sie trug noch immer gestreifte Schürzen und breite Krausen, und das Haar hinter dem Ohr in feste Zöpfe geflochten. Es war ganz unmodern, jetzt wußte sie's erst, und stand ihr doch sehr gut. Und ihre Art war noch immer humor-

voll, bis ans Drollige streifend, und dann wieder resolut und entschieden. Und sie sprach so lieb mit ihrer alten Vene, die eine junge Frau geworden war, und gab ihr Rathschläge und verwies ihr Dieses und Jenes.

Als Vene Zeit gefunden hatte, sich in der Stube umzusehen, fand sie mancherlei darin verändert.

An einer Wand hingen Pfeifen und ein Lederbeutel mit Tabak gefüllt. — Seit wann war Konrad Raucher geworden? — Die gehören dem Lazar, hieß es.

Und am Fenster standen neue, herrliche Blumen — die hatte Lazar gespendet. — Und der Vogel war weg, war er gestorben? Lazar hatte dem Gefangenen die Freiheit gegeben.

Vene lachte.

„Wer ist denn dieser Lazar, der sich das Alles erlauben darf?“ Sie drohte der Alten mit dem Finger, „mir scheint, Tante Luise, Du hast Dir einen Geliebten angeschafft.“

Die Ebner lachte laut. „Laß nur, wär' ich jung, der könnte mir schon gefallen. Ich hab' mich nicht wenig vor dem Russen gefürchtet und vor seiner Rohheit und seinem Schmutz, und nun ist das so ein feiner, zartbesaiteter Mensch und geradezu eklich vor Sauberkeit. Und wie sanft und sohnlich er ist, weißt, so Giner, der gehezt und verfolgt wird, wie ein wildes Thier, dem sie in der Fremde noch auflauern, um ihn zu fassen, weißt, ein solcher ist dankbar für jede Fürsorge und für jedes Bißchen aufrichtiger Liebe.“

„Dieser Russe ist also —?“

„Er ist ein Nihilist“, flüsterte Luise, „wir stehen auch unter polizeilicher Aufsicht.“

„Ihr!?“

„Ja, wir gehören zu den Verdächtigen.“

„Du auch, Tante Luise?“ Helene konnte nicht umhin, zu lächeln, als sie ihr in das gutmüthige, runde Gesicht sah.

„Dazu kann man kommen, mein Herzchen, man weiß nicht wie, übrigens, ich will Dir's nur sagen, ich stehe jetzt ganz auf ihrer Seite, so was steckt an.“

Sie that einen tüchtigen Schluck aus ihrer Tasse.

Helene nickte mit einem tiefen Seufzer.

„O ja, Tante Luise, das glaube ich Dir.“

„Und dann hat man doch selbst auch Gefühl, so zu sagen, für Recht und Unrecht“, fuhr die Ebner fort, ihren Kaffee schlürfend, „und wenn eine Regierung tyrannisch vorgeht, das bringt uns auf und man stellt sich auf die Seite des Schwächeren. Ich wenigstens, ich thu's. Warum ist denn dieser Zar so hochbeinig und giebt ihnen nicht die Konstitution, die sie haben wollen und immer dringender verlangen? Warum verweigert er seinen Völkern Freiheiten, die andere längst schon haben? Aber nein, er will nicht, just nicht, und nun sagen die Anderen: justament muß er's thun — da hast Du den Kampf — und mit den schlimmsten Mitteln. Hast Du schon was von Sibirien gehört? Dorthin schicken sie die Revolutionäre, soviel sie ihrer kriegen können — und da geht's zu! — Das Schlimmste, was man für die Hölle erfunden hat, ist reiner Spaß dagegen. . . . Da solltest Du den Lazar einmal erzählen hören — die Haare stehen Einem zu Berge, und man wundert sich nur, daß das Menschen von Fleisch und Blut so lange ertragen, daß nicht einmal Alle zusammenstehen und sagen: zum Teufel hinein, jetzt haben wir's satt, jetzt muß es anders werden. Aber nein, sie thun's nicht. Der Lazar sagt: Rußland schläft. — Noch ein Täßchen, Vene? Doch, doch, mein Kind, es ist genug Sahne da, nimm auch ein Kipfel, sie sind gut, unsere Kipfel. Ich sag' Dir, Vene, ich habe über den Lazar und sein Schicksal geweint, und ich bin nicht gerade so thränenreich. Monate hindurch hat er die Polizei auf den Fersen gehabt, keinen Augenblick vor Entdeckung sicher. Niemals hat er gewußt, wo er am Abend sein müdes Haupt zur Ruhe legen soll. Er ist bald bei dem einen, bald bei dem anderen Freunde untergekrochen, und hat sich nie getraut, zwei Nächte hintereinander in demselben Hause zu schlafen.“

„Das ist ein Leben, Vene, und dazu hat sich der Unglückliche noch eine Frau genommen.“

„Eine Frau?“ rief Helene, die jedes Wort mit dem leb-

haftesten Interesse verfolgt hatte, „und sie hat dieses kampfesfüllte Leben mit ihm getheilt?“

„Ja, das weiß ich nicht, Lene, wie die miteinander gelebt haben, so eine Ehe können wir uns überhaupt nicht vorstellen, ich weiß nur, daß sie ein Jahr hindurch ohne ihn in Moskau war, und Medizin studirt hat.“

„So.“

„Und jetzt kommt sie hierher.“

„Nach München?“

„Um nach Paris zu gehen. Es ist der Erlaß gekommen, daß verheirathete Frauen nicht mehr öffentlich studiren dürfen — das ist wieder so eine neue Sakkatur, da will sie nun auf die Pariser Universität gehen. — Ich bin neugierig, ob ich sie sehen werde — hoffentlich nimmt sie die Sachen alle gleich mit.“

„Was sind das für Sachen?“

„Das sind halt so Sachen, Lene — wichtige und gefährliche mögen's schon sein. Sie sind für einen gewissen Lawrow bestimmt — wenn sie nur nicht vorher Jemand ganz Anderen in die Hände fallen.“

„Der Polizei, meinst Du?“ fragte Lene ängstlich.

Luiſe zuckte die Achſeln.

„Vor einer Hausſuchung ſind wir keinen Augenblick ſicher, und wie wir da beim Kaffeetiſch ſitzen, kann's uns paſſiren, daß plötzlich ein Paar hereinstürzen und ſchreien: „Im Namen des Geſetzes“, oder ſo was, und dann können ſie hier machen was ſie wollen.“

Lene rückte ihr noch näher, in faſt athemloſem Intereſſe.

„Glaubſt Du, daß ſie dann auch die Wohnung meines Vaters durchſuchen würden?“

Die Gbner ſah ſie ſtarr an.

„I, was glaubſt Du denn, Herzchen, Dein Vater iſt doch ein Beamter, bei dem haben ſie nichts zu ſuchen, aber meinen Konrad haben ſie am Zuge.“

Lene ergriff ihre Hand in warmer Theilnahme.

„Das muß für Dich wohl recht ängſtlich ſein.“

„Bewahre!“ Luisens blaue Augen blitzten in einem ganz jugendlichen Feuer. „So was macht nicht ängstlich, aber rebellisch.“

Sie lachte. „Uebrigens finden sie bei uns gar nichts — nicht so viel — der Konrad sagt, ein Revolutionär muß Alles im Kopf und nichts auf dem Papier haben — aber diese Russen — ach, ich wollte, der Lawrow hätte seine Sachen“, und unwillkürlich blickte sie nach dem anstoßenden Gemache, dessen Thür verschlossen war.

In dem Augenblicke vernahm man Geräusch an der äußeren Thüre. Lene erbleichte.

Die Ebner erhob sich und sagte lächelnd:

„Das ist der Lazar. Er will herein und kann nicht, weil ich den Riegel vorgeschoben habe.“

Rasch ging sie in die Küche und öffnete.

Auch Helene war aufgestanden. Sie lauschte hinaus und hörte eine tiefe männliche Stimme fragen, ob Konrad zu Hause sei.

„Noch nicht, aber er muß gleich kommen.“

„Sonst etwas vorgefallen?“

„Nichts, doch, Frau Hartmann ist hier, Röder's Tochter.“

Gleich darauf trat Lazar Alexandrowitsch Dobuckoff in die Stube. Er begrüßte Helene in weltmännischer Weise, sich selbst als Doktor Tempzky vorstellend, als ein Bekannter ihres Vaters.

Sie nickte lächelnd und ein wenig verwirrt.

Seine elegante Haltung und eigenartige Schönheit überraschten sie. So hatte sie sich ihn nicht vorgestellt.

Sie tauschten, Röder betreffend, Fragen und Antworten, aber so liebenswürdig er sich auch zu geben suchte, sie merkte wohl, seine Gedanken waren anderswo, und sein Lächeln war zerstreut wie seine Augen.

„Er mag wohl an seine Frau denken“, dachte sie und das machte ihn ihr noch sympathischer.

Da zog er plötzlich die Brauen in die Höhe, die Spannung eines Horchenden kam in sein Gesicht, dann sagte er aufathmend:

„Es ist Konrad.“

Gleich darauf hörte man den Schlüssel ins Schloß stecken und Konrad trat ein.

Dieser that einen Schritt zurück, als er Helene bemerkte.

Wie verändert erschien sie in Haltung und Kleidung, wie elegant. Sie hatte sich vollständig zur Dame umgewandelt. Die Ueberraschung war so plötzlich und er konnte es nicht hindern, daß eine dunkle Flamme in seine Wangen stieg und sein Herz stärker zu klopfen anfang. Helene aber kam mit einem lauten Ausruf der Freude auf ihn zu.

Sie hatte an diesem Tage mächtige Anregungen erhalten; Theilnahme und Interesse waren ihr für Dinge entstanden, um die sie sich bisher nie gekümmert hatte, auch Konrad war ihr in einem neuen Lichte erschienen, und es war der Ausdruck einer naiven Neugier, mit dem sie zu ihm empor sah, als müsse sie ihn darauf erst näher ansehen.

Auch er hatte sie näher angesehen, und als er die frühen Anzeichen der Mutterschaft in dem so veränderten Gesicht zu erkennen glaubte, überkam ihn Mitleid mit ihrer Jugend.

Und wie sie ihm herzlich beide Hände entgegenstreckte, drückte er sie vielleicht allzu heftig in den seinen.

Sie war roth geworden und entzog sie ihm rasch. Und nun waren sie Beide linksch und verlegen und die Worte, die sie zu einander sprachen, klangen fremd und zurückhaltend.

Die Mutter suchte mit einem Scherz das Gleichgewicht wieder herzustellen, aber es wollte ihr nicht gelingen.

Lazar war in seine Stube getreten und kam nun wieder heraus.

Auf sein bezeichnendes Räuspern wandte sich Konrad nach ihm um, und seine Augen befragten ihn.

Lazar nickte bejahend.

„Wirklich?“ rief Konrad, „und wann?“

„Heute“, stieß der Andere hervor, in dem kurzen Wort seine Aufregung und Ungeduld verrathend.

Helene griff nach dem Hute. Sie hatte die Empfindung, als hätte sie Unrecht gethan, so lange zu bleiben, und sie empfahl sich rasch.

Heller Abendsonnenschein begrüßte sie, als sie die Straße betrat.

Das Gewölk hatte sich völlig zertheilt, der Regen war strichweise niedergegangen und hatte die Luft merklich abgekühlt.

Rasch ging sie dahin, in Sinnen verloren.

Gedanken drängten sich in ihrem Kopfe und gingen nach den verschiedensten Richtungen.

Am Bahnhofplatz blieb sie stehen und überlegte, was sie nun thun solle.

Langsam und zögernd wandte sie sich der Luisenstraße zu, in der Grich wohnte.

Sie kannte das Haus, wenn sie auch niemals darin gewesen war.

Vielleicht traf sie ihn selbst in der Wohnung an, er würde über ihr Kommen nicht böse sein.

Und nun erwachte plötzlich die Neugier, die Räume kennen zu lernen, die ihr Liebling bewohnte und die noch immer sein Absteigequartier bildeten.

Sie betrat ein großes, elegantes Haus, das einen Portier hatte, und fragte in der Loge nach Doktor Hartmann.

„Nicht anwesend“, hieß es kurz.

„War er nicht heute schon hier?“ fragte sie, „gewiß, er muß hier gewesen sein.“

„Freilich war er da und es ist nicht lange, daß er fortgegangen ist“, bemerkte die dicke Portiersfrau.

„So“, sagte Helene und blieb zagend und unschlüssig stehen.

„Na, die kann ja gar nicht mehr fortkommen“, ließ sich der Portier aus dem Hintergrund seiner Loge in unangenehmer Weise vernehmen.

„Ich bitte, geben Sie mir den Schlüssel zur Wohnung, ich möchte hinauf“, sagte Helene leise und verlegen.

Die Portiersfrau lachte ihr ins Gesicht.

„Nein, so etwas, das ist doch schon frech.“

„Ich bin Frau Doktor Hartmann“, rief Helene, unter der Insulte erbleichend. Dann all ihren Muth zusammenfassend, „ich

glaube wohl, daß ich die Wohnung meines Mannes betreten kann, und — und berechtigt bin, den Schlüssel dazu zu verlangen.“

Die Portiersfrau hatte sie betroffen angesehen und schlug dann die Hände zusammen:

„Jesus, freilich, Frau Doktor, ich bitt' tausendmal um Verzeihung. Ich hab' ja schon die Ehre auf der Photographie, aber in der Wirklichkeit sieht man immer ein Bissel anders aus.“

Sie nahm den Schlüssel und bat die Dame, voranzugehen, sie werde ihr selbst die Wohnung aufsperrn.

Sie bedauerte, daß Madame es nicht so schön finden werde, als es ehemals hier war, aber der Herr Doktor spendire jetzt nichts mehr auf die Wohnung.

Sehr unangenehm war die Gute berührt, als sie, nachdem sie die Thür aufgeschlossen hatte, von der jungen Frau entlassen wurde.

Helene trat ein.

Sie durchschritt ein Vorzimmer und betrat ein großes Gemach, that einige Schritte über einen dicken Smyrnaer Teppich, blieb stehen und sah sich um.

Fremdartig und phantastisch sah es da aus. Ein großer Divan, mit schwellenden Polstern und orientalischen Teppichen reich belegt, stand fast in der Mitte. Zwei Paravents von Seide mit japanischer Hochstickerei bildeten seine Rückwand, die im Verein mit zwei hochaufragenden Palmen einen Theil des Gemachs den Blicken der Eintretenden entzogen. Die Palmenblätter waren bestäubt und welk, sie waren wohl erstickt in dem Raum, dessen Fenster geschlossen, dessen Vorhänge herabgelassen waren und in dem eine dicke Luft herrschte, die, mit den feinen Düften einer Havana und verschiedener Parfüms geschwängert, auf Helene eine betäubende Wirkung übte.

„Da wohnte er“, dachte sie, und wieder schweifte ihr Blick über die vielen, vielen Teppiche hinweg, die dem Zimmer einen so weichlichen Charakter gaben, und über die Zierschränke, auf denen die Nippes sich häuften. — Ein Gefühl des Unbehagens ergriff sie, und wieder that sie einige Schritte — da führte eine Thür in ein zweites Gemach.

Sie war um die Paravents herumgegangen und bemerkte einen zierlichen Schreibtisch, nahe beim Fenster. Darüber hing ein Delbild: badende Mädchen. Nicht die keusche Schönheit des Weibes wollte der Maler versinnlichen, nur ihren berückenden Reiz.

Helene senkte den Blick davor, er fiel auf die mannigfache Ausstattung des Tisches. Ein ihr unangenehmer Duft leitete sie und sie streckte die Hand nach einem hier offenliegenden Billet aus.

Es war dasselbe, das er heute erhalten hatte. Das Couvert trug den Poststempel des Tages und St. Agaths. Aber sie hätte es schon nach dem Parfüm erkannt, den es ausströmte.

Mit einer raschen Bewegung hatte sie das Billet vor ihre Augen gebracht und las: „Ich werde Ihnen die Antwort auf Ihre Frage mündlich geben. Erwarte Sie bald nach fünf.“

Keine Ueberschrift, keine Unterschrift, nur zum Schluß ein eigenthümlicher Schnörkel.

Aber was brauchte sie mehr zu wissen; er hatte ihr von einer Einladung zur Jagd gesprochen und damit eine Unwahrheit gesagt.

„Warum — wozu?“

Sie hatte sich niedergesetzt, in plötzlicher Ermattung des Herzens, ihre Hand, die das Briefchen mit einer Geberde des Widerwillens auf den Tisch zurückwarf, zitterte heftig.

Mit aufeinandergepreßten Zähnen starrte sie vor sich hin.

Es dauerte eine Weile, ehe es ihr zum Bewußtsein kam, daß ihre Augen auf dem Bilde einer Frau ruhten, das in einem zierlichen Broncerahmen vor ihr auf dem Tische aufgestellt war.

Es war eine nicht mehr ganz junge Dame, in einem kostbaren Kleide mit tiefentblößten Schultern. Sie zog es näher, um jede Linie dieses schönen Gesichtes zu analysiren, und bemerkte, daß am Rande des weißen Kartons etwas geschrieben stand. Es war jene bei Widmungen gewöhnliche Phrase, aber darin ein Wort, über das ihre Augen nicht hinwegkamen: der Name ihres Mannes, dem man das Bild „zur Erinnerung“ geschenkt hatte.

Hastig sah sie nach dem Couvert des Briefes, um die Schrift

zu vergleichen. — Wichtig, der gleiche Name zeigte die gleiche Schrift, und hier wie dort der Schnörkel.

Alles war ihr mit einemmale verständlich geworden, Alles erschlossen.

Die Einladung kam von dieser Frau. . . . Sie erwartete ihn und er war zu ihr gegangen — er war bei ihr.

Und seiner Gattin hatte er es verheimlicht — er hatte sie belogen, belogen! Unter Nervenschauern erbehte sie und fühlte doch ein so heißes, brennendes Weh im Herzen, das versengend wirkte. Aber war es denn möglich? Nein, es konnte nicht sein, nein, nein, sie hatte sich getäuscht.

Und wieder griff sie nach dem Bilde und wieder nach dem Brief, um beide im nächsten Augenblick von sich zu schleudern.

„Abscheulich!“ Der Duft dieses Briefes haftete an ihren Fingern, gleich wie er an den Fingern ihres Mannes hängen geblieben war.

Sie schüttelte sich vor Ekel, indem sie die Hand mit den ausgepreizten Fingern weit von sich streckte. Aber da erinnerte sie die Bewegung selbst an eine gleiche aus gleicher Ursache.

Es war an ihrem Hochzeitsabend, wo sie den schönen Strauß in die Hand genommen hatte, in dem eine Karte geborgen war, mit demselben, ganz demselben Duft, der ihre Nerven damals wie heut affizirte — und sie erinnerte sich seines finsternen Blickes, als sie die Karte ihm überreichte, und sie glaubte den seltsam gepreßten Ton wieder zu hören, mit dem er den Namen von dieser Karte las: „Vermina!“ rief sie laut und erschrak über ihre eigene Stimme.

Sie schleuderte Brief und Bild weit von sich auf die Erde und brach in ein konvulsivisches Weinen aus.

Sie wußte Alles, sie errieth Alles.

„Gelogen, mir gelogen — um zu ihr zu gehen — Erich, Erich!“

Wie ein Schrei der Verzweiflung drang sein Name von ihren zuckenden Lippen, dann völlig in sich zusammenbrechend, rang sie die Hände in maßlosem Weh.

„Und ich hab' ihn so lieb gehabt — so lieb gehabt — so lieb — so lieb —!!“

Sie wiederholte es wieder und glaubte in Jammer vergehen zu müssen.

XI.

Im Wartesaal erster und zweiter Klasse des Münchener Bahnhofes, der zu jener Zeit noch nicht die Ausdehnung und die zahlreichen Annege des heutigen besaß, waren die Gaslichter bereits angezündet, die den großen, architektonisch reich ausgestatteten Raum hinlänglich erhellten. Er war von Reisenden und ihren Begleitern gefüllt, die den Wien-Pariser Schnellzug erwarteten.

Nach und nach fanden sich auch diejenigen ein, die den Personenzug Holzkirchen-Schliersee benutzen wollten, der dem Abgang des ersteren unmittelbar folgte.

Auf allen Bänken, die längs der Wände herumliefen und dos-à-dos inmitten des Saales aufgestellt waren, häufte sich das Handgepäck in allen Formen und Größen.

Geben war Helene Hartmann hereingetreten.

Als sie an einem der großen Spiegel vorbeikam, die, architektonisch verwendet, von einem mächtigen Holzrahmen umgeben waren, erschrak sie über ihr verstörtes Gesicht und die rothgeweinten Augen.

Sie zog den Schleier darüber und setzte sich in die Ecke, dem Fenster zunächst, das nach dem Perron hinausging, der von den dunkelroth gesäumten Wolken des scheidenden Tages erhellt war. Die Unruhe und Bewegung um sie herum war in stetem Zunehmen, sie bemerkte es kaum in ihrer schmerzlichen Versunkenheit.

Da wurden die Thüren, die nach dem Perron gingen, aufgerissen und eine Anzahl Personen, dicht aneinander gedrängt, stürmten herein.

Der Wiener Schnellzug war angekommen; er hatte fünfundzwanzig Minuten Aufenthalt.

Die Mehrzahl der Passagiere begab sich nach dem Buffet,

andere gingen auf und nieder, um die nach langer Fahrt steifen Glieder wieder gelenkig zu machen.

Man richtete sein Gepäck und sich selbst, trank Bier, plauderte laut miteinander, rief den Bediensteten zu, verlangte Dieses und Jenes, schimpfte, wenn es nicht sofort zur Stelle war, kaufte, handelte, zahlte oder wünschte sein Geld zu wechseln. Alles mit jener Unbekümmtheit, Selbstsucht und nervösen Hast, die die Reisenden eines Schnellzuges charakterisiren.

Einige Zeitungsverkäufer waren zur Stelle und boten mit lauter, gellender Stimme Tages- und Wochenblätter aus.

Einer derselben trat zu Helene und sprach sie an.

Sie winkte nur abwehrend mit dem Kopfe.

Er ließ sich nicht abweisen, und während er scheinbar eine Auslese unter seinen Blättern traf, drückte er ihr einen Zettel in die Hand.

„Nehmen Sie“, sagte er leise und dringend, „Herr Ebner bittet Sie, das zu lesen.“

Und als sie ihn verständnißlos anstarrte, fügte er ungeduldig hinzu: „Da giebt's kein Besinnen, Madamchen, es handelt sich um etwas Wichtiges, lesen Sie nur.“ Und in seinen anpreisenden Geschäftston verfallend: „Es sind die neuesten „Fliegenden“ — Sie können mir das Geld dafür geben, wenn ich wieder vorbeikomme — und Ihre Antwort auch“, setzte er leise hinzu.

Und er ging weiter, seine „Fliegenden“ ausrufend.

Helene hielt diese zugleich mit dem Zettel vor ihre Augen. Es war Konrads Schrift, er hatte in Eile einige Zeilen mit Bleistift darauf gekritzelt.

Sie schlug den Schleier zurück und versuchte zu lesen.

Sie vermochte es nicht; die Buchstaben tanzten vor ihren Augen und sie fühlte sich unfähig, sie aufzufassen und zu verstehen.

Mit hilflosen, thränenden Augen blickte sie um sich. Sie suchte Konrad und fand ihn nicht.

Da bemerkte sie Lazar einige Schritte von ihr, dem Spiegel zunächst, und nun reichte sich in ihrem zermarterten Kopfe blickartig Gedanke an Gedanke:

Der Russe erwartete seine Frau — „heute“ hatte er zu Konrad gesagt.

War er nun hergekommen, um sie zu empfangen? Aber wenn sie mit dem Wiener Zuge gekommen war, mußte sie hier sein — und doch stand er allein, die Arme verschränkt, schier theilnahmslos — und wo war Ebner — was verlangte er von ihr?

Ein Funke von Willenskraft war ihr erstanden.

Sie brachte den Zettel vor ihre Augen und las:

„Helfen Sie uns! Wir sind beobachtet, jede unserer Bewegungen steht unter Kontrolle. Und doch ist es für uns von Wichtigkeit, einer Dame, die mit dem Schnellzug gekommen ist und sofort weiterreist, eine Handtasche zu übergeben.

„Wollen Sie das übernehmen? Ich flehe Sie darum an.

„Sie werden die Dame leicht herausfinden. Sie trägt ein weißes Mützchen und an der Brust ihres lichtgrauen Kleides eine weiße Rose. Die fragliche Tasche wird Ihnen durch den Ueberbringer dieses genau bezeichnet werden, indem er ein Zeitungsblatt darauf legen wird. Ist das geschehen, bemächtigen Sie sich derselben, als wäre sie Ihr Eigenthum. Sobald das Zeichen zur Abfahrt gegeben ist, suchen Sie im Gedränge sich der Dame zu nähern und flüstern Sie ihr den Namen „Sonja“ zu. Eine willige Hand wird sich Ihnen entgegenstrecken, um die Tasche in Empfang zu nehmen. Geben Sie sie ihr, damit ist Ihre Mission zu Ende. Es rechnen auf Ihre Güte und Ihren Muth Ihre Freunde.“

Lene hob den Kopf.

Der Nebel war von ihren Augen gewichen, die Lähmung von ihren Muskeln. Sie athmete tiefer und freier.

Ein neuer Impuls war ihrem Willen gegeben, und ihr junges Herz schlug höher bei dem Gedanken, daß es in ihrer Macht lag, Anderen Hilfe zu bringen im Augenblick einer Gefahr.

Der Zeitungsverkäufer, der ein erprobter Genosse war, kam wieder an ihr vorüber und sie tauschte mit ihm einen klaren Blick des Einverständnisses.

Und nun vollzog sich Alles in der angegebenen Weise. Als sie ihre Hand auf die Tasche legte, glitt ein Lächeln der Freude und des Triumphes über das junge, verweinte Gesicht.

Sie ließ sich neben der Tasche auf der freistehenden Bank nieder und blickte aufmerksam um sich, um diejenige zu suchen, der sie sie übergeben sollte.

Der Saal war in diesem Augenblick vollgepfropft, das Zeichen zur Abfahrt mußte schon in den nächsten Minuten erfolgen.

Helene spähte nach der weißen Mütze umher und hatte sie bald gefunden.

Ihre Trägerin kam eben herangeschritten.

Es war eine große, schlanke Gestalt von freier und edler Haltung.

Sie trug einen seidenen, lichtgrauen Paletot und eine weiße Rose am Busen.

Es konnte nicht leicht ein Irrthum sein. Sie erschrak, als sie sie jetzt direkt auf Lazar zukommen sah.

Das konnte Alles verrathen und Alles in Frage stellen.

Da tauchte Konrad auf, den sie bisher nicht bemerkt hatte, und vertrat der Dame den Weg. Hatte er ihr ein Zeichen gegeben?

Sie hatte eine kleine Wendung, von Lazar hinweg, vollzogen und vor dem Spiegel Halt gemacht.

Jetzt erst konnte Helene, die dem Spiegel gegenüber saß, sie durch denselben genauer betrachten.

Sie hatte ein hübsches und kluges Gesicht mit lichtem Teint und lichtem Haar, ein mattes Blond, und auch die Augen waren licht, groß und ruhig.

Der dunkle Bogen, der sie überspannte, und die schwarzen Wimpern verliehen diesem hellen Gesichte einen schärferen Zug, zu dem der fein geschwungene Mund vortrefflich paßte.

Dieser Mund schien zu lächeln. Niemand konnte das nervöse Zittern in den tiefgezogenen Winkeln bemerken, auch Lazar nicht, obgleich er dicht hinter ihr stand und unverwandt, mit bewundernden Augen das Spiegelbild betrachtete.

Es war anziehend genug, um dies begreiflich finden zu lassen.

Viele der im Saale Befindlichen hatten dem schönen Weibe nachgesehen und mehr als Einer beobachtete, gleich ihm, jede ihrer Bewegungen. Sie hatte das weiße kleidsame Mützchen vom Kopfe genommen und als sie es auf die Konsole vor dem Spiegel legte, klopfte sie mit dem Knöchel zweimal rasch auf die Holzplatte.

Lazar erkannte das Meldezeichen und lauschte mit geschärften Sinnen auf eine weitere Kundgebung.

Ruhig und mit der unbefangenen Miene von der Welt begann sie jetzt vor dem Spiegel ihr Haar zu ordnen. Sie zog die großen Schildpattnadeln heraus und legte eine nach der anderen auf die Konsole, und jedesmahl berührte ihr Knöchel in rhythmischer Folge in bald kürzer, bald länger auseinander gehaltenen Schlägen das Holz.

Lazar's geübtes Ohr zählte und buchstabirte ein Wort heraus: „Beobachtet?“

Ein kaum merkbares Nicken seines Kopfes gab dem Spiegelbilde die Antwort.

Die junge Frau wand die blonde Flechte, die sie gelöst hatte, um ihren Kopf und nahm die Nadeln, eine nach der anderen, wieder auf, um sie festzustecken. Und wieder telegraphirte sie auf diese Weise eine Frage: „Abwarten?“

Ein Nicken wie vorhin war die Antwort.

Sie lächelte, und voll in den Spiegel blickend, grüßte sie den Mann darin mit den Augen.

Der Portier kam herein und rief laut in den Saal:

„Schnellzug nach Stuttgart, Straßburg, Paris —“

Sophia Alexandrowna hatte in größter Ruhe ihr Mützchen aufgesetzt und begab sich auf ihren früheren Platz zurück.

Jetzt wurden die bisher geschlossenen Thüren nach dem Perron wieder aufgemacht und Alles drängte dahin.

Helene pochte das Herz; der entscheidende Moment war gekommen. Sie ergriff die Tasche und schloß sich den dem Ausgange Zustrebenden an.

Als sie sich umsah, bemerkte sie Sonja noch immer am Tisch stehen, ihre Handschuhe anziehen. Es regte sie auf. Warum kam sie nicht? Erwartete sie eine Weisung! Sollte sie zu ihr treten, ihr sagen — ?? Nein, sie mußte thun, was man ihr geheißsen, nichts Anderes.

Und jetzt rief der Portier ein zweitesmal:

„Nach Stuttgart, Straßburg, Paris, höchste Zeit!“

Die Russin rührte sich nicht.

Da trat der Zeitungsverkäufer an sie heran, ihr ein Blatt überreichend. Sie nahm es, und nun hatte sie es plötzlich so eilig, daß sie ihn zu bezahlen vergaß und sich ins Gewühl stürzte.

Er schien nicht im Geringsten davon betroffen zu sein, lächelnd sah er ihr nach.

Helene bemühte sich, an die Seite der Russin zu kommen, und hatte sie bald erreicht.

Es gelang ihr, die noch immer Vorwärtsdrängende am Arme zu fassen, und sie flüsterte ihr ins Ohr: „Sonja!“

Da fühlte sie eine Hand, die nach der ihrigen langte; sie schob ihr die Tasche entgegen.

Jetzt erst sahen sich die beiden Frauen ins Gesicht.

„Grüßen Sie die Freunde von mir“, flüsterte die Russin, sich Helene zuneigend, „und seien auch Sie begrüßt und bedankt.“

Helene nickte: „Glückliche Reise!“

Sie waren bei der Thür angelangt, und Sophia Alexandrowna Dobutkoff trat auf den Perron und stieg in den bereitstehenden Zug.

Als Helene wieder in den Saal zurückkam, fand sie ihn fast leer, Lazar und Konrad waren verschwunden.

Der Personenzug nach Holzkirchen, mit der Abzweigung nach Niesbach-Schliersee, ward angezeigt. Helene wußte, daß sie sofort einsteigen könne, und begab sich dahin.

Sie nahm im Coupé Platz, zog ihren Schleier herab und schloß die Augen. Der Augenblick, der sie eine rettende That vollbringen ließ, hatte sie über ihr Leid hinweggehoben, jetzt zuckte der Schmerz von Neuem auf.

Aber ihre nervöse Energie war verbraucht und sie verbrachte

die Stunden der Fahrt regungslos in halber Ohnmacht. Sie hatte keine Ahnung, daß ihr Mann sich in demselben Zug befand.

Er war in seine Garçonwohnung gekommen, um für den Abend Toilette zu machen, als er von den Portiersleuten erfuhr, daß seine Frau hier gewesen und in seine Wohnung hinaufgegangen sei.

Es erschien ihm undenkbar, aber er fand in der Wohnung hinlängliche Belege dafür.

Ihr Sonnenschirm lag auf dem Schreibtisch und Frau Vermina's Bild auf dem Boden, zugleich mit dem Briefchen, das Helene aus dem Couvert genommen hatte.

Bebender Zorn brannte in ihm auf.

Gegen sein ausdrückliches Verbot hatte sie gehandelt.

Allein war sie nach München gefahren, und war in seine Wohnung gekommen, wohl nur, um ihre Neugier zu befriedigen.

Er hätte ihr das nicht zugetraut, niemals hätte er das von ihr geglaubt!

Sie mußte ihn auf der Jagd vermuthen, vielleicht war sie so dumm, zu glauben, daß er es nicht erfahren werde, daß sie ihm nachgespiirt. Und nun hatte sie den Brief gelesen und — ein ängstliches Unbehagen erfaßte ihn — sollte sie errathen haben, daß er von Henriette war? Mindestens mußte ein Verdacht in ihr aufgestiegen sein; sonst hätte sie nicht deren Bild mit solcher Behemenz auf den Boden geschleudert, daß Glas und Rahmen zerbrochen waren.

Er warf sich auf einen Stuhl und nagte an seinem Barte.

Es war doch sehr, sehr unangenehm; was sollte er thun, was ihr sagen? Dann fuhr er mit Ungeduld in die Höhe.

Stand er denn wirklich schon unter dem Pantoffel? — Und weil er verheirathet war, sollte er deshalb Beziehungen aufgeben, die für seine Karriere unerläßlich waren? — Hatte er deshalb ein Mädchen ohne Vermögen, ohne Familie geheirathet, um sich vor ihr zu fürchten? — Der Handel wäre zu ungleich.

Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und nieder.

Als ihm aber jetzt das Bild seiner Frau vor die Seele trat, lächelte er.

Was machte er sich doch für unnöthige Sorgen. Ist die Vene nicht die Liebe und Ergebenheit selbst? Geradezu albern in ihrer Naivetät. — Und glaubt sie nicht alles, was man ihr sagt?

Nur, daß sie die Courage hatte, hierherzukommen, befremdete ihn; aber, da hieß es nun, ihr den Standpunkt klar machen, und ihr die Lust an dergleichen selbständigen Handlungen ein für allemal vertreiben.

Und nun konnte er es kaum erwarten, seine kleine Frau ins Gebet zu nehmen; die sollte ihm ordentlich beichten. Aber er mußte sich sputen, wenn er den Zug noch erreichen wollte. Statt des schwarzen Fracks legte er wieder seine Rodenjoppe an. Es bekümmerte ihn wenig, daß er Henriette das Versprechen gegeben hatte, den Abend in ihrer Gesellschaft zu verbringen. Sie alterte merklich, und weil sie an Reiz eingebüßt hatte, kam er sich völlig schuldlos vor. Seine Entrüstung gegen Vene nahm eine immer kräftigere Färbung an.

Er suchte sie am Bahnhofe, aber er fand sie weder im Wartesaal, noch im Coupé erster Klasse, das er sofort bestieg. Daß seine Frau sich in einer anderen Wagenklasse befinden könne, fiel ihm nicht einmal ein; er vermuthete, daß sie zu dem Zug, der fünf Uhr dreißig Minuten abging, noch zurecht gekommen und auf dem Wege nach Hause sei.

Als der Zug in Miesbach hielt, sprang er sofort aus dem Coupé.

Helene aber mußte erst von dem Schaffner, der sie auf die Schulter tippte, darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie ihr Ziel erreicht habe und aussteigen müsse.

Als sie heraustrat, sah sie sich nach einem Wagen um. Der einzige auf der Station befindliche war soeben von einem Herrn in Beschlag genommen worden, der eilends davonfuhr.

Seufzend sah sie dem Wagen nach. Sie mußte nach St. Agath zu Fuß gehen.

Es war Nacht, als sie den einsamen Wiesenweg dahinschritt. Kein Stern leuchtete hernieder. Wind hatte sich erhoben, der die Wolken immer dichter zusammentrieb und ihr rauh ins Gesicht blies.

Sie hüllte sich fester in ihren Umhang und wie ein krankes Kind verlangte sie voll Sehnsucht nach Vater und Mutter.

Sie wollte sich ihnen an den Hals werfen und sich daran festklammern.

Sie wußte nicht, was sie ihnen sagen sollte, ließ sich ihr Leid denn in Worte fassen?

Aber sie würden ihr Kind in die Arme nehmen und es halten und schützen.

„Vater, Mutter!“ rief sie, als die Kräfte sie zu verlassen drohten, und rannte weiter.

Es schlug zehn auf dem Kirchturm von St. Agath, als sie endlich die erleuchteten Fenster ihres Hauses vor sich sah.

Gott sei Dank, die Eltern waren da und erwarteten sie.

Das Stubenmädchen stand im Vestibül und erblickte sie zuerst.

Sie schlug die Hände zusammen, lief in die Stube und schrie:

„Gnädiger Herr, sie ist da, die Gnädige ist da!“

Und von innen wiederholten mehrere Stimmen:

„Sie ist da — sie ist da — sie ist da!“

Der Mann, der Vater, die Mutter stürzten ihr in heftiger Erregung entgegen.

Die quälende Angst und Sorge, die alle Drei, als Grich nach Hause kam und sie nicht vorfand, um sie gelitten hatten, machte sich nun, wo sie heil vor ihnen stand, in zornigen Vorwürfen Luft:

„Was Du mir heute angethan hast, Lene —!“

„Wie konnte Dir so etwas einfallen!“

„Und die Angst, die wir um Dich ausgestanden!“

Und nun spielte sich eine jener großen dramatischen Familienszenen ab, wo die Autoritäten von Mann und Vater sich zusammenthun, um einer Unmündigen klar zu machen, daß Alles,

was sie gesehen und gefühlt und gedacht und gefolgert hatte, ein Irrthum sei.

Und man predigte ihr von Freiheiten und Vorrechten des Mannes, die ihm von der Natur selbst verliehen seien, und von seiner Kraft und besseren Einsicht. Für ihn gab es keine Gefahr, aber die Frau würde straucheln, sobald sie sich seiner Leistung entziehen wollte. Und es folgten Thränen und Bitten, Nührung von allen Seiten und schließlich großmüthiges Verzeihen.

In Erichs Armen war Helene an diesem Abend eingeschlafen. Aber im Traume seufzte sie wiederholt und die zuckenden Lippen flüsterten:

„Ach, ich hab' ihn so lieb gehabt.“

XII.

Man schrieb den 7. März des Jahres 1877.

Das eben erst gewählte Comité eines Frauen-Reformvereines mit Frau Sidonie Gebhart, geb. v. Morre, an der Spitze hatte für diesen Tag eine Sitzung einberufen, wobei Frau Sidonie den Vorsitz führte.

Die Dame befand sich in dem unbestimmbaren Alter zwischen dreißig und vierzig, und wenn sie auch weit entfernt war, hübsch zu sein, so weit, daß sie selbst keinen Anspruch darauf erhob, so wollte sie doch interessant erscheinen — und war es auch. Sie war groß und schlank von Gestalt, ihr brünettes, intelligentes Gesicht mit der kräftigen Nase hatte etwas Kühnes, das man nicht leicht vergaß.

Ihre raschen, eckigen Bewegungen thaten ihrer Bornehmheit allerdings Abbruch; sie wußte es, und es hatte eine Zeit gegeben, wo sie sie genau überwachte und zur Anmuth dressiren wollte; jetzt hatte sie sich über diesen Mangel hinweggesetzt, wie über so vieles Andere.

Ihr Eheleben war nicht glücklich, obwohl sie einen schwachen und gutmüthigen Mann hatte, der eine hohe Meinung von ihr hegte.

Ihr, wenn auch noch junger Adel — ihr Vater war in glücklichen Spekulationen ergraut, als man ihn zum Baron machte — und noch mehr ihre literarische und philosophische Bildung imponirten ihm ungemein.

Sie hinwieder schätzte in ihm den geschickten und korrekten Geschäftsmann, der ihr beiderseitiges großes Vermögen klug verwaltete und durch glückliche Unternehmungen stetig zu vermehren verstand.

Diese gegenseitige Schätzung war der Kitt, der die zwei Menschen, welche sonst nichts Gemeinsames hatten, zusammenhielt.

Ihr erschien eine gewisse Sprödigkeit der Frauenwürde angemessen, er hinwieder war eine ganz sinnliche Natur, dazu gemacht, von den Weibern genasführt zu werden, sobald sie das Eine gewährten, das für ihn das Einzige war.

Ihr Stolz redete ihr ein, daß seine Ausschreitungen nach dieser Richtung hin sie nicht berühren könnten. Sie schien auch wirklich darüber hinwegzusehen, aber unmerklich und sicher verschlechterte sich ihr Verhältniß immer mehr.

Eine gewisse boshafte Neugier war ihr erstanden, die sie antrieb, sich Kenntniß von seinen Siegen zu verschaffen, nur um sich an den Niederlagen zu weiden, die ihnen rasch zu folgen pflegten. Sie fand, daß er, je älter er wurde, um so leichter zu betrügen war, und um so erpichter, seine Dummheiten fortzusetzen.

Sie verschlangen ungeheure Summen, und das konnte sie dem „Geschäftsmanne“ nicht verzeihen.

Er gab sich zwar die erdenklichste Mühe, seine Abenteuer vor der Gattin geheim zu halten, aber sie errieth ihn in seinem Glück, wie in seinem Mißgeschick.

War er à bonnes fortunes, dann wurde er wißig, nonchalant und eigenwillig, hatte er hingegen Malheur, dann zeigte er sich demüthig, liebenswürdig und zärtlich gegen seine Gemahlin, ohne daß es ihm gelungen wäre, sie dadurch zu rühren.

Als Mutter fühlte sich Sidonie kaum glücklicher. Ihr Töchterchen, das sie sehr geliebt hatte, war ihr gestorben und ihr

Knabe, als das einzige, schwächliche Kind, war so verhätschelt und mit vierzehn Jahren ein so unausstehlicher Bursche geworden, daß die Eltern übereinkamen, ihn einer jener berühmten Erziehungsanstalten zu überantworten, wo Verstand und Charakterbildung gegen Erlag einer hohen Summe garantirt werden. Da nun Frau Sidonie in ihrem Hause nichts fand, das ihren lebhafsten Geist beschäftigt hätte, richtete sie den Sinn auf das Allgemeine.

„Das Loos der Frauen ist beklagenswerth“, sagte sie mit Iphigenia, und sie wollte daran gehen, es zu bessern.

Sie trat energisch als Vorkämpferin für Frauenrechte auf, und alsbald hatte sich ein Kreis unzufriedener, ehrgeiziger und beschäftigungsloser Damen um sie gebildet, die danach dürsteten, in die Oeffentlichkeit zu treten, um die Frau aus ihrer Hörigkeit zu befreien.

„Erhöhte Bildung, Freiebung der Universitäten für die Frau“, war ihr enthusiastisches Feldgeschrei.

In Vorträgen und Diskussionen sollte die Möglichkeit und Nothwendigkeit dieser Bestrebungen eingehend erörtert und klargestellt werden.

Aber schon bei den ersten Sitzungen zeigte es sich, daß die Mehrzahl dieser Vorkämpferinnen etwas ängstlich war, und es erhoben sich warnende Stimmen: Man möge doch ja Niemandem wehe thun und nach oben hin nicht anstoßen und verletzen.

So wurde der Antrag eingebracht und sofort zum Beschlusse erhoben, alle Schritte zu thun, um eine allerhöchste Protektorin für den Verein zu gewinnen.

Sie hatten leider keinen Erfolg. Man erzählte zwar von den großen Sympathien einer hohen Frau für den Verein, aber es sei ihr nicht gestattet, diese öffentlich zu bethätigen. Sie war unfrei wie andere Frauen auch. Um die Freiebung der Mittel- und Hochschulen an das weibliche Geschlecht zu erwirken, beschloß man, sich an den Reichstag zu wenden, und man begann Unterschriften für eine Petition zu sammeln.

Man erhielt sie. Die Petition wurde eingegeben, aber als unerfüllbar zurückgewiesen.

„Die Delikatesse, die Reinheit, der Adel der Frau würden darunter leiden, wenn sie so viel Wissen erwerbe“, hieß es in der Begründung, „und zugleich könnten die fundamentalen und geheiligten Einrichtungen der Familie erschüttert werden.“

Selbst die Beschränktesten unter den Bittstellerinnen hatten die Unzulänglichkeit dieser Motivirung eingesehen, aber sie mußten sich dem Erlasse fügen. Da wurde diesen Frauenrechtlerinnen von einsichtigen Gönnern der Rath ertheilt, auf die Staatshilfe zu verzichten, und wenn sie durchaus eine Universität haben wollten, sollten sie sie aus eigenen Mitteln erbauen.

Dieser Gedanke wirkte zündend. „Selbsthilfe!“ Diese konnte den Frauen nicht verübelt werden.

„Selbsthilfe, ja“, rief Frau Sidonie Gebhart. Aber dazu braucht man Geld, denn „Geld ist aller Dinge Hintergrund“, erklärte sie mit Emphase, und diese Sentenz war von Allen verstanden und bejubelt worden.

Da keine der Damen aber daran dachte, es selbst herzugeben, wollte man wieder einmal die kleinlichste Eitelkeit der guten Gesellschaft und ihr Bedürfniß, sich öffentlich hervorzuthun, um öffentlich genannt zu werden, für die gute Sache ins Treffen führen.

Der Antrag, eine Wohlthätigkeitsvorstellung zu arrangiren, war gestellt und angenommen worden.

Man gedachte eine Auslese unter den schönsten Damen zu treffen und für ihre Mitwirkung etwas besonders „Pikantes“ zu ersinden, etwas, „das zieht“. Sie würden in den Blättern genannt, außerdem photographirt und in den Kunstläden ausgestellt werden, um so die Blicke aller Vorübergehenden zu fesseln; welsch eine Lockung für Alle.

„Wir werden einen großen Erfolg haben“, resümirte Frau Gebhart am Schlusse ihrer Rede, „nur müssen wir die Sache so vornehm als möglich gestalten. Man muß sich zu diesen Vorstellungen drängen, die Kartenausgabe werden wir selbst besorgen,

um aber unserem Zwecke eine möglichst große Einnahme zu sichern, werden wir den Preis einer Karte auf vierzig Mark festsetzen. Zugleich spreche ich die Erwartung aus, daß jede unserer Vereinsdamen mindestens zwanzig Karten zum Vertrieb übernehmen wird."

Diese Stelle fand weniger Anklang. Sie wurde mit Stillschweigen aufgenommen, und eine Anzahl Mitglieder suchten sich heimlich davonzuschleichen. Frau Gebhart bemerkte es und fuhr mit erhöhter Stimme fort:

"Möge sich Niemand schämen, zu betteln, sobald es sich um eine hohe, wichtige Sache handelt. Wir werden Alle betteln, meine Damen, mit Begeisterung werden wir betteln!" Das wirkte; dröhnender Applaus folgte.

Die folgende Rednerin war die Schwester Hartmann's, die kleine, reizende blonde Frau Betty Lufft. Sie versicherte, sie werde nicht allein Geld, sondern auch die künstlerische Mitwirkung ihres Gatten erbetteln.

"Mein Mann ist zwar viel beschäftigt, er wird nicht wollen, aber — das nützt ihm nix", fügte sie, in den süddeutschen Dialekt übergehend, heiter hinzu. "Damit wir Fraue emal eine Universität kriege, mag er sich nur ä bißle plage, und i garantir für ihn."

Wenn Frau Betty Lufft scherzhaft oder drollig sein wollte, und sie liebte das, dann schwäbelte sie. Es stand ihr allerliebste, sie wußte es. Auch diesmal war der Effekt nicht ausgeblieben. Die ganze Versammlung bejubelte das Versprechen, wie die lustige Art, in der es gegeben wurde.

Die Präsidentin aber wie die Schatzmeisterin konnten sich nicht enthalten, Frau Lufft um den Hals zu fallen und sie zu küssen, worauf die Sitzung geschlossen wurde.

Frau Gebhart's Wagen erwartete sie am Thore.

"Darf ich Sie nach Hause bringen, liebe Betty?" fragte Sidonie ihre Freundin.

Die aber zog es vor, ein wenig in den Straßen zu bummeln.

"Well, dann schicke ich den Wagen nach Hause und gehe mit Ihnen."

Langsam wandelten sie dahin. Die Eine groß und schlank, die Andere klein und üppig, Beide die Hände in die Muffe gesteckt, mit ihren Schleißen die Straße fegend und lebhaft plaudernd.

Alle Arbeit würde bei diesen Veranstaltungen auf sie entfallen, darauf mußten sie sich gefaßt machen, aber Beide waren gewandt und energisch.

„Wir werden die Tagesblätter für unser Unternehmen gewinnen müssen“, meinte Sidonie.

„Selbstverständlich“, erwiderte Betty, „aber bitte, überlassen Sie das mir — guck, dafür han i schon meine Leut“, schwäbelte sie wieder und lächelte überlegen. Sidonie nickte ihr zu.

In der That, es mußte so sein. So oft sich Frau Lufft mit ihrem Gatten öffentlich zeigte, und sie versäumte keine dieser Gelegenheiten, pflegten alle Blätter davon Notiz zu nehmen. Da konnte man lesen: „Meister Lufft mit seiner liebreizenden Gattin wurden vielfach bemerkt“, oder: „Die schöne Gemahlin unseres genialen Lufft wurde von Sr. Hoheit mit einer Ansprache ausgezeichnet“, oder: „Frau Lufft trug ein weißes Brokatkleid en coeur geschnitten. Ihre formenschönen Arme entbehrten des Schmuckes, eine stilvolle Neuerung, der Antike abgelauseht“ u. s. w. mit Grazie. . . . Die Arbeit ihres Mannes hatte die Frau berühmt gemacht und in die Mode gebracht. Ihrer Meinung nach war der Fall umgekehrt zu nehmen, und vielleicht hatte sie nicht ganz Unrecht.

Sie war jung, schön und amüßant. Sie verstand zu schmeicheln, zu lächeln, zu bitten selbst, aber auch, sich Nirz zu geben und zu repräsentiren, wie es der Augenblick verlangte.

Ihr Mann hingegen war einfach und wahr und in gewissem Sinne auch einfältig. Ganz mit seinen Entwürfen beschäftigt, glaubte er naiver Weise, seine Arbeit, sein ernstes Streben müßten genügen, ihn vorwärts zu bringen.

Aber seine besten Schöpfungen waren unbesprochen und unbemerkt geblieben, es fehlte ihm an Aufträgen und Ermunterung.

Betty hatte indeß bald herausgefunden, was man thun müsse, um Erfolg zu haben.

Sie suchte ihm mit ihren Erfahrungen zu Hilfe zu kommen und benahm sich dabei sehr geschickt.

Sie liebte ihren Mann nicht, sie hatte kaum Verständniß für seinen Genius, aber sie liebte seinen Ruhm und bewachte diesen mit eifersüchtiger Strenge. Stets bedacht, ihn weiter auszubilden, gestattete sie nichts, das ihn gefährden konnte.

„D' Veut müßet stets von Einem was z'schwäze habe“, war ihr Wahlspruch. So schleppte sie den Mann überall mit, wo die Koryphäen der Wissenschaft und Kunst sich zu versammeln pflegten, und wohin es ihr sonst noch Spaß machte.

Immer wohl ausgeruht, voll munterer Laune, von Huldigungen umgeben, unterhielt sie sich prächtig. Sie lächelte, wenn er versicherte, daß er nach diesen durchschwärmten Nächten schlecht arbeiten könne. Es war ja doch nicht wahr, er arbeitete viel und immer mehr. Die Aufträge häuften sich und er mußte verdienen, denn die Haushaltung verschlang große Summen. Frau Betty hatte begonnen ihr Haus auf einen vornehmen Fuß einzurichten, wie es der Bedeutung ihres Mannes entsprach.

Die Damen waren in die Brienner Straße gekommen und noch immer plauderten sie von ihrem Unternehmen. Betty versicherte, daß ihr Mann die Bilder stellen werde, aber sie wolle ihn auch dazu bringen, daß er die Kostüme und Stoffe auswähle.

„Wir dürfen ihn nicht mehr locker lassen“, sagte sie voll Eifer, „ei, er soll nur auch mal d'ran, er soll nur etwas zur Hebung der Frauenrechte thun, das ist er mir schuldig, ich hab' schon so viel für ihn gethan.“

„Das wird herrlich“, sagte Sidonie vergnügt. „Und ich hoffe, wir werden die Karten unter der Hand verkaufen und gar nicht affichiren müssen. Das Affichiren ist so gemein“, setzte sie mit auffallender Bitterkeit hinzu, während sie sich einer Affichensäule näherten.

Unwillkürlich blieben ihre Blicke auf dem daselbst aufgetriebenen Farbendruck haften, der in Lebensgröße das Bild einer spanischen Tänzerin zeigte.

Es war Signora Oliva, der Star der Saison, der im Kosseum täglich für seine Bewunderer aufging.

Betty blieb in lustiger Neugier davor stehen und zwang so ihre Freundin, ebenfalls Halt zu machen.

„Weiß Gott, ein Mordsweib diese Oliva, die Männer sind aber auch wie Besessene hinter ihr her.“

Betty lachte unter den sich ihr aufdrängenden Gedanken, dann fragte sie plötzlich, ob Sidonie den neuesten Geniestreich der Oliva kenne.

„Kommen Sie“, sagte Sidonie verdrießlich und zog sie weiter. Aber Betty ließ sich nicht irre machen, er sei zu köstlich, meinte sie, den müsse sie ihr erzählen, und hastig flüsterte sie ihr zu, daß der jetzige Souteneur der Oliva ein enorm reicher Mensch sei, den sie soweit gebracht habe, daß er den dümmsten Vertrag von der Welt mit ihr eingegangen war.

„Sie sichert ihm nämlich darin ewige Treue zu — ja, sie hat sie ihm schwarz auf weiß zugeeignet, er konnte sie getrost nach Hause tragen; hingegen müßte der gute Mann ein enormes Neugeld an sie bezahlen, wenn es ihm einfallen sollte, sie zu verlassen.“

Sidonie preßte die Lippen zusammen, während ihre im Muff steckenden Hände sich ineinander krallten.

„Hat Ihnen das Ihr Mann erzählt?“ fragte sie mit affectirter Gleichgiltigkeit.

„Behüt', wie käm' der zu so pikanten Neuigkeiten. Hat er ein Modell, dann muß ich auch dabei sein, der darf mir nicht auf Abwege kommen — i möcht ihm's nit rathe“, schwäbelte sie, „und i laß ihm auch g'wiß nit Zeit dazu.“

Und sie lachte laut und vergnügt, daß sie die Kräfte ihres Mannes so gut auszusproten verstand, daß ihm für die Nichtsnützigkeit keine mehr übrig blieben.

Einige Vorübergehende hatten sich nach der schönen Lacherin umgesehen.

Sidonie faßte sie fester am Arm.

„Lachen Sie doch nicht auf der Straße und sprechen Sie

nicht weiter von diesen Frauenzimmern. Wir verachten sie — und das thut gut.“

Sie hatte ein stolzes Lächeln. Nach einigen Schritten aber neigte sie sich ihrer Freundin entgegen und fragte leise: „Können Sie mir vielleicht den Namen dieses Souteneurs verrathen?“

„Und neugierig sind Sie doch“, rief Betty und lachte schon wieder. „Nein, Theuerste, ich habe leider keine Ahnung wer er ist, Derjenige, welcher — Sie wissen ja, man amüsirt uns mit solchem Klatsch, aber die Helden bleiben uns weislich verborgen . . . Nur die Höhe des Neugeldes habe ich auf Umwegen herausgebracht.“

„Nun?“ fragte Sidonie gespannt.

„Kaum glaublich, aber verbürgt.“

„So nennen Sie es doch.“

„Einhunderttausend Mark.“

Sidonie erblaßte, sie sagte kein Wort und schritt nur rascher aus.

Betty plauderte weiter und gab ihre Absicht kund, ihren Bruder Hartmann zu besuchen, dem sie eine hübsche Anzahl Karten anhängen wolle.

„Dann fordern Sie doch gleich seine Frau zur Mitwirkung auf“, bat Sidonie.

„Sie wollen Helene dabei haben? Nun, die wird mit beiden Händen danach greifen, sie ist sehr vergnügungssüchtig.“

„Ach, sie ist noch so jung, so voll Illusionen“, versetzte Sidonie mit einem fast wehmüthigen Lächeln, „und bei ihr ist Alles wahr, sogar die Freude.“

„Finden Sie?“ fragte Betty spitzig, „sie ist wetterwendisch — unberechenbar — ach, es ist merkwürdig, wie sich doch Alles bei manchen Menschen vergißt — wer hätte gedacht, daß sie sich über den Verlust ihres Kindes so schnell trösten würde.“

„Aber sie soll ja höchst unglücklich gewesen sein, fast gemüthskrank.“

„Das ist's ja eben. Sie hat die Verzweifelte gespielt — als wenn ihr in diesem kleinen Wesen alles gestorben wär', was sie jemals geliebt hatte — Sie können sich denken, daß Grich

darunter gelitten hat — denn dieser übertriebene Kummer war eine Beleidigung für ihn — und wenn sie sich sein Herz dadurch entfremdet hat, um so schlimmer für sie — ja um so schlimmer —, denn schließlich ist sie doch ganz abhängig von ihm.“

„So abhängig, daß selbst jede Regung ihres Seelenlebens unter seine Kontrolle fällt“, — fiel Sidonie mit feinem Spotte ein.

„Bei Ihnen hört man immer die Männerhasserin heraus“, versicherte Betty lachend.

Sidonie zuckte die Achseln. Sie sah sehr skeptisch aus.

„Kann ich dafür, daß mir all mein Leben so wenige Männer imponirt haben? Von meinem Bruder halte ich noch am meisten, das ist doch ein feiner Kopf — wissen Sie, daß er zurückkommt?“ fügte sie heiter hinzu. „Vielleicht schon in einigen Tagen, o, ich freue mich sehr darauf.“

Betty fand diese Neugierde charmant, und Morre's Persönlichkeit und seine Rückkehr war das Thema, das sie nun Beide in Athem hielt.

Jetzt machte Sidonie vor einem kleinen villenartigen Hause Halt.

„Leben Sie wohl, theure Freundin“, sie streckte Betty die Hand entgegen.

„Sie gehen da hinein?“

„Zu meinem Schwager Max. Ich will ihn für unser Unternehmen interessieren.“

„Famos. Das soll ja ein ganz merkwürdiger Mensch sein, ein Sonderling.“

„Ein Sozialist“, flüsterte ihr Sidonie geheimnißvoll zu.

„Wie unangenehm“, sagte Betty bedauernd.

„Er ist ein sehr braver Mensch“, versicherte Sidonie.

„Schon etwas mitgenommen, wie ich höre.“

„Er ist leider krank.“

„Da fehlt's, wie?“ fragte Betty, indem sie auf ihre volle Blüste klopfte.

„Ach ja, dieses schreckliche Uebel, von dem es keine Heilung giebt.“

„Recht traurig; ach wenn er nur einige Karten nähme —“
„Er wird sie nehmen und überzahlen“, versicherte Sidonie bestimmt.

„Gut, dann lasse Sie ihn nur beileibe nit auskomme“, schwäbelte sie, während sie ihrer Freundin lachend zum Abschiede zuwinkte.

XIII.

An demselben Morgen, zur Zeit, als Sidonie in die Sitzung fuhr, war für Frau Doktor Hartmann ein Strauß herrlicher Blumen abgegeben worden. Das Stubenmädchen brachte ihn ihr auf das Zimmer.

Hier, in dem hellen, üppigen, überheizten Raume, in dem vom Garten herein die großen, schneebedeckten Bäume kalte Lichter warfen, sahen wir die zarte, jetzt überschlanke Gestalt Helenen's an einen Tisch gelehnt stehen, mit beiden Händen die Blumen vor sich hinhaltend.

Sie trägt ein weißes Morgenkleid, dessen lange, seidengefütterte Schleppe sich über den Teppich rollte, und wie sie jetzt den etwas seitwärts gewendeten Kopf den Blumen entgegenneigte, um mit lächelndem Behagen den süßen Duft von Rosen und Flieder in sich aufzunehmen, erschien sie hübscher und anmuthiger als je.

Sie lachte still vor sich hin, wobei ihre weißen Zähne zum Vorschein kamen. Es war eine ihr früher nicht eigenthümliche Art zu lächeln, aber sie stand ihr reizend.

Sie war in eine neue Sphäre getreten und begann sich ihr entsprechend umzubilden. Die ersten Blicke, die sie in diese Welt gethan, hatten sie geblendet. Sie hatte geglaubt, daß die Menschen, mit denen sie nun zusammentam, die höchste Bildung und die erstaunlichsten Fähigkeiten besitzen müßten, da sie jede Unbildung und Schwäche unnachsichtig verurtheilten. Aber sie merkte zu ihrem Erstaunen, daß sie diese lieblose Kritik auch untereinander übten, und bemüht waren, wo es nur anging, selbst ihren Charakter herunterzusetzen, so daß diese gegenseitige Mißachtung ihr immer deutlicher wurde.

Sie grübelte nicht weiter darüber nach. Instinktiv erfaßte sie, daß es hier hauptsächlich darauf ankam zu glänzen, wenn auch nur durch Aeußerlichkeiten und in ganz oberflächlicher Weise.

Weit entfernt dies zu tadeln, war sie berathen und ange-
trieben, es nachzuahmen. Wurde sie doch gescholten, wenn sie sich nicht „brav aufführte“, das heißt, wenn ihr Geschick, oder ihre mangelhafte Erziehung, wie ihre Schwägerin meinte, sich unzulänglich erwiesen, um den gewünschten Effekt hervorzubringen.

Aber Helene war auch in diesem Punkte bildungsfähiger als man dachte.

Und wie all diese schönen Frauen auf ihre Gesichtszüge und ihre Blicke achteten, auf die Modulation der Stimme, auf ihre Haltung und ihre Hände, so gewöhnte auch sie sich daran, sich mit ihrer Person eingehend zu beschäftigen, um zu beobachten und zu studiren, was geeignet war, ihre Anmuth zu erhöhen und sie gefälliger zu machen.

Sie kokettirte in naiver Weise mit ihrer Schönheit, und freute sich ihres Erfolges; sie kokettirte noch nicht mit ihrer Bildung und ihrem Charakter.

„Dieser häßliche Donner schickt mir ein so schönes Bouquet“, rief sie lustig und hielt es von sich, um sich an der Farbenwirkung zu legen, „das ist doch lieb von ihm.“

Dieser Donner war für sie ein „komischer Mensch“, der ihre Nachlust unaufhörlich erregte; gestern erst hatte sie ihn unbarmherzig zum Besten gehalten. Daß er das nicht übel genommen hatte und Blumen schickte, überzeugte sie, daß er auch ein guter Mensch sei.

Er hatte eine Karte dazugelegt, die einige scherzhafte Worte und die demüthige Bitte enthielt, sie anzunehmen.

Ihre Augen streiften das Datum: 7. März.

„Siebenter März“, wiederholte sie laut und sah plötzlich danken-
voll aus — „siebenter März, was wollte ich denn da?“

Sie hatte sich für diesen Tag etwas vorgenommen — was war es nur? Sie brachte den Strauß ihrem Gesicht nahe, seinen Duft schlürfend, und wußte mit einemmale, was sie gewollt

hatte: Ihrer lieben alten Luise Blumen für deren Sohn schicken, der an diesem Tag aus seiner Haft entlassen wurde.

Fünf Monate hatte er eines Breßbergens wegen im Gefängniß gesessen, heute wurde er frei. Die Mutter wollte ihn an der Schwelle seines Gefängnisses erwarten, damit ihre Arme ihn zuerst umfingen.

Helene wollte das frohe Ereigniß nicht vorübergehen lassen, ohne den Beiden ihre Theilnahme kund zu geben, und nun hätte sie bald darauf vergessen.

Sie läutete dem Mädchen und wünschte, daß es eiligst frische Blumen besorge; aber Sofie versicherte, für außerordentliche Gänge keine Zeit zu haben.

„Dann will ich selbst gehen, schnell, bringen Sie mein Kleid.“

Aber die Jose erinnerte sich, daß für diese Stunde die Anprobe der neuen Toilette aus Maison Gregoire angesagt sei, da könne sich die gnädige Frau unmöglich entfernen.

Helene sah auf die Uhr, es war wirklich die höchste Zeit, wenn die Blumen rechtzeitig abgegeben werden sollten.

Unentschlossen ging sie auf und nieder, verdrießlich, daß sie alten Freunden gegenüber sich gänzlich theilnahmslos verhalten solle.

Dann leuchtete ein Gedanke in ihren Augen auf und ohne weitere Ueberlegung nahm sie die Blumen, deren Duft sie soeben geschlürft, die sie erfreut und entzückt hatten, wickelte sie wieder in Watte und Papier, kritzelte einige rasche Zeilen auf eine Karte und übergab Alles dem Mädchen, damit sie es eiligst durch einen Kommissionär besorgen lasse. Dann setzte sie sich in ein Fauteuil am Fenster und lehnte den Kopf zurück, als ruhe sie träge von einer Arbeit aus. Sie lächelte und schloß die Augen. Sie malte sich das Wiedersehen aus zwischen Mutter und Sohn und das Glück dieser Beiden.

Wenn man einen Sohn hat, den man so lieb haben kann, wie die Luise den ihrigen, das ist wohl das Beste im Leben. . . . Einen Sohn, zu dem man hinaufschauen kann, weil er so lieb und brav und fest ist, wie ihn das Mutterherz ersehnt und gebildet hat. . . . Und ihn dann so um den Hals nehmen zu können

und küssen, wie man sein Kind küßt und zugleich ihn schelten, weil er ihr nicht gehorchte. Sie erinnerte sich, wie Konrad seine Mutter in den Armen zu halten und anzusehen pflegte, in liebevoller Ueberlegenheit, die für die Mutter nichts Verlegendes hatte und ihren Stolz erhöhte.

„Ja — das ist Glück“, dachte sie, und ein volles, warmes Gefühl wallte in ihrem Herzen auf, aber dann zuckte es schmerzlich um ihre Lippen.

Auch sie hatte ein solches Glück erträumt — sie glaubte es gesichert — es war begraben.

Ihr Kopf sank tiefer herab und große, schwere Thränen drängten sich unter den Wimpern hervor. . . .

Das Mädchen kam herein und meldete, daß die Toilette zur Anprobe gebracht worden sei.

Das Kleid war reizend gemacht und saß vortrefflich.

Helene trat vor den Spiegel und war bald ganz bei der Sache.

In der gierigen Lebenslust der ersten Jugend wird noch Alles zur Freude; man nimmt das Glück, wo man es findet, und müßte man sich mit einer Täuschung begnügen.

Die Wamsfell hatte auch neue Stoffe mitgebracht und breitete sie vor der Dame aus. Ein rosa Brokat war von besonders verführerischer Wirkung, und als Helene die Farbe vor dem Spiegel probirte, mußte sie zugeben, daß sie zu ihrem Teint entzückend paßte.

„Gnädige Frau dürfen sich da nicht lange besinnen“, rief die Wamsfell, „sonst geht uns der Stoff weg.“

Ich getraue mich nicht, ich habe Schulden“, sagte Helene kleinlaut.

„Eine Kleinigkeit, das darf Euer Gnaden nicht abhalten.“

„Ich bat um die Rechnung, haben Sie sie gebracht?“

„Aber das pressirt wirklich nicht, und wenn es erst in einem Jahr gezahlt würde, Euer Gnaden sind uns gut.“

Es bedurfte einer weiteren Aufforderung, ehe Helene ihre Rechnung erhielt; aber als sie einen Blick darauf geworfen hatte, erblaßte sie.

Sie dachte nicht mehr daran, eine neue Bestellung zu machen, und half selbst dabei, die Stoffe in die Kartons zurückzulegen.

Die Thür öffnete sich und ihr Mann trat herein.

Die Mamsell war hübsch und Hartmann sah sie ziemlich genau an. Sie knigte und bemerkte bedauernd, daß sie Alles wieder einpacken müsse.

Der eine Stoff habe es der gnädigen Frau angethan, er kleide sie reizend, aber sie sei gar so bescheiden, und so geht Alles wieder mit, wenn nicht vielleicht der gnädige Herr anderer Meinung sei.

„Lassen Sie die Sachen nur hier“, sagte er und lächelte ihr zu; „ich sehe, Sie verstehen es vortrefflich, Ihre Waare verlockend zu machen.“ Sein Blick wurde noch dreister, dann wendete er sich mit vornehmer Nonchalance von ihr ab und setzte sich auf das Fauteuil am Fenster.

„Was weiß diese Person von Deiner Bescheidenheit?“ fragte er seine Frau, nachdem die Mamsell das Zimmer verlassen hatte. „Ich hoffe, Du giebst da keine Erklärungen ab für Dein Annehmen oder Zurückweisen?“

Er war zu ihr getreten und langte wie zufällig nach der Rechnung, die auf dem Tische lag. „Was ist das?“

„Es ist die Rechnung — sie hat sie mitgebracht.“

Er zupfte an seinem Barte. „Vergleichen läßt man mich gerne finden — eh? Sehen wir einmal — wirklich, sehr bescheiden“, spöttelte er.

„Sie beläuft sich höher, als ich dachte“, stammelte Helene unter Herzklopfen.

Langsam faltete er sie zusammen und steckte sie ein, ohne ein Wort zu sagen. Dieses stumme und vornehme Hinweggehen über etwas, das ihm offenbar ungebührig dünkte, hatte etwas ungemein Demüthigendes für Helene.

„Ich will mich künftighin einschränken“, sagte sie leise.

Er sah sie starr an.

„Weshalb? habe ich mich beklagt? zahle ich nicht immer? zahle ich nicht Alles, Alles und Jedes?“

Sie nickte stumm.

„Das Vergnügen, eine schöne Frau zu haben, ist und bleibt einmal ein kostspieliges“, scherzte er und fügte dann ebenso launig hinzu: „Gi, Du hast ja heute von einem Aborateur Blumen bekommen?“

„Donner hat sie geschickt“, sagte sie ruhig, „woher weißt Du das?“

Er machte ein schlaues Gesicht. „Man erfährt so etwas immer.“

Er konnte ihr nicht sagen, daß er in der Blumenhandlung mit Donner zusammengetroffen war, denn man gesteht doch nicht seiner Frau ein, daß man für eine Andere Blumen kauft.

Als sie ihn aber fest und prüfend ansah, zog er die Stirne kraus und sagte gereizt:

„Daß Du Dir von diesem Scheusal den Hof machen läßt, ist mir unbegreiflich.“

„Ich finde ihn unterhaltend und wenigstens wird Niemand glauben, daß er mir gefallen könne.“

„Auch er nicht?“

„Der Mann hat doch einen Spiegel.“

Erich schüttelte den Kopf.

„Bleibt die immer so naiv“, dachte er, „oder heuchelt sie?“
Dann sah er sich um. „Wo ist das Bouquet?“

„Ich — ich habe es nicht mehr.“

Er merkte, daß sie roth wurde.

„Was hast Du damit gemacht?“

Stammelnd bekannte sie die Wahrheit, worauf ihr Mann in ein lautes Lachen ausbrach.

„Du bist unbezahlbar, nein, so etwas kannst nur Du thun, das fällt nur Dir ein, aber ich finde es praktisch, mit den Blumen, die der eine Verehrer gespendet hat, dem anderen ein Präsent zu machen“, und er lachte noch stärker.

„Konrad ist nicht mein Verehrer“, sagte sie laut in aufglimmendem Zorn.

„Erscheint es Dir nöthig, dies zum Fenster hinauszurufen?“ fragte er höhnisch, absichtlich seine Stimme herabdämpfend. „Dieser Konrad, wie Du ihn zu nennen beliebst, scheint Dich überhaupt

sehr zu interessiren, aber ich finde diese Aufmerksamkeiten für einen Gästling nicht am Plage."

Er war aufgestanden und ging mit starken Schritten in der Stube auf und nieder.

Er fühlte sich sehr unglücklich in diesem Augenblick. Er war in so guter Stimmung gewesen, er hatte sich vorgenommen, liebenswürdig zu sein, um sie für einen Wunsch zu gewinnen, den er bisher in übertriebenem Zartgefühl nicht laut werden ließ.

Mit einigen freundlichen Worten hatte er zu erreichen gehofft, was er erreichen wollte, und nun hatte sie ihn doch wieder gereizt und ihm die Stimmung verdorben.

Ach, Alles, was sie that, war so unglaublich einfältig, daß sein Aerger nur zu berechtigt war.

Aber er wollte ihn auch diesmal hinunterschlucken, und als er jetzt wieder zu ihr trat, war sein Ton völlig verändert.

"Nun, wo sind die Stoffe? Ich möchte sie sehen und wenn Dir einer gefällt —"

Sie schüttelte den Kopf.

"Wie, Du willst schon wieder die Gefränkte spielen? Nicht einmal durch ein schimmerndes Kleid Dich versöhnen lassen?"

"Ich brauche es wirklich nicht."

"Vielleicht doch — wenn wir den Ball des Ministers besuchen sollten."

"Den Ball des Ministers?"

"So etwas behert doch alle Weiber", lächelte er triumphirend, während er den Arm um ihre Taille legte, „also wähle, gleich das Schönste — ich will Dich schön haben — hörst Du — dieses Rosa, meine ich, müßte Dich vortrefflich kleiden."

"Das war's auch", sagte sie fast verschämt.

"Schön, da befinden wir uns einmal in herrlicher Uebereinstimmung — bewilligt — so, und jetzt küsse mich."

"Zu welchem Minister sind wir geladen?" fragte sie.

Er hatte auf die Frage gelauert.

"Natürlich zu dem meines Ressorts, zu Minister Lermine."
Ihre Wangen färbten sich dunkel.

„Ist der Minister?“

„Wußtest Du das nicht? Es ist ja wahr, Du liest keine Zeitungen.“

„Und dahin willst Du mich führen?“ fragte sie stotternd.

„Es ist eine Ehre, um die Dich Viele beneiden werden. Selbstverständlich werde ich Dich der Frau Minister vorher vorstellen —“

„Mich — ihr!“ rief Helene emporfahrend.

Er wollte ebenso heftig erwidern, aber er bezwang sich, trat auf sie zu, und sie am Sinn fassend, sagte er lächelnd:

„Sei kein Kind, ich schwöre Dir zu, Helene, daß mir diese Frau völlig gleichgiltig ist, du hast nichts von ihr zu fürchten.“

„Ich kann nun einmal den gewohnten Verkehr mit den Lermias nicht abbrechen, das geht absolut nicht, schon im Hinblick auf meine dienstliche Karriere nicht. Ich habe hier Rücksichten zu nehmen und Du mit mir. Oder sollten Dir meine Interessen völlig gleichgiltig sein? Ich will es nicht glauben. Du siehst ja, wie langsam es vorwärts geht, — bis man sich da hinauf arbeitet. — Also wir gehen!“

„Wir gehen!“ fügte er in scharfer Betonung hinzu, daß es wie ein Befehl klang.

Sie nickte stumm und resignirt.

Er stieß leicht mit dem Fuß auf. Die Art ihrer Zustimmung hatte ihn nicht befriedigt. Er forderte freudiges Eingehen auf seine Wünsche, und glaubte dies zu verdienen.

Hatte er nicht jeden ihrer Wünsche bisher befriedigt? War er nicht soeben wieder freigebig gewesen? Und womit lohnte sie ihm? Kalt und undankbar erschien sie ihm und der dumpfe Groll, den er gegen sie nährte, erhielt immer neue Nahrung.

XIV.

Sidonie hatte die einfach möblirte Junggesellenwohnung von Max Gebhart betreten und fand ihn im Winterrock am Fenster stehen, wo er das Thermometer studirte.

Er kam ihr entgegen, um sie zu begrüßen, aber er sah erregt aus und ein heftiges Roth brannte auf seinen Wangen.

„Ich sehe, Du bist zum Ausgehen bereit“, sagte sie, ihm die Hand reichend, „aber die Luft ist abscheulich rauh, Du kannst nicht daran denken, hinauszugehen.“

„Ich will ausfahren, das wird mir doch erlaubt sein“, entgegnete er mit nervöser Gereiztheit.

„Bitte, thu's nicht“, sagte sie herzlich, „der Arzt hat Dich gewarnt.“

„Wenn ich dem glaubte, müßte ich längst begraben sein, so schlimm steht es noch nicht mit mir, nein, keineswegs“, rief er noch aufgeregter; als er aber daraufhin zu husten begann, warf er den Oberrock ab und sah höchst unglücklich aus.

Aber er war so gewöhnt daran, seiner schwachen Gesundheit Opfer zu bringen, und nicht merken zu lassen, wie schwer sie ihm fielen, daß er alsbald den Ausdruck seines Gesichtes änderte, und als er seiner Schwägerin, die er gern hatte, gegenüber saß, gab er sich liebenswürdig und heiter. Sie gestand ihm, daß sie mit der bestimmten Absicht hierhergekommen sei, seine Unterstützung für eine große Sache zu gewinnen, die ihr gewaltig am Herzen liege. Und seines Interesses sicher, begann sie ihm die Nothwendigkeit der Gründung einer Frauenuniversität auseinanderzusetzen. „Alle fortgeschrittenen Geister müssen sich dieser Sache annehmen und ihr fördernd zur Seite stehen. Deshalb bin ich zu Dir gekommen, Max.“

Dieser verbeugte sich lächelnd.

„Selbstverständlich wird man auch nicht vor Geldopfern zurückschrecken, die möglicherweise zu bringen wären“, fügte sie mit ihrem gewinnendsten Lächeln hinzu.

„Aha!“

„Wir haben eine Petition eingebracht —“

„Sie ist abschlägig beschieden worden —“

„Wir werden sofort eine zweite in Szene setzen.“

„Sie wird keinen besseren Erfolg haben.“

„Wir wollen, wo es nur angeht, Bogen auflegen und Unter-

schriften sammeln, bis wir eine Massenkundgebung erreicht haben, die der Regierung wohl imponiren wird.“

„Welch' schöne Illusionen, sie werden sich nicht erfüllen.“

„Gut, dann werden wir eine Frauenuniversität aus eigenen Mitteln gründen.“

„Diese Gründung dürfte sich etwas hinausziehen.“

„Wir werden das Ziel um so früher erreichen, je werththätiger und großmüthiger unsere Gönner und Wohlthäter sich erweisen. Der Reichthum ist groß und es werden heutzutage Summen ausgegeben“ — ihr Gesicht verzerrte sich leicht — „nein, Unsummen für das Niedrigste, für das Gemeinste — reden wir nicht davon — es gehört nicht hierher. Wir wissen sehr wohl, daß wir uns nur an die Edelsten und Besten wenden können, Du gehörst zu ihnen, Max, und Du bist reich; wir werden Dich auf unsere Liste obenan setzen und Du wirst und darfst nicht säumen, Dich mit einem namhaften Betrag zu betheiligen.“ Sie sah ihn mit einem fast zärtlichen Ausdruck fragend an. „Wie viel wirst Du zeichnen, Max?“

Er schüttelte den Kopf und hielt sich lachend mit beiden Händen die Taschen zu.

„Das nenne ich mit dem Revolver kommen, Sidonie!“

„Sperre Dich, es nützt Dir nichts, sage, wie viel Du uns geben willst. Wie ich Dich kenne, wirst Du Dich unserer ewigen Dankbarkeit versichern wollen.“

„Ich fürchte, da kennst Du mich schlecht.“

„Nein, lache nicht, oder sollte ich mich auch in Dir getäuscht haben? Es wäre mir schmerzlich. Ich glaubte immer, Du hieltest etwas von den Frauen und ihren Fähigkeiten.“

„Ich stelle sie sehr hoch, gewiß, und ich bringe all' diesen Bestrebungen die wärmsten Sympathien entgegen.“

Sidonie hatte ein gereiztes Lachen.

„Sympathien, Sympathien, ja, damit seid ihr ungemein freigebig. Sympathien hätten wir genug, aber sobald es sich darum handelt, uns mit Geld zu unterstützen, da seid Ihr Einer wie der Andere, Einer wie der Andere!“

Sie sprach so leidenschaftlich und ernsthaft, daß sie ihn selbst zum Ernste zwang.

„Nun, das ist ja wahr, die heutige politische und soziale Stellung der Frau ist durchaus falsch und unhaltbar.“

„Unerträglich ist sie geworden, eine Schmach, denn sie demoralisiert uns Alle“, rief die energische Frau hitzig. „Aber wir werden uns daraus selbst befreien, gegen den Willen der Männer, ihnen zum Trotz!“

Sie hatte den Fächer aus Perlhuhnfedern aus ihrem Muff gerissen und hieb damit nach rechts und links.

May suchte begütigend ihre Hand zu erfassen.

„Aber liebe Sidonie, das wäre ja schrecklich, das reine Tohuwabohu, und der leidige Hader, Zank und Streit, der schon jetzt in allen Beziehungen zwischen Mann und Weib zu Tage tritt, würde dadurch noch vermehrt.“

„Ist es denn anders möglich, wir haben nun einmal den Kampf der Geschlechter.“

„Den Kampf der Geschlechter, welche Unnatürlichkeit — er ist ein Symptom der Zersetzung.“

„Wir haben uns gegen männliche Anmaßung und Unterdrückung zu wehren — und wir wehren uns“, rief sie und suchte wieder mit ihrem Fächer.

„Und Ihr erwartet von Männern die Mittel, um für diesen Kampf die Waffen zu schmieden?“ fragte May mit einem milden, duldsamen Lächeln.

Sie sah ihn betroffen an, dann trat ein noch energischerer Zug in ihr Antlitz.

„Wir wenden uns nur an die Einsichtsvollen, die unsere Hörigkeit mit Unwillen und Beschämung erfüllt. Stuart Mill hat es ausgesprochen, daß wir nicht die Sklavin des Mannes sein sollen, sondern seine Mitarbeiterin in Staat und Gesellschaft.“

Ihre Augen bligten im stolzen Gefühl dieser Bundesgenossenschaft. May schüttelte den Kopf.

„So lange die Frau die Konkurrentin des Mannes ist, wird sie ihm niemals als Mitarbeiterin willkommen sein.“

„Willkommen oder nicht, danach haben wir nicht zu fragen. Wir sind die Hälfte des Menschengeschlechtes und wir verlangen für unsere Entwicklung die gleichen Bedingungen, die gleichen Rechte, die die Männer für sich geschaffen und zum Gesetz erhoben haben.“

„Du willst sagen unsere Männer, liebe Sidonie“, bemerkte Marx sanft, noch leiser sprechend, während seine gewöhnlich matten Züge sich geistig belebten. „Diese günstigen Lebensbedingungen und Rechte, die Du großherzig für die andere Hälfte des Menschengeschlechtes in Anspruch nehmen willst, besitzen heute tatsächlich nur wenige unter den Männern selbst, sie sind die Vorrechte einer Klasse; die Ungleichheit selbst aber ist das notwendige Produkt einer Gesellschaft, die auf dieser Ungleichheit aufgebaut ist und nur durch sie ihren Bestand fristen kann. Und Du täuschst Dich, Sidonie, wenn Du glaubst, Eure Bestrebungen dienen den Frauen im Allgemeinen; sie würden nur einer sehr beschränkten Anzahl von Frauen zu Gute kommen. Warum soll ich aber Sonderinteressen in einem aussichtslosen Kampf unterstützen, zu einer Zeit, wo es sich darum handelt, sich für jenen großen Kampf des Proletariats vorzubereiten, der nicht Einige, der das ganze Menschengeschlecht, also auch die Frauen mit befreien soll.“

Sidonie schlug in komischer Desperation die Hände zusammen.

„Mein Gott, da kommt er wieder mit seinen sozialistischen Ideen.“

Marx verneigte sich.

„Ich wollte Dir gegenüber nur meine Ablehnung motiviren und entschuldigen.“

Sidonie runzelte die Brauen in wirklichem Aerger.

„O, ich verstehe vollkommen, Du vermagst Dich nur mehr für die Interessen des Proletariats zu erwärmen und deshalb gehe ich leer aus — oder bist Du vielleicht der Meinung, daß wir uns ihm assoziren sollten?“ fragte sie mit malitiösem Lächeln.

Marx blinzelte gutmüthig mit den Augen: „Ich weiß nicht

einmal, ob ich das wünschen sollte — und was nützte es auch — es wird ja doch nicht geschehen.“

Sidonie lachte. „Nein, gewiß nicht. Ebenso gut könnte sich Wasser mit Feuer vermengen . . . Daran glaubst Du selbst nicht . . . Diese Menschen werden sich auch nie für Ideen begeistern können.“

„Und doch stehen sie heute schon in einem heißen Kampfe dafür.“

„Wer? Die ehrgeizigen Führer, aber nicht die Massen. Ich kenne doch auch Arbeiter . . . Das erhält am Sonnabend seinen Lohn und trägt ihn in die Schenke, vertrinkt den Sonntag und macht den Montag blau.“

„Und taumelt vom Fusel benebelt in den Dienstag hinein“, ergänzte May — „ein reizendes Bild.“

„Ich kann nichts dafür, es entspricht der Wirklichkeit.“

Sie hatte sich erhoben und that einige Schritte durch das Zimmer, das mit einem dicken Teppich bedeckt war. Dann wendete sie sich plötzlich nach ihm um, und sah ihn mit beweglichen Augen an.

„Vieher May, Du bist ein so guter lieber Mensch — wenn Du nur diese Ideen aufgeben wolltest, ich bitte Dich, thu's.“

Er lachte und führte ihre Hand, die sie ihm entgegenreichte, an seine Lippen: „Theure Sidonie, laß ab, ich bin ja doch unverbesserlich.“

„Ja, das bist Du, und ich sehe ein, daß ich mich umsonst bemüht hatte.“

„Nicht umsonst, liebe Schwägerin, Du hast einen armen kranken Menschen vor einer Unvorsichtigkeit bewahrt; hätte mich nicht Deine angenehme Gesellschaft zurückgehalten, dann wäre ich meinem Freunde sicher entgegengegangen.“

„Einem Freund? Kenne ich ihn?“

„Du — ihn! — Nein.“

In dem Augenblick ging die Thür auf und Konrad Ebner erschien in derselben.

Er sah nur May und breitete ihm seine Arme entgegen.

Dieser stieß einen Freudenruf aus, und drückte den Freund an die Brust. Dann begann er zu husten.

„Mag, ich bin wohl zu plötzlich hereingestürzt?“ fragte Konrad besorgt, indem er einen Stuhl heranschob und jetzt erst die Dame bemerkte, die der Hustenanfall ebenfalls zu erschrecken schien.

Mag schüttelte den Kopf.

„Es ist nichts — gar nichts —“ Er hatte in sein Tuch gehustet, und als er sah, daß kein Blut gekommen war, war seine Aufregung geschwunden und er wagte sich seiner Freude hinzugeben.

„Wenn ich nur nicht ein so elender Krüppel wäre, ich wäre Dir so gerne entgegengegangen, Konrad.“

Er stellte den Freund seiner Schwägerin vor und fügte, einem übermüthigen Impulse folgend, hinzu:

„Er hat soeben die Hochschule absolvirt, kommt graden Weges von dort her.“

Sidonie nickte leicht, indem sie den Mann aufmerksam musterte. Ihr gefiel das schmale Gesicht mit der kühnen Nase und den blitzenden Augen und noch besser die bewegte elastische Gestalt, in der die unverbrauchte Kraft der Jugend pulsrte.

Seine Kleidung war nicht elegant, aber sauber und sorgfältig, und er trug eine rothe Rose im Knopfloch. Die Wangen waren frisch rasirt, der blonde Anebelbart nach französischer Art in eine Spitze geschnitten, und der Schnurrbart so kurz gehalten, daß er seinen wirklich hübschen Mund kaum verdeckte. Doch lag keine Spur von Selbstgefälligkeit in seinem Wesen, und das machte ihn um so anziehender.

Sie zweifelte keinen Augenblick, daß er seine Studien beendet hatte, von einer ausländischen Universität zurückgekehrt sei und von der Bahn direkt hieher gekommen, um seinem Gönner zu danken. Dann schien ihr doch das Verhältniß zwischen den Beiden ein anderes, kameradschaftlicheres zu sein. Er sprach mit Mag so frei und sicher, wie nur einem Gleichgestellten gegenüber.

Mag hatte dem Diener geläutet und eine Flasche Madeira

befohlen, aber Konrad hatte noch immer den Hut in der Hand und versicherte, er müsse gleich wieder fort.

„Ich bin nur hieher gestürzt, weil ich's nicht erwarten konnte, Dich als freier Mann zu begrüßen, und zu sehen, wie es Dir gehe.“

„Immer im Gleichen“, antwortete Max mit der Hand abwinkend, „da ist nicht viel zu sagen; aber Du siehst prächtig aus.“

„Ich habe es gut überstanden“, rief Konrad mit einem fröhlichen Blick, „ich wußte gar nicht, wie gesund ich sei, und widerstandskräftig. Seitdem ich draußen bin, fühle ich mich aufgelegt, wieder von vorn anzufangen.“

„Haben Sie denn gar so fleißig studirt?“ fragte Sidonie.

„O ja, gnädige Frau“, lächelte Konrad, „man hat mir auch hinlänglich Zeit und Ruhe dafür gelassen.“

„Und Ihr Hauptstudium war?“

„Das Kapital von Karl Marx, gnädige Frau. Es giebt Unserenem mit seinen Abstraktionen zu schaffen, aber hat man sich einmal darin vertieft, dann ist eine neue Welt in uns aufgegangen.“

„Ich wußte gar nicht, daß Karl Marx Professor geworden ist“, versetzte Sidonie mit jener verbindlichen Freundlichkeit und charmanten Oberflächlichkeit einer Dame von Welt.

Max lachte.

„Seine Lehrbücher werden nur auf unseren Universitäten gelesen, wo sie in völliger Abgezogenheit von der Welt studirt werden können. Aber Du sollst jetzt selbst zu ihm nach London und sollst ihn hören“, wendete er sich an Konrad.

Konrads Augen leuchteten auf.

„Es wäre mein innigster Wunsch, freilich meine Mutter würde darüber nicht sehr erfreut sein; sie ist so glücklich, mich wieder zu haben, und heute darf ich ihr wenigstens die Freude nicht kürzen“, und er verbeugte sich, um zu gehen.

„Von einem Freunde sollten Sie nicht so hinweggeilen“, meinte Sidonie. Er gefiel ihr immer besser, besonders seit sie von seinen gelehrten Studien gehört hatte.

„O, es gibt eifersüchtige Mütter“, erwiderte er.

„Das sind die gehätschelsten; ich glaube, sie sind selten. Sie müssen Ihre Mutter sehr lieb haben?“

„Ich verdanke meiner Mutter Alles“, sagte er voll glücklichen Stolzes.

„Sie war meine erste Liebe und meine einzige bisher.“

Das klang scherzhaft und doch so männlich, und wenn man ihn ansah, mochte man glauben, daß diese seltene Tugend der einfache Ausdruck einer ebenso seltenen Gesundheit war.

„Bleib noch einen Augenblick“, rief Max, der den Madeira in kleine Gläser schenkte, „wir wollen auf das Wohl Deiner Mutter trinken.“

„Da bin ich dabei.“

„Darf ich Dir auch einschenken, Sidonie?“

„Gewiß.“ Sie erhob ihr Glas.

„Wir wollen auf das Wohl einer glücklichen Mutter trinken.“

Die Drei stießen miteinander an, daß die Gläser klirrten.

„Und nun müssen wir noch Einen leben lassen“, rief Max, den die Situation augenscheinlich sehr amüsirte, „und zwar Karl Marx. Darf ich Dir einschenken, Sidonie?“

Sidonie hatte auch diesen Toast mitgetrunken.

„Sie haben doch nicht am Ende Ihre Mama unten im Wagen gelassen?“ fragte sie Konrad plötzlich.

„Meine Mutter im Wagen?“, wiederholte Konrad, von dieser Voraussetzung frappirt.

„Sie hatte Dich abgeholt?“

„Natürlich, sie und einige Genossen, und sie haben mich sofort im Triumph nach Hause geschleppt und da gab's Blumen und allerlei Ueberraschungen und jetzt bäckt und brät sie wie für den verlorenen Sohn.“

„Ich sehe, Du hast Dich selbst mit einer Blume geschmückt und sie ist herrlich.“

„So schöne Rosen findet man nur bei Brunner“, bemerkte Frau Gebhart.

„Ich errathe, sie kommt Dir von einer Dame!“ fuhr Max unbedachter Weise heraus.

„Ein Zeichen der Huld“, ergänzte Sidonie mit einem feinen Lächeln.

In das etwas bläbliche Gesicht Konrads schoß eine dunkle Flamme.

„Ein Zeichen des Mitleids für einen armen Menschen, der fünf Monate lang im Gefängniß saß“, versetzte er herbe, „und weil man den Häftling so ganz vergessen hatte, wirft man glütig dem Freigelassenen eine Blume zu.“

Konrad reichte sich verabschiedend dem Freunde die Hand, verbeugte sich vor der Dame, die sprachlos geworden ihn ansah und verließ, von dem Freunde bis zur Thüre geleitet, die Stube.

„Ein Gefangener?!“ fragte Sidonie Mar, als dieser zu ihr zurückkehrte.

„Wegen Aufreizung zu Haß und Verachtung gegen die besitzenden Klassen zu fünf Monaten verurtheilt.“

„Ein politischer Schriftsteller?“

„Er läßt sich seine Artikel nicht bezahlen, er ist ein simpler Arbeiter, ein Proletarier, ich freue mich, daß er Dir offenbar so gut gefallen hat.“

Sie schlug erzürnt mit dem Fächer nach ihm.

„Du bist unausstehlich und heimtückisch obendrein!“ —

„Meinen Mantel!“ rief sie dem eintretenden Diener zu.

Als sie aber an dem Tischchen vorbeikam, wo die drei Gläser standen, schlug ihr Aerger in das Gegentheil um, und sie lachte, wie man über ein glücklich überstandenes Abenteuer lacht.

„Er war wirklich nett, dieser Junge — aber mein Lieber, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.“

Und sie lachte ihrem Schwager in's Gesicht und ging.

XV.

Die Empfangsabende im Hause Gebhart, die mit einem vorzüglichen Souper ihren Abschluß fanden, versammelten allwöchentlich eine zahlreiche Gesellschaft, die sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzte.

Auch an diesem Abend erstrahlten die Salons im Glanze der Gaslüstres, aber noch war Niemand von den Gästen erschienen.

Der Herr des Hauses und sein Schwager v. Morre, der seit einer Woche wieder in München weilte, gingen, ihre Zigaretten rauchend, in dem neben dem kleinen Salon gelegenen Rauchzimmer, das im arabischen Stil gehalten war, plaudernd auf und nieder. Morre hatte sich in den zwei Jahren, die er in Aegypten zugebracht hatte, merklich verändert, sein Teint war gelber, sein Haar schütterer geworden und ein noch absprechenderer Zug lag um den feinen Mund, aber seine Haltung war von tadelloser Eleganz wie nur je vorher.

Heinrich Gebhart präsentirte sich als ein kleiner rundlicher Mann, glatt und von Sauberkeit glänzend, mit einer großen, neugierigen Nase und kleinen lebhaften Augen.

Sie pflegten munter nach allen Seiten zu schießen, um immer etwas Neues zu entdecken, das seine Sachlust reizen konnte. Heute erschien er indeß etwas herabgestimmt.

Der Besuch des Schwagers kam ihm sehr ungelegen.

Es war in diesen Tagen ein Geschichtchen in Umlauf gekommen — er wußte nicht, wer es verbreitet hatte — das eine für ihn verteuftelt unangenehme Konsequenz enthüllte. Er mußte wünschen, daß es das Ohr seines Schwagers nicht erreichen möge.

Er bemühte sich, möglichst unbefangen auszufehen und sehr heiter, er lächelte immer.

Seine Frau kam herein. Sie trug eine lichte Toilette, einfach, ohne jeden Schmuck.

Er ging auf sie zu, um ihr einige bewundernde Worte zu sagen. Sie zuckte die Achseln; die Zärtlichkeit, die er seit einigen Tagen wieder für sie zur Schau trug, verstärkte ihr Mißtrauen, und sie gab sich um eine Milance kühler noch als gewöhnlich.

Sie wendete sich an den Bruder:

„Nun, hast Du bei Dr. Hartmann einen Besuch gemacht?“

„Gewiß.“

„Wie gefällt Dir Helene?“

Er sah sehr gleichgültig aus: „eine ganz angenehme Frau. Ich hätte nichts dagegen, beim Souper ihr Nachbar zu sein.“

„Das geht nicht, Minister Vermina würde es mir nie verzeihen, wenn ich ihn nicht an ihre Seite setzte.“

Morre hob den Kopf:

„So, sie läßt sich also von dem alten Vermina den Hof machen?“

„Er ist der erste, der ihren Geist entdeckt hat und — das schmeichelt ihr.“

„Und noch mehr ihrem Mann“, lächelte Gebhart.

„Ich begreife das, wir Männer sind gern stolz auf unsere Frauen.“ Er beugte sich über sie, die sich soeben gesetzt hatte und küßte sie auf die Schulter.

Sie zuckte zusammen.

„Ob wir auf diesen Stolz immer stolz sein können, das ist die Frage“, erwiderte sie herb.

„Du bist immer geistreich und paradox, Sidonie“, lächelte er und sah dabei so de- und wehmüthig aus, daß Morre sich umwenden mußte, um nicht laut aufzulachen.

Die ersten Gäste wurden gemeldet, und eine halbe Stunde später waren die Gesellschaftsräume des Palais Gebhart bereits ziemlich gefüllt.

Eben rauschte Betty am Arme ihres Vaters herein im Vollgefühl ihrer Schönheit und ihrer gesellschaftlichen Bedeutung. Ihre Robe war neu und neu die Brillanten-Riviere, die ihren Hals schmückte. Sie war ein Geschenk, das die letzte Arbeit ihres Mannes ihr eingetragen hatte.

Bildhauer Lust, unscheinbar und nachlässig wie immer, die großen Hände schlecht behandschuht, trippelte mit seinen kurzen Beinen neben ihr her.

Auf seinem bleichen Gesichte lag eine naive Freude, daß die Erscheinung seiner Frau eine so allgemeine Bewegung im Saale hervorgerufen hatte.

Bald waren sie umringt.

Er glossirte nicht ohne Wig die Komplimente, die man ihr machte, und überließ sie dann ihren Bewunderern.

Er gedachte sich in das Rauchzimmer zu retten, als eine junge Dame mit einem lauten Ausruf des Entzückens ihm entgegentrat.

„Die — o Gott!“ seufzte er und versuchte eine Wendung.

Aber wie ein geschickter Waidmann das Wild, wußte sie ihn zu stellen, daß er nicht aus konnte und vor ihr stehen blieb.

Sie war ein kleines, nettes, reich und exzentrisch herausgeputztes Figgürchen, das einen Riesensächer in immerwährender Bewegung hielt. Dichtes und schwarzes Kraushaar, das tief in die Stirne fiel, verengte das winzige Gesichtchen noch mehr, aus dem zwei Augen hervorglühn, die von dunklen, mächtigen Brauen überwölbt waren und meist einen schmach tenden, unglücklichen Ausdruck zeigten. Man nannte sie scherzhaft die traurige Millionärin, oder die Lotosblume, weil sie erst kürzlich von Indien zurückgekehrt war.

Lufft, dem jede Blererei zuwider war und geistreichelnde Damen insbesondere, versuchte gleichwohl seine Stirne zu glätten, und wenn er auch von einem Fuß auf den andern trat, wie ungeduldige Menschen zu thun pflegen, sein Mund zeigte ein zuvorkommendes Lächeln, denn die kleine Frau war eine Kundin, bei der der Preis keine Rolle spielte.

Er sollte in den nächsten Tagen mit ihrer Büste beginnen, und wie er jetzt vor ihr stand, ließ er seine Blicke über ihren Körper hinweggleiten, gierig nach Formen suchend.

„Was soll ich da modelliren?“ dachte er wehmuthsvoll, „die ist ja nur Tüll und Frisur.“

Sie hatte seinen Arm genommen und ging plaudernd mit ihm auf und nieder.

Sie sprach von ihrem Enthusiasmus für alles Schöne und wie sehr sie mit seiner künstlerischen Auffassung sympathisire.

„Wir sind Beide Idealisten und Romantiker durch und durch; ich streite auch mit Jedem, der Meister Lufft der realistischen

Schule zuzählen möchte . . . welche Herabsetzung des Göttlichen . . Sie müssen dagegen protestiren.“

„Das ist mir ganz egal“, sagte er trocken, „realistisch oder idealistisch, ich mach's halt wie ich's seh, wie ich's empfind', wie mir's in den Fingerspitzen fikt. Ich möcht' immer, sei's ein großer oder ein kleiner Auftrag, mein Bestes geben. Das ist mein ganzes künstlerisches Bekenntniß.“

„Das zeigt mir den Idealmenschen in seiner Größe“, rief sie wie hingerissen mit ihrem dünnen Stimmchen, indem sie sich sanft an ihn lehnte. „Nur mit Euch Auserwählten möchte ich verkehren, die Welt ist aber prosaisch geworden und ich bin so unglücklich!“

Und die traurige Millionärin sah mit einem schönen welt-schmerzlichen Blick zu dem Bildhauer empor.

„O Gott“, seufzte er wieder in sich hinein.

Ihr Vater war ein übelbeseumundeter Kornwucherer gewesen und sie trug ihre Abstammung wie eine Dornenkrone mit sich herum.

Freilich, es war eine reich vergoldete, mit Brillanten geschmückte, die ihren Glanz über sie ausstrahlte.

Aber was war ihr Geld und Geldeswerth; sie verlangte nach Ruhm; in den Reihen der beaux esprits wollte sie Aufnahme finden, aber der erste Schritt, den sie dazu gethan hatte, war nicht glücklich abgelaufen.

Sie hatte einen Schriftsteller kennen gelernt, der ein fünf-actiges Drama geschrieben hatte, das er für ein großes Meisterwerk hielt. Er hatte sie alsbald zu derselben Ansicht bekehrt.

Dieses Drama, sie war davon überzeugt, mußte eine neue Ära herbeiführen und die Bühnen-Literatur aus dem Sumpfe reißen, in dem sie sonst unrettbar versank.

Es war bestimmt, Schule zu machen.

Ein Kreis vornehmer Geister würde sich um diesen Mittelpunkt sammeln, und um selbst einen Platz darin einzunehmen, hatte sie den Dichter geheirathet.

Aber als sie ihn hatte, war's mit der Freude vorbei.

Der Dichter und sein Drama verschlangen Stimmen, aber sie waren nicht aufführbar — alle Beide.

Er starb indeß bald an den Folgen einer allzuschwelgerischen Lebensweise, an die der Poet nicht gewöhnt war. Die trauernde Witwe aber trug ihren Schmerz in die Ferne, sie reiste nach Indien.

„Sehen Sie nur, wie sich die Lotosblume immer dichter um den armen Lufft herumschlängelt, es scheint ihm ganz ängstlich dabei zu werden“, flüsterte ein junger Elegant, Friß Schultes, inmitten einer Herrengruppe.

„Sie spricht wohl Sanskrit mit ihm, weil er gar so verwundert d'rein schaut“, witzelte der Ministerialvizesekretär Doktor Menke.

„Ist sie wirklich in Indien gewesen?“

„Gewiß, sie hat von dort geschrieben, ich habe die Briefe gelesen.“

„So, waren sie interessant?“

„Etwas monoton, sie schrieb in allen dasselbe: „Ach meine Freunde, wie heiß ist es hier . . . ach, wie ich in diesem heißen Lande mich nach Euch sehne . . . vergeßt mich nicht, die ich hier vor Hitze verschmachte, umgeben von Gefühllosigkeit.““

Alle lachten.

„Sehr gut!“ meckerte Schultes, etwas lauter als die übrigen, „und deshalb mußte sie nach Indien gehen? das hätt' sie billiger haben können.“

„Sie wollte Sanskrit lernen, um die alte Literatur der Inder zu übersetzen.“

„Sehr geschaidter Gedanke!“

„Aber es ist ihr zu heiß dazu gewesen, und so hat sie's stehen gelassen.“

„Das war noch geschaidter.“

„Jetzt soll sie der Lufft unsterblich machen, er wird ihre Büste modelliren.“

„Da wird nicht viel los sein, was?“

„Für ihn wird schon was herauschauen,“ meckerte Schultes.

„Haha, sie läßt ja auch den Seligen bei ihm aushauen.“

„Noch dazu aus karrarischem Marmor, das wird ihr ein Seidengeld kosten.“

„Aber ich bitte, der gute Mann ist ihr niemals billig gekommen.“

„Es ist haarsträubend, womit vermögende Frauen ihr Geld verpußen“, seufzte Doktor Wende.

„O wir werden es schon noch erleben, wie diese kleine Lotosblume ihrer Millionen entkleidet auf dem Trockenen sitzen wird.“

„Haha, das giebt ein Bild.“

Die Gruppe hatte sich vergrößert und auch die Neuherzugekommenen lachten mit.

„Sonderbar, ich glaubte, nur wir Lebemänner verstünden die Kunst, das Erbe unserer Väter rasch durchzubringen“, bemerkte in einem näselsnden Ton ein junger Mann von salopper Haltung, mit einem hübschen fahlen Gesichte und roth geränderten müden Augen, der auf den Namen Pippert hörte. Alle kannten ihn und Alle nickten ihm zu.

„Davon kann unser Freund was erzählen, c'est l'enfant prodigue“, scherzte der Bize, und klopfte dem Pippert so fest auf die Schulter, daß dieser zusammenknickte.

„Ich behaupte nämlich“, begann Pippert, nachdem er sich wieder aufgerichtet, „es sei ein Unsinn, was da die Sozialdemokraten immer von Anhäufung des Kapitals plappern. Wo häuft sich's denn an, ich bitte, wo? Vielleicht eine Generation hindurch, oder zwei — höchstens — dann ist es wieder in alle Winde zerflattert, dann ist es wieder dem Volke zurückgegeben — durch uns. — So vollzieht sich der Ausgleich ganz von selbst — ganz schmerzlos.“ Er machte eine Anstrengung, um die rothen Augenbedel, die zufallen wollten, wieder zu heben.

„Das ist auch wahr, das ist ganz richtig“, betheuerten Alle, von so viel Lebensweisheit gleichsam betroffen.

„So entspringt Eure Verschwendung gleichsam nur dem Triebe arm zu werden?“ spöttelte Morre, der sich bisher im Hintergrunde gehalten hatte.

„So ist es“, bestätigte Lippert, „wir streben nach Besitzlosigkeit, indem wir das Geld zum Fenster hinauswerfen, wir sind Sozialisten aus Instinkt.“

„Gsel seid Ihr“, murmelte Morre.

„Wo ist Donner?“ fragte er dann.

Man wollte ihn an der Thür gesehen haben, wo er die Hereinkommenden Revue passiren ließ.

„Jetzt ist er im Rauchzimmer“, berichtete Lippert, „er liebt die feinen Zigarren des Hausherrn.“

„Das ist eine grandiose Idee“, riefen die Anderen, „davon könnten wir auch profitieren.“

„Kommen Sie, meine Herren“, sagte Morre, mit einer einladenden Geberde.

Die Herren begaben sich in das arabische Zimmer und fanden Donner auf einem Divan ausgestreckt, eine Havana rauchend. Es war ein kleiner häßlicher Mann mit einem großen Kopf, der ungemein sorgfältig frisirt war. Seine kleinen scharfblickenden Augen hatten absichtlich einen gelangweilten Ausdruck, wie er denn in Allem und Jedem die größte Nonchalance zur Schau trug.

Man scherzte über seine Ungenirtheit und Faulheit, sich da der Länge nach auszustrecken.

Er rührte sich nicht und belustigte sich nach wie vor, den Rauch in Spiralen aus der Nase zu blasen.

„Ich habe Dir einen Gruß von einer Dame auszurichten, die sich soeben nach Dir erkundigt hat“, sagte Morre und setzte sich ihm gegenüber.

Der Kleine gab keine Antwort.

„Sie ist schön, — macht das keinen Eindruck auf Dich?“

„Nein.“

„Jung.“

„Was hab' ich davon.“

„Willst Du denn immer was davon haben?“

„Glaubst Du, daß ich meine Bequemlichkeit umsonst aufgebe? Wenn mich Eine haben will, soll sie herein kommen.“

Morre lachte.

„Ei, man hat Dich zu sehr verwöhnt.“

„So ziemlich — sie schmalzen vor Vergnügen mit der Zunge, sobald sie mich nur zu sehen kriegen — was mache ich mir daraus? — Dekolletirte Rücken hätte ich nachgerade genug bewundert. Ist das eine dumme Mode! Die Kleider rückwärts in Herzform auszuschnitten — und so tief herab — höchst unästhetisch, und die meisten sind noch dazu so mager, daß man die ganze Anatomie ihres Rückgrates studiren kann — scheußlich!“

Er sagte das Alles mit affectirtem Phlegma, es wirkte nur um so bissiger, dann warf er die Zigarre bei Seite und legte sich auf den Rücken.

„Der ist heute schlecht aufgelegt“, hieß es, „da ist der Liebe Müß' umsonst.“

„Was reden Sie da von Liebe?“ fing Donner wieder an, „meinen Sie, es existirte dieses Gefühl noch bei unseren Damen? — Gott bewahre — die sind viel zu moralisch dazu — das heißt, viel zu vorsichtig. Liebe! sie kennen das nur dem Namen nach. — In Wahrheit lieben sie weder den Mann, noch ihre Kinder — nicht einmal ihre Verehrer, sie lieben nur sich selbst. O, ich kenne sie, diese frostigen Valküren! Ja, mit uns kokettiren, uns den Hof machen, ja, uns reizen, das mögen sie, das belustigt sie, das hat keine Konsequenzen — aber da dank' ich!“

Wie im plötzlichen Zorn warf sich dieser kleine Körper hin und her, daß der Divan federte, dann stimmte er in das allgemeine Lachen mit ein.

„Na, wer läßt mich denn grüßen?“ fragte er nach einer Pause, als die allgemeine Heiterkeit sich etwas gelegt hatte.

„Auf dieses Präludium hin werde ich Dir die Dame nicht nennen“, versicherte Morre.

„Nicht? — Dann werde ich sie errathen.“

„Wirklich, Du machst mich neugierig.“

Donner rutschte mit seinen kurzen Beinchen vom Divan herunter.

„Es giebt ja nur Eine, die nicht so ist, wie die Andern, und der ich deshalb auch zugethan bin.“

„Und sie Dir auch?“

„Blindlings.“

„Blind muß sie jedenfalls sein“, versicherte Morre.

Der kleine Mann aber stellte sich vor den Spiegel, richtete an seiner Kravatte, an seiner Frisur, an seinem Schnurrbart, grinste dem Spiegelbild zufrieden zu und ging trällernd von dannen.

Morre, sichtlich intriguiert, ging ihm nach.

Raum war er draußen, so winkte Schultes, der sich an einem Tischchen zu schaffen gemacht, mit Mienen und Geberden, die etwas sehr Lustiges zu verkünden schienen, den Anwesenden zu.

„Da kommt einmal her, es ist köstlich!“ Er wies auf einen großen Bogen, der ausgebreitet auf dem Tische lag, daneben Tinte und Feder. Alles drängte herzu.

„Was ist das?“

„Frau Gebhart sammelt schon wieder Unterschriften.“

„Wofür?“

„Für Errichtung einer Frauenuniversität, bitte, wollen Sie nicht Ihre werthen Namen darunter setzen?“

Er tauchte mit komischer Wichtigkeit die Feder in die Tinte und hielt sie dem Vizesekretär zuerst entgegen.

Dieser prallte zurück.

„Fällt mir gar nicht ein, was, es ist für uns ohnedies so schwer, Karriere zu machen, da sollen wir uns noch Konkurrentinnen züchten?“

„Wozu sind denn solche Sachen“, meinte Lippert, „sind die Mädchen hübsch, dann werden sie immer ein Unterkommen finden, dann lassen wir sie nicht verhungern —“

„Auch wenn sie gar nichts verstehen“, ergänzte ein Anderer.

„Höchstens die „ars amandi“, versetzte der Elegant.

„Das genügt“, meckerte der Vize, der Einzige, der den Witz verstanden hatte.

„Das genügt vollkommen“, sagte Lippert, der sich setzen mußte, da seine Beine zu zittern begannen und die Augenlider ihm wieder zufielen.

„Daß wir aber Denen, die uns sonst nicht gefallen, noch besondere Vorrechte schaffen sollen, das ist ein Nonsens“, rief der Bize.

„Recht hat er — wir unterschreiben nicht — Keiner von uns!“ riefen sie Alle.

„Meine Verehrten, Ihr ereifert Euch für ein Nichts“, sagte Schultes mit einem ironischen Lächeln. „Ihr werdet doch nicht glauben, daß solche Petitionen Beachtung finden? Ihr könnt diese getrost unterschreiben. Wir werden doch unserer lebenswürdigen Hausfrau nicht den Spaß verderben — und er ist wirklich sehr harmlos.“

Und Alle lachten und unterschrieben. . . .

Das Souper war heute besonders fein und der Champagner versetzte Alle in eine fröhliche Stimmung.

Betty trank viel und lachte noch mehr. Sie saß neben dem Hausherrn, dem sie in neckischer Weise den Hof machte. Er strahlte vor Entzücken. Seine Frau hatte ihn mit Liebenswürdigkeiten nicht verwöhnt, aber es gab noch Andere, die ihn weit schlechter behandelten.

Helene saß neben Erzellenz Vermina und war ebenfalls sehr aufgeräumt. Sie hatte das Wunder zu Stande gebracht, diese vertrocknete Mumie zu beleben, und da er unterhaltend sein konnte, sobald ihn Jemand unterhielt, gestaltete sich die Konversation immer lebhafter. Ja, er reizte sie absichtlich, weil sie schöner wurde, wenn ihre Augen blinkten und ihre Wangen sich rötheten und ihr ganzer Körper jenen feuchten Dufte ausströmte, der wie Blumenduft seine welken Sinne kitzelte.

Auch Donner, ihr Nachbar zur Linken, bot all seinen Witz auf, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und wenn sie dann lachte, blickte er triumphirend um sich.

Morre, der ihr gegenüber saß, beobachtete diese Manöver schweigend.

„Ist denn wirklich kein Mann so häßlich und keiner so alt, daß er nicht glaubt, ein reizendes Weib erobern zu können?“ dachte er. „Da meint jeder von ihnen, er bringe ihr Blut in

Wallung und lasse ihren Geist höher aufsprühen, und doch ist es meine Nähe und meine Augen sind's, die diese Wirkung hervorbringen."

Und wieder ließ er sie in ernster, respektvoller Bewunderung zu ihr hinüber schweifen, eine stumme, verstoßene Schuldigung darbringend, die ihr indeß nicht entgehen konnte und sollte.

Die Tafel wurde bald aufgehoben, da man noch ein Tänzchen zu machen gedachte.

Während der Vorbereitungen dafür zerstreute sich die Gesellschaft in die anstoßenden Gemächer, die glänzend erleuchtet waren.

Die Hausfrau hatte Helene am Arme genommen, um ihr zu sagen, wie schön sie neulich auf dem Ball des Ministers gewesen sei und wie bewundert.

Morre, der Helene nicht aus den Augen ließ, trat zu ihnen.

"Da ist wieder Einer, der mir ein tête-à-tête mit Ihnen mißgönnt", scherzte Sidonie, „wahrhaftig, Sie haben im Handumdrehen diesen Saulus zum Paulus gemacht."

Sie wurde in dem Augenblick abgerufen und die Beiden blieben allein.

Als bald nahm das stolze Gesicht Morres einen zärtlich flehenden Ausdruck an.

"Können Sie mir verzeihen?" fragte er leise.

Sie sah ihn mit großen Augen an.

"Ich wundere mich, daß Sie in mir die Erinnerung an etwas erwecken wollen, das ich längst vergessen habe und das so wenig schmeichelhaft für Sie ist."

Eine so scharfe Entgegnung hatte er nicht erwartet. Aber nur um so pikanter erschien sie ihm.

Sein Roman mit ihr hatte das für ihn angenehmste Interesse erfahren, jetzt wollte er ihn zu Ende spielen.

Er wußte in seine Züge den Ausdruck eines wirklichen Schmerzes und ein Beben in seine Stimme zu legen.

"Glauben Sie mir, gnädige Frau, ich kenne die Größe meiner Schuld und büße dafür mein Leben lang", und leiser noch, mit

einem leidenschaftlicheren Timbre: „ich war ein Thor, dem Paradiese so nahe, habe ich es für immer verloren.“

„Ich verbiete Ihnen, in diesem Ton mit mir zu sprechen“, sagte sie erregt und machte eine Wendung; er aber trat ihr entgegen, seine elegante Gestalt richtete sich höher auf:

„Gnädige Frau, mein Ton ist der ehrerbietigste, er entspricht der tiefen Verehrung, die ich für Sie empfinde und ich weiß sehr wohl, nur Ihre Großmuth könnte verzeihen, was ich mir selbst niemals verzeihen werde.“

Sie erröthete bis zum Halse, flüsterte etwas verwirrt und flüchtete hinweg.

Er war mit sich zufrieden. Er hatte ihre Eitelkeit geweckt und ihr Mitleid; die Romantik der Entsagung war über ihn verbreitet. Das wirkt immer bei jungen, unschuldigen Frauen.

In dem kleinen Salon saßen einige Damen in engster Vertraulichkeit bei einander. Sie steckten die Köpfe zusammen und lachten in ausgelassener Weise.

Helene wollte das Zimmer durchschreiten; sie war nicht in der Stimmung sich ihnen anzuschließen, die auch ihrerseits keine Notiz von ihr nahmen. Aber Sidonie, die sie suchte, kam ihr nach und hielt sie fest.

„Was ist das? Im Saale wird schon getanzt und unsere Allerschönsten wollen sich absentiren? Das gebe ich nicht zu.“

„Setzen Sie sich zu uns, wir sind hier so fidel“, riefen die Damen der Hausfrau zu. Und Frau Betty Lufft, das Haupt dieser kleinen Gemeinde, winkte sie mit den lebhaftesten Geberden zu sich.

„Das müssen Sie hören, mein Schatz, das ist zu drollig“, und sie machte ihr neben sich Platz, während Helene für den ihr angebotenen Sitz dankte und sich an den Kamin lehnte.

„Was giebt es denn, das Sie so heiter stimmt?“ fragte Sidonie.

„Denken Sie nur — er hat schon — hat schon zahlen müssen.“

„Wer und was?“

„Wer? — der Souteneur der Oliva und was? — das Neugeld.“

„Ach“, rief Sidonie erbleichend.

„Baare hunderttausend Mark hat er erlegen müssen, der Hanswurst, geschieht ihm recht.“

„Er ist also freiwillig zurückgetreten?“

„Er hat sich loskaufen müssen, sie ist ihm gar zu anhänglich gewesen“, sicherte Betty ausgelassen.

„Sie soll ihn furchtbar gemartert haben“, berichtete eine große magere Dame, „grausam soll sie ihn behandelt haben, unwürdig!“

„Er muß es wirklich nicht länger haben aushalten können“, Betty lachte immer lauter und ausgelassener, „sonst hätt' er sich mit das viele Geld herausreißen lassen.“

„Sie soll schon wieder einen anderen Verehrer haben“, behauptete eine kleine junge Blasse, die begierig war, auch ein Wort dabei anzubringen, „und was das Beste ist, er soll ein Freund des vorigen sein, den dieser öfter zu ihr mitgebracht hatte.“

„Aber von dem nimmt sie nichts, heißt es.“

„Als täglich ein Bouquet aus weißen Rosen oder Kamelien, aber es muß von Brunner sein.“

„Gott, wie poetisch“, rief Betty, „das ist die reine Kameliendame.“

Sidonie saß unbeweglich, mit erzwungener Selbstbeherrschung inmitten dieser zischelnden Zungen. Was sich wie ein Schwall aus dem Munde dieser Reinen ergoß, besudelte, es raubte ihr den Athem.

„Ach, es giebt so viel schlechte Frauenzimmer auf der Welt“, seufzte die junge, kleine Blasse.

„Aber auf diese ist man nicht eifersüchtig“, entgegnete die Große, mit jener Bestimmtheit, mit der man eine allgemein gültige Sentenz ausspricht.

„Da hätten wir auch viel zu thun“, sicherte eine Dritte.

„Und dann wären es diese Geschöpfe gar nicht werth, für sie haben wir nur Verachtung.“

Sidonie erhob ein wenig ihr blaßes Gesicht, in ihren Augen glühte es dunkel: „Und weshalb verachten wir nur sie und nicht auch den schuldigen Mann? und nicht auch uns selbst? die wir ja doch schmachvoll zurückgesetzt werden um Jener willen? Was sind wir denn noch? und was bedeuten wir noch?“

„Aber, mein Schatz, so tragisch darf man das doch nicht nehmen.“

„Libertins sind sie Alle, der Eine mehr, der Andere weniger — was können wir dafür? Und was können wir thun, als uns königlich freuen, wenn Einer einmal so recht in die Patsche kommt. Ich finde das lustig.“

„Sie haben Recht, es ist sehr lustig.“ Und Sidonie brach in ein hysterisches Lachen aus.

„Diesmal will ich's schon herausbekommen, wer der Betreffende ist. Passen Sie auf“, sagte Betty und hob siegesgewiß den Kopf.

„O geben Sie sich keine Mühe, morgen werden Sie ihn Alle kennen“, versicherte Sidonie, die ihre Haltung wieder gewonnen, mit schneidender Schärfe. „Morgen wird die ganze Stadt mit dem Namen dieses Mannes Fangball spielen, da ich Sie aber so neugierig sehe, will ich Ihnen denselben schon heute verrathen — es ist Herr Gebhart.“

Frau Sidonie verließ den kleinen Eckalon, ohne einen Blick auf die Damen zurückzuwerfen, die erstarrt ihr nachsahen.

Dann erhoben sich auch diese und kopfschüttelnd, mit den Augen sich zuwinkend, bedeuteten sie einander, daß das über den Spaß ginge und rauschten hinaus.

Helene und die kleine Blasse blieben allein zurück.

„Ach, es giebt so viele schlechte Frauenzimmer“, seufzte sie wieder und ließ sich, von den Anstrengungen des Abends ermüdet, in ihren Stuhl zurücksinken.

Helene gab keine Antwort. Stumm und unbeweglich hatte sie dem Vorgange gelauscht. Jetzt schritt sie gegen die Thür, ihre Glieder zitterten, die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

„Arme Sidonie, den Mann theilen zu müssen mit einer Dirne

... Auf diese ist man nicht eifersüchtig, sagen sie. ... Nein ... aber bleibt man deshalb gleichgültig? ... O nein ... das bringt den Ekel!"

Ihr war, als kröche er ihr selbst bis an den Hals hinauf. Ein Sehnen entstand in ihr nach Lauterkeit und Reinheit; eine treue Hand hätte sie fassen, in treue Augen blicken mögen.

So fraß das eingeträufelte Gift der schmutzigsten Verdächtigungen in ihr weiter und weiter — es fand so reichliche Nahrung.

Sie war in das arabische Zimmer gekommen, das mit matten Lampen erleuchtet war. Durch ein großes in die Zwischenmauer gebrochenes Fenster konnte man in den Salon hineinsehen.

Dort drehten sich die Paare im Tanze, hier war Niemand.

Sie sank in die weichen Polster eines Divans und verhüllte die Augen.

Sie blickte erst wieder auf, als das geräuschvolle Athmen eines Schlafenden ihr Ohr berührte, und bemerkte die kleine Gestalt ihres Schwagers Lufft, der in dem tiefen Sessel fast ganz verschwand. Sein Kopf war gegen die Brust herabgesunken, er schlief fest.

Voll Theilnahme blickte sie auf das angespannte, übermüdete Antlitz, auf diesen zarten Körper, zu dem die großen starrausgebildeten Hände nicht paßten.

Er arbeitete viel, körperlich und geistig den ganzen Tag hindurch, er mußte so arbeiten, um das aufzubringen, was der immer luxuriöser geführte Haushalt verschlang. Aber der Frohndienst setzte sich bei ihm auch des Nachts fort, bis er erschöpft zusammenbrach.

Die Musik im Saale ertönte lauter, man spielte eben das Finale.

Man konnte die Paare, in einem Walzer sich drehend, am Fenster vorüberfliegen sehen.

Das war Betty, ihr goldiges Haar, ihre Brillanten, ihr weißer Teint leuchteten um die Wette; sie sah so frisch aus, und sie tanzte so flink. Sie brachte für diese Nachtarbeit völlig aus-

geruhte Glieder mit, und auch ihre geistigen Fähigkeiten waren durch keine frühere Arbeit in Anspruch genommen, wie sich's für eine richtige Weltbame gehört.

Die Musik schwieg plötzlich, aber man applaudirte, weil man noch weiter tanzen wollte.

Lufft schlug die Augen auf und sah sich um.

„Ist's noch nicht aus?“ fragte er und sah schlafrunken auf Helene.

„Ich glaube nicht, aber es dauert Dir wohl zu lange?“

„Ach ja, ich muß um acht Uhr wieder in der Werkstatt sein.“

„Dann geh doch“, ermunterte sie ihn.

„Sie tanzt so gern, meine Betty, sie ist immer sehr unglücklich, wenn ich einmal früher aufbrechen will, und soll ich allein fortgehen? Das wäre doch gar zu rücksichtslos.“

Sie ließ sich an seiner Seite nieder, und ergriff seine Hand.

„Du bist gut“, sagte sie innig. Er lächelte abwehrend.

„Ach, müde bin ich, furchtbar müde.“

„Dann schlafe weiter“, sagte sie weich.

Da rief eine schrille Stimme, wie die eines Pfaus, von der Thüre her:

„Das ist aber hübsch von Dir, daß Du meinem Manne so angenehm die Zeit vertreibst. Der Deinige sucht Dich überall und auch Herr v. Lermine.“

Betty war zu ihnen getreten und legte ziemlich hart die Hand auf die Schulter ihres Mannes.

„General v. Bauer ist hier, er möchte Dich kennen lernen, Du wirst mich ihm vorstellen.“

Sie nahm seinen Arm und ging mit ihm hinaus; imponirend in ihrer Schönheit und in ihrem stolzen Selbstbewußtsein.

Helene blieb sitzen. In den Sessel zurückgelehnt, die Hände im Schooße, sah sie durch das Fenster in den Salon, wo die Paare aufs Neue sich drehten. Ein dumpfer Druck im Gehirn schien ihr alle Spannkraft zu rauben. Ein Ausdruck der Leere kam in ihr Gesicht, ermattet schloß sie die Augen.

Aber die Töne des Walzers umschmeichelten sie und willig ließ sie ihr Ohr.

Tanzen, ach ja, tanzen! Ihre Jugendlust wollte die Unlust besiegen, und Alles zurückdrängend, gleichsam von sich werfend, was sie qualvoll bewegte, sprang sie plötzlich mit einem Satz empor.

„Tanzen, ja tanzen!“ Wo war ein Tänzer! Im nächsten Augenblick war sie umringt.

Ihr Mann und Herr v. Vermina waren eingetreten, gefolgt von Donner und Morre.

Und sie Alle machten ihr Vorwürfe, wie einem Kinde, das sich eigenmächtig der Ueberwachung entzogen hatte.

Erzellenz führte sie in den Saal zurück, um sie dort Donner zu überlassen, dem sie einen Walzer versprochen hatte.

Auch Morre tanzte mit ihr und Andere.

Und Jeder von ihnen legte seinen Arm fest um ihren schlanken, bebenden Leib und drückte sie an sich und berauschte sich an ihrem wehenden Athem, an der Schönheit ihrer herrlichen Brüste, an dem ganz undefinirbaren Zauber, der während dieser erregten Nerven- und Muskelthätigkeit von ihr ausging.

Und sie tanzte unermüdblich, alle ihre Kräfte verbrauchend, bis zur Besinnungslosigkeit.

Bei dem kleinen Bildhauer war es die Arbeit, eine ihn erfreuende künstlerische Thätigkeit, die ihn über alle Erbärmlichkeiten seines Lebens hinweghob, aber eine junge Dame, wie Helene, hat nur das Vergnügen, die wilde Lust des Augenblicks, um sich zu betäuben und ihren Ueberschuß an Kraft zu verbrauchen.

XVI.

Der Sommer war zur Neige gegangen, ehe Dr. Hartmann einen kurzen Urlaub erhalten konnte, den er mit seiner Frau in St. Agath verbringen wollte.

Herr und Frau Gebhart hatten ihren hübschen Landsitz längst

aufgesucht und in der letzten Woche war Bruder Max als Gast bei ihnen eingetroffen.

Die Krankheit hatte bei ihm rapide Fortschritte gemacht, aber die Kunst der Aerzte bot Alles auf, um den Zerstörungsprozeß zu verlangsamen.

Max sollte den Winter in Madeira verbringen und Cannes wurde schon für die nächste Zeit als Uebergangsstation erwählt.

Er hatte sich bisher diesem Plane nicht widersetzt.

Eine große nervöse Unruhe war über ihn gekommen und da er sich nirgends mehr physisch wohl und behaglich fühlte, und äußere Verhältnisse dafür verantwortlich machte, so liebte er es, seine Aufenthaltsorte zu wechseln.

Es that ihm indeß leid, Deutschland verlassen zu müssen.

Seine politische Entwicklung, das Erwachen des Volksbewußtseins und die damit zusammenhängenden Fortschritte der Sozialdemokratie nahmen sein ganzes Interesse in Anspruch. Aber wenn er sie als die Morgenröthe einer besseren Zeit begrüßte, so wußte er wohl, wie knapp die seinige bemessen war, und daß Alles, was er im Interesse und zur Hebung der Partei zu thun vermochte, bald gethan werden müsse.

Und der Mann, der seiner Umgebung gegenüber sein Leiden verheimlichte, nur um es nie zum Gegenstande von Erörterungen zu machen, berichtete an Konrad genau über seinen Zustand. Dieser war bald nach seiner Freilassung nach London gegangen. Er hatte dort Arbeit in seinem Fache gefunden und suchte sich außerdem unter der Leitung von Marx und Engels auf eine politische Thätigkeit vorzubereiten. Jetzt war er nach Deutschland zurückgekehrt und hatte eine Agitationsreise angetreten.

Da erhielt er in Frankfurt die Einladung seines Freundes Max, eilends zu ihm zu kommen.

„Die lektwilligen Verordnungen, die ich zu Gunsten der Partei zu treffen gedenke, möchte ich mit Dir durchberathen und feststellen, um sie juridisch unanfechtbar zu machen“, hieß es in dem kurzgehaltenen Schreiben.

Konrad antwortete ihm, er werde kommen.

Mar befand sich auf seiner Stube, die im Erdgeschosse reizend gelegen, auf eine mit Blumen besetzte Terrasse hinaus ging, als ihm Frau Doktor Hartmann gemeldet wurde. Ein freundiges Roth stieg in die blassen Wangen, und unter dem stärkeren Herzschlag wurde sein Athem noch mühsamer.

Er hatte Helene seit Monaten nicht gesehen, und es war engelhaft gut von ihr, daß sie ihn bald nach ihrer Ankunft in St. Agath besuchen kam.

Er merkte wohl, daß sie ihre Ueberraschung über sein verändertes Aussehen nur mühsam verbarg, aber es that ihm noch weher, daß er sie selbst so traurig verändert fand.

„Was hat man denn Dir gethan?“ hätte er sie fragen mögen; „wohin ist Deine Frische und Deine Unbefangenheit? Dein froher Kindesblick und Dein unschuldiges Lächeln?“

Sie war üppiger geworden, oder erschien wenigstens so, in dem von einem Kleiderkünstler gefertigten Kleide, das ihrer Gestalt die anmuthigste Rundung verlieh, aber ihre Wangen waren blaß und tiefe bläuliche Schatten lagen unter den Augen, die einen müden Ausdruck zeigten.

Zärtliches Mitleid wallte in seinem Herzen für sie auf, und voll zarter ängstlicher Theilnahme stellte er einige Fragen an sie, aber sie wich ihnen aus und heuchelte völliges Wohlbefinden.

Sie war wohl berechtigt, dem Fremden gegenüber ihr gestörtes Eheglück zu verheimlichen; aber Helene war auch gegen ihren Arzt nicht mehr aufrichtig und nicht einmal gegen sich selbst.

Sie mußte sich ihre Lage verhehlen, wenn sie sie ertragen und darin fortleben wollte.

Und das wollte sie. Sie war jetzt an das Wohlleben gewöhnt, wie an den Müßiggang.

Es war doch sehr angenehm und bequem, von Anderen gekleidet und bedient zu werden und sich täglich an einen gut bestellten Tisch setzen zu können, ohne jede andere Verpflichtung, als Kritik zu üben, sobald die Arbeit nicht gut und pünktlich geleistet wurde.

Sollte sie sich dieser Vorrechte selbst und freiwillig begeben? Sollte sie ihre Existenz vernichten? — Wie würde sich ihr Schicksal gestalten, wenn Er sie nicht mehr ernähren würde?

Sie hatte nichts gelernt und ihre Hände erwiesen sich ungeschickt zu jeder Arbeit, würde es ihr überhaupt nur möglich sein, etwas zu verdienen?

Und wenn es ihr nicht gelingen würde, sich selbst zu versorgen, was sollte dann aus ihr werden?

Nicht klar und direkt stellte sie sich diese Fragen — sie wich ihnen vielmehr aus und versuchte sich selbst zu täuschen.

Was Furcht und Feigheit war, nannte sie Anstand und Pflicht. Die Sittlichkeit gebiete ihr, sich mit Allem abzufinden und sich in alles zu fügen, sagte sie sich. —

So lange Erich abwesend war, waren ihre Vorsätze stark und lebendig, aber sobald sie ihn vor sich hatte, vermochte sie ihre immer stärker hervortretende Abneigung nur mühsam zu verbergen.

Aber im Namen dieser Sittlichkeit heuchelte sie und log; ihr Lächeln war ein Krampf, sie erschauerte unter seinem Russe, und gab sich ihm hin mit zusammengebißnen Lippen.

Erich war weit entfernt, diese Abneigung zu ahnen. Er war viel zu eitel, um dies nur für möglich zu halten. Vollständige Sinnlichkeit war ihm der Grundzug des weiblichen Charakters, den er auch bei seiner Gattin voraussetzte. Aber eben deshalb reizte es seinen Grimm, daß sie das Glück, das er ihr bot, scheinbar so kühl genoß und sich nicht Mühe gab, es besser zu verdienen.

Auch für die gesellschaftliche Stellung, die sie durch ihn gewonnen hatte, schien sie noch immer nicht den richtigen Werthmesser zu besitzen. Anfänglich hatte er sie für zu jung und zu albern gehalten, um dies zu verstehen, aber nun traten bei ihr über diese Gesellschaft, über die Menschen, unter denen sie lebte, eigenartige, sie verurtheilende Anschauungen zu Tage, die er nicht theilte, und die ihn deshalb verletzten.

Anders zu denken, zu fühlen, zu urtheilen als er, erschien ihm bei dem Weibe, das er erzogen hatte, als etwas vollständig Ungehöriges, als ein Verbrechen.

Er fing an, den Mangel an Strenge zu beklagen und seine ideale Bornehmheit, die es ihm nie gestattet hatte, sie in den gemeinen Bedürfnissen des Lebens zu beschränken, um sie für jede Widerspenstigkeit zu bestrafen, wie es Petruccio bei seinem Rächchen gethan.

Er schien es nicht zu wissen, daß die Abhängigkeit des modernen Weibes von ihrem Gebieter noch ebenso groß ist, als sie jemals gewesen und daß ihm heute weit raffinirtere Mittel zu Gebote stehen, um sie zu beugen. Unbewußt machte er davon Gebrauch, indem er seinen Geldsack fest zuhielt.

Damit war ihr Alles versagt, was sie geistig und gemüthlich erfrischen und erfreuen konnte, denn sie vermochte sich keinen Wunsch zu erfüllen, ohne vorher bei ihm zu betteln, und so wurde ihr ihre ökonomische Abhängigkeit täglich fühlbarer.

Gegen die Eltern benahm er sich schlecht. Er machte den Vater, dessen Gesinnungen er zu verdächtigen begann, für die radikalen Aeußerungen verantwortlich, die Helene hie und da entschlipften, und unterlagte ihre Besuche im Elternhause. Was sie liebte, dem mißtraute er, er quälte sie absichtlich, um sie zur Liebe zurückzuführen.

Wie Petruccio übte er seine Macht mit jenem tyrannischen naiven Egoismus, der, da ihn Niemand darin zu beschränken sucht, sich völlig in seinem Rechte glaubt. Aber das moderne Weib hat Nerven, und Helene lernte sie ihm fühlbar zu machen. — Frauennerven!

Erich wußte, was das zu bedeuten habe, er hatte schon darunter zu leiden gehabt; bei seiner legitimen Frau wollte er sich Nerven ernstlich verboten haben.

Aber es schien, als ob er diesen pathologischen Zuständen gegenüber auch hier den Kürzeren ziehen würde und dieser Gedanke erschreckte ihn.

Helene schien indeß wirklich zu leiden, ihr Aussehen bezeugte es, aber wenn dann einmal eine großmüthige Regung in ihm aufstieg, war sie es wieder, die sie zurückwies.

So waren sie auf dem Punkte angekommen, wo sie in

einer beständigen Reizbarkeit lebten, und Groll und Mißverständnisse sich erhöhten, wo das Unrecht des Einen zum Triumphe des Anderen wurde, wo die gegenseitige Achtung schwand und Aerger und Erbitterung sich bis zum Hasse steigerten.

Und doch dachten sie nicht an Trennung.

Sie lebten miteinander fort, Tag für Tag, unter dem moralischen Zwang eines Herkommens, das sie demoralisirte, sie schlecht machte und das zu brechen keines den Muth hatte.

Und gab es denn nicht so viele Andere, die auch miteinander lebten und nicht glücklicher waren als sie? Ein bedeutenderes Argument, als man gewöhnlich glaubt.

Anderen gegenüber heuchelten Beide ein leidlich gutes Einvernehmen, aber Max ließ sich über ihr Verhältniß nicht täuschen.

Ohne jemals eine Indiskretion begangen zu haben, war er Mitwiffer ihrer Geheimnisse geworden, die sie vor einander verbargen. Er kannte ebenso die Liebschaften Hartmann's, der eine Olivia aushielt, wie die Weltanschauung von Helenens Vater, die seine Tochter unbewußt theilte. Wie kein Anderer errieth er, daß es zwischen den Gatten, die einen Bund fürs Leben geschlossen hatten, nichts Gemeinsames mehr gab und daß Gefühle und Gedanken sich in ihnen zu einem immer feindseligeren Gegensatz entwickeln würden.

Und wenn Hartmann, der gesellschaftlich und ökonomisch frei und unabhängig war, sich diesem Zusammenleben zu entziehen und anderweitig zu entschädigen wußte, so würde ihr Herz immer mehr vereinsamen und die Hingabe an einen anderen Mann nur ihr Verderben besiegeln.

In den folgenden Tagen beobachtete Max mit wachsender Bangigkeit die einschmeichelnde Vertraulichkeit Morre's, der mit den Hartmann's zugleich nach St. Agath gekommen war, und seine raschen, flammenden Blicke, die er Helene zuwarf, die wohl geeignet waren, die Sinnlichkeit eines jungen Weibes zu erregen.

Gern hätte er sie vor der drohenden Gefahr gewarnt, aber ihr Benehmen ermunterte ihn nicht dazu.

Nichtsdestoweniger wollte er über sie wachen, als ihr treuester Freund.

„Wie lange noch?“

Er lehnte sich in den Sessel zurück und schloß die Augen.

Und er sah sich selbst als einen kalten Mann unbeweglich da liegen, mit den gefalteten, wächsernen Händen, die Todtenstarre im Antlitz.

Sein Leben war erloschen. . . . Der Gedanke hatte nichts Schreckhaftes für ihn, der an kein Jenseits glaubte, mit der persönlichen Fortdauer von menschlichen Freuden und Leiden, der aber den ewigen Zusammenhang der Welt erfaßt hatte, und den großen Entwicklungsprozeß der Menschheit, der unbeirrt weiter schreitet zu immer höheren Formen.

Und muß nicht Jeder seinen Theil dazu beitragen, bewußt oder unbewußt? Keiner hat ganz umsonst gelebt.

Und er lächelte und öffnete die guten blauen Augen, in denen es hell aufleuchtete, in der heißen, innigen Sehnsucht der letzten Wünsche: „Könnte ich doch, ehe ich von hinnen gehe, Helene, dieses süßeste Wesen, erretten, könnte ich etwas zur Festigung unserer Partei beitragen!“

Es war ein heißer, sonniger Nachmittag.

In Helenes Zimmer, das nach Osten lag, standen die Fenster offen. Es war angenehm kühl daselbst.

Sie saß am Fenster und hatte zu ihrem weißen Lawn tennis-Anzug eben das Mützchen vollendet.

Der buschige Knopf aus geschnittener Wolle war noch daran zu nähen.

Ihre Hände hatten Nadel und Zwirn ergriffen, jetzt ließ sie sie wieder sinken und ihr müder Blick sah über den Garten hinweg, nach den Tannen, die hier die Straße säumten.

Sie hatte keinen deutlichen Gedanken; es war nur ein unbestimmtes Gefühl der Sehnsucht, das sie aus der Gegenwart, aus ihrem Hause hinweg führte.

Da vernahm sie leichte Schritte gegen die Thür, und mechanisch nahm sie die Arbeit, die ihr im Schooße ruhte, wieder auf.

Erich trat herein, ein Viedchen summend.

Er hielt einen Strauß herrlicher Rosen in der Hand, und verlangte ein Band, um sie zusammenzubinden.

Er setzte sich, als er es erhalten hatte, und begann die Blumen mit gutem Geschmaack zu ordnen. Einmal blickte er flüchtig auf:

„Bist Du bald fertig? Sidonie liebt es nicht, wenn man sie warten läßt.“

„Fertig“, sagte sie und schnitt den Faden ab.

„Ah, ein neues Lawn-tennis-Mützchen, probire einmal.“

Sie setzte es auf. Es stand ihr vortrefflich.

Er nickte.

„Hübsch, diese fecken Formen stehen Dir am besten; wen wirfst Du denn da wieder erobern wollen?“

Es zuckte ein wenig spöttisch um ihren Mund.

„Als ob wir immer Jemand erobern wollten.“

„Nicht? Ich denke, es ist das Alpha und Omega aller Eurer Bestrebungen, freilich, Du bist etwas herabgestimmt, seit Du mit dem kleinen Donner eine so schlimme Erfahrung gemacht hast, und er Dir sehr unverhohlen seine Liebe gestanden hatte.“

Sie wurde glühend roth.

„Warum erinnerst Du mich an diese Unverschämtheit, Du weißt doch, daß ihn nichts dazu berechtigt hatte.“

„Als Deine Unvorsichtigkeit. Du hast ihn bevorzugt, warum sollte er nicht glauben, daß er Dein Verlangen entzündet?“

Sie hatte ein zorniges Lachen: „Der, Der!“

„Der nicht — ein Anderer vielleicht?“ fragte Erich, sie absichtlich reizend.

Sie setzte sich grade und sah ihn an: „Keiner“, sagte sie kurz.

Es klang verlegend kalt und abweisend.

Er zuckte die Achseln und entgegnete cynisch: „Wer das euch glaubte.“ Er wollte das letzte Wort haben.

Er war aufgestanden und ging in der Stube hin und her,

an seinem Schnurrbart zerrend, dann stellte er sich plötzlich vor sie hin und sagte ungeduldig:

„Ja, warum gehen wir denn nicht, wenn Du fertig bist — soll auch die Frau Minister auf Dich warten müssen?“

„Sind die Verminas wieder hier?“

„Sie sind heute Morgen herausgekommen: ich dachte, Du wüßtest es.“

„Nein.“ Sie trat vor den Spiegel und nahm ihr Mützchen vom Kopfe. „Bitte, gehe allein“, sagte sie ruhig, „ich will später nachkommen.“

„Weshalb?“

„Ich bin nicht ganz wohl.“

Er sah sie starr an mit den sich vergrößernden Augen.

„Was ist das wieder für eine Komödie, was soll das heißen?“

„Daß ich es möglichst vermeiden will, mit Sr. Excellenz zusammenzutreffen.“

„Bist Du verrückt!“ fuhr er auf. „Erst stand die Frau Minister nicht in der Gnade und nun hat er es mit Dir verborben —“

„Ich bitte Dich, sprich nicht in dieser Weise. Du weißt sehr gut, wie zudringlich er sich mir gegenüber benimmt.“

„Zudringlich nennst Du das, wenn er Dich auszeichnet, wenn er Dir schmeichelt? Wie würden Dich Andere darum beneiden, wie würden das andere Frauen zu benützen wissen; aber Du weißt Dich eben nicht zu benehmen. Solltest Du vielleicht nicht einmal diesen alten Herrn im Zaum zu halten verstehen? Das zeugte doch für eine sehr geringe — Pffiffigkeit.“

Dann mit einem hämischen Lächeln:

„Ich will Dich nur beruhigen, der wird keiner Frau mehr gefährlich.“

„Aber unausstehlich.“

Er verbeugte sich.

„Wie's beliebt. Ich dränge ihn Dir nicht auf.“

Er steckte beide Hände in die Taschen seines lichten Rockes, trat an das zweite Fenster und, hinaussehend, begann er leise zu pfeifen.

Dann seufzte er wieder. Es war ein Seufzer der Ungeduld und des Verdrusses. Sie aber hatte die Empfindung, als sei sie zu weit gegangen, und fühlte sich völlig haltlos und elend.

Das Stubenmädchen kam herein und überreichte der gnädigen Frau eine Karte.

Sie sah sie an und eine freudige Ueberraschung malte sich in ihrem blassen Gesichte.

„Der Herr ist draußen?“ fragte sie.

„Ja, er fragte, ob er die gnädige Frau sprechen könne.“

„O ja, o gewiß“, und sie machte eine Bewegung, als wolle sie dem Harrenden entgegenreisen.

Erich hatte sich rasch umgewendet und trat ihr entgegen.

„Wer ist es?“ fragte er, und ohne viele Umstände zu machen, nahm er ihr die Karte aus der Hand.

„Ich freue mich so“, sagte sie und blieb vor ihm stehen.

„Konrad Ebner“, las Erich.

„Ich habe ihn lange nicht gesehen.“ Bittend kam es von ihren Lippen, während sie gespannt zu ihm aufblickte.

„Ich wünsche nicht, daß Du ihn empfängst“, entgegnete Erich ruhig, und gegen das Mädchen gewendet, fügte er kurz und bestimmt hinzu: „Sagen Sie dem Herrn, die gnädige Frau sei nicht zu sprechen.“

Helene sah ihn groß und bestürzt an: „Es ist ein alter Freund — ich möchte —“

Er aber, zu dem Mädchen gewendet, hob nur das Kinn und bemerkte in einem etwas schärferen Ton:

„Thun Sie, was ich Ihnen gesagt habe.“

Sofie ging hinaus.

Helene that einige Schritte in unbestimmter Richtung, ihr Körper zitterte, die Farbe kam und ging von ihren Wangen und ihre Augen flimmerten, als vermieden sie es, einen Gegenstand bestimmt ins Auge zu fassen.

Er lehnte sich an einen Tisch, mit beiden Händen nach rückwärts sich stemmend, und sah sie an in höhnischer Ueberlegenheit.

„Es kommt Dir unerwartet, daß ich einmal als Herr in

meinem Hause auftrete“, sagte er mit erzwungener Ruhe. „Es thut mir leid, daß Du mich dazu nöthigst, aber da Du wieder einmal wie gewöhnlich jede Rücksicht für mich bei Seite setzt, so muß ich es Dir mit deutlichen Worten sagen: ich werde niemals einen Sträfling in meinem Hause empfangen.“

„Einen Sträfling!“ Empört fuhr sie empor, in ihrem sich aufbäumenden Rechtsgefühl. „Einen Sträfling nennst Du den Mann, der für seine Ueberzeugungen gekämpft und gelitten hat, der sich nicht gefürchtet hat, für die Unterdrückten das Wort zu führen und offen und ehrlich die Wahrheit zu sagen, aber dann — dann —“

Wilde rebellische Worte wollten sich über die bebenden Lippen drängen, aber sie erblaßte vor dem Blick, der sie traf, und die Furcht vor dem Mann, die Scheu vor dem Herrn ließen sie jäh verstummen.

„O bitte, nur weiter“, rief er und suchte in seine Stimme einen vernichtenden Ton zu legen, „ich bekomme da schöne Dinge zu hören, ein Weib, das für den Fremden Partei ergreift gegen den eigenen Mann, das den Abgestraften gegen den Juristen vertheidigt — es ist eine Vermessenheit, deren nur die Unzurechnungsfähigkeit eines Weibes fähig ist. Ich muß wissen, was Recht ist, nicht Du, Du verstehst von diesen Dingen nichts, Du kannst nichts davon verstehen.“

Mit starken Schritten, im Vollgefühl seiner Ueberlegenheit ging er in der Stube auf und nieder.

Sie war an den Tisch getreten, ihre zitternden Finger berührten bald den einen, bald den anderen Gegenstand, ohne zu wissen, was sie unter den Händen hielt. Ihre Sinne sind verworren, kein klares Gefühl, kein klarer Gedanke ist in ihr, sie weiß nicht, was sie soll und was sie darf, sie hat ein Gefühl von Schuld, das übertäubt wird von dem zornigen Weh, Denjenigen ohne Großmuth und Güte zu finden, der ihr Herr ist, dem sie gehorchen muß.

„Aber ich weiß ja, woher Dir das kommt“, sagt er und tritt vor sie hin, und nachdrücklich und drohend fügt er hinzu: „Dein Vater mag sich in Acht nehmen.“

Da hebt sie den Kopf, sie wagt es, ihn anzusehen und aus all den wirren sich durchkreuzenden Gefühlen schießt das feindseligste, wie aus der Tiefe empor:

„Und wenn ich dächte, wie mein Vater denkt, wenn ich seine Ueberzeugungen theilte und nicht die Deinen?“

Die Zornesader auf seiner Stirn schwoll noch merklicher an:

„So lange Du unter meinem Dache schläfst, so lange Du mein Brot ißt, wirst Du glauben was ich glaube und denken wie ich denke.“

„So lange — ja —“ hauchte sie.

Betroffen sah er sie an, dann brach er in ein lautes, höhnisches Lachen aus, das ihre ganze Wichtigkeit ihr klar machen sollte.

„Du bist absurd“, sagte er und wieder begann er im Zimmer auf und ab zu gehen.

Da klopfte es abermals.

Baron Morre wurde gemeldet, und ehe Erich Zeit hatte, einen Beschluß zu fassen, war er auch schon in der Thür.

Hartmann lud ihn ein, auf sein Zimmer zu kommen, Morre aber wußte das Feld zu behaupten.

Er hatte sehr wohl bemerkt, daß zwischen den Gatten wieder etwas vorgefallen sei, aber diese sich mehrenden Zerwürfnisse setzten ihn in die beste Laune.

Er käme als Abgesandter der Gesellschaft, berichtete er, die vor Ungeduld über das unerklärliche Ausbleiben des Ehepaares schier vergehe.

Helene hat, sie zu entschuldigen, sie sei nicht wohl.

„Sie hat wieder ihre Migräne“, versicherte Hartmann, für die Blässe dieses jungen Gesichtes eine Erklärung gebend, „und ich wollte meine Frau nicht allein lassen.“

„O, wir lassen sie auch nicht allein“, versicherte Morre, voll respektvoller Zärtlichkeit sich ihr entgegen neigend.

„Lassen Sie sich erbitten, gnädige Frau, glauben Sie mir, etwas Bewegung in frischer Luft, etwas Zerstreuung wird Ihnen gut thun. Eine Stunde Lawn tennis wird die entzündendste Frische auf Ihre Wangen zaubern.“

„Sieh nur das hübsche Mützchen, das sie sich dafür gemacht hat.“

Hartmann nahm es vom Tisch und zeigte es vor.

Morre faßte es mit einer Zärtlichkeit an, als wenn er etwas Lebendiges berührte: „Wie reizend.“

„Ich habe es ihr vorhin anprobirt, sie sieht wie ein flotter Junge darin aus“, lächelte Erich. Er war hinter ihren Stuhl getreten und neigte sich über sie.

„Du gehst, nicht wahr?“ bat er schmeichelnd. „Ich wünsche es sehr“, fügte er leiser hinzu.

Sie nickte.

„Ja? Das ist hübsch von Dir.“ Er nahm sie unter dem Kinn, und ihren Kopf etwas nach rückwärts beugend, küßte er sie auf die Stirn.

Bewegungslos nahm sie den Kuß entgegen; ihr war, als wenn seine Lippen sie in diesem Augenblick zum letztenmal berührten, als schiebe sie sich mit diesem Kuß auf immer von ihm ab.

Er aber lächelte. Er wußte, daß er Morre's eifersüchtige Qual erregt hatte, und empfand überdies ein Gefühl weltmännischer Besonnenheit, das ihm schmeichelte.

Er hatte seiner Frau ein Beispiel der Versöhnlichkeit gegeben, und er kam sich wieder einmal ganz großartig vor.

XVII.

Mar saß im Haus Schatten auf seiner Terrasse.

Ein Springbrunnen, dessen sanftes Plätschern durch keinen Windstoß unterbrochen ward, kühlte die heiße Luft merklich ab. Der aromatische Duft des nahen Föhrenwaldes mischte sich mit dem noch süßeren der hochstämmigen Centifolien, die in dichten Gruppen umherstanden, und machte das Athmen zur Wonne. Die Brust des kranken Mannes aber hob sich in kurzen mühseligen Athemzügen.

Die Karte des russisch-türkischen Kriegsschauplatzes war vor

ihm ausgebreitet und er neigte sich tief darüber, um die Positionen Skobelev's und Osman Paschas zu studiren, die vor Plewna einander gegenüberstanden. Auf einen Brief, der entfaltet vor ihm lag, hatte er, damit ihn kein Luftzug entführe, ein Körbchen mit Trauben gestellt, und er naschte von den süßen Beeren, während sein Geist sich den Ereignissen zuwendete, die auf der Balkanhalbinsel sich abspielten und durch den energischen Widerstand der Türken, den Niemand vorausgesetzt hatte, und die ungeheuren Verluste auf beiden Seiten ganz Europa in Spannung erhielten. Neue verbesserte Handfeuerwaffen waren in diesem Kriege zur Anwendung gelangt und ihre Wirkungen waren entsetzlich.

Mar seufzte und seine Augen blickten traurig, während sein Gaumen sich legte.

Da ward ihm Konrad Ebner gemeldet.

„Endlich!“ sagte er, während er aufstand, um ihm entgegen zu gehen, „so trifft er mich doch noch am Leben.“

Als er ihm nun aber gegenüber saß, vergaß er seine Leiden vollständig. Fragen und Antworten wechselten in rascher Folge, sie hatten nicht nur viel, auch vielerlei zu erzählen; Mittheilungen persönlicher Art und Parteiangelegenheiten. Auch die Kriegseignisse wurden berührt und die Motive, welche eine Anzahl russischer Aerzte und Spezialisten bewogen, sich nach dem Kriegsschauplatz zu begeben. Konrad erzählte, daß Sofie Dobukoff von Paris abgereist sei und sich gegenwärtig in München befinde, wo er gestern mit ihr zusammengetroffen war.

Sie gedachte gemeinsam mit einigen Landsmänninnen, die von Zürich gekommen waren, sich nach Sifstowa zu begeben, um sich einer russischen Ambulanz vom rothen Kreuze anzuschließen.

„Wie schade, daß Du sie nicht mitgebracht hast“, sagte Mar, „ich hätte die interessante Frau gerne kennen gelernt.“

„Ich hatte ihr den Vorschlag gemacht und sie hätte um so lieber eingewilligt, da sie Frau Hartmann, die sie unter besonderen Umständen kennen gelernt hatte, gerne wieder gesehen hätte, aber dies Vorhaben scheiterte an der Erwägung, daß unser

gemeinsames Erscheinen im Hause Deines Bruders ein Dir unliebsames Aufsehen erregen könnte."

"Ich genieße Narrenfreiheit bei den Meinigen", sagte Max lächelnd.

"Den Besuch Sofia Alexandrowna's hätte Frau Hartmann vielleicht anzunehmen geruht, während ich zu meinem Bedauern kurz abgewiesen wurde", versetzte Konrad.

"Arme Helene, sie ist so unfrei", versicherte Max leise, und fügte dann, als wolle er den fragenden Augen des Freundes ausweichen, rasch hinzu: "wenn Dir daran liegt und Du einen Gruß zu bestellen hast, so kannst Du sie hier sprechen, sie kommt hierher."

Konrad war der Nothwendigkeit enthoben, darauf zu antworten. Minister Vermina und Vizesekretär Doktor Mende kamen mit dem Hausherrn die Stufen, die zur Terrasse führten, herauf.

Erzellenz wollte dem kranken Bruder seines Gastgebers einen kurzen Besuch machen.

Als ihm Konrad vorgestellt wurde, schoben sich seine Brauen ein wenig in die Höhe, als wüßte er, wer das sei, dann grüßte er kalt und höflich.

Man kam sogleich auf den Krieg und die Vorgänge vor Plewna zu sprechen; es war das Thema, das Alle interessirte. Die letzten Telegramme berichteten von wiederholten und mörderischen Angriffen der Russen auf Griviça. "Die braven Jungen sangen, als man sie gegen den Feind trieb", erzählte Max. "Aber was nützen heutzutage Muth und Tapferkeit des Soldaten! Bei unserer verbesserten Kriegstechnik werden sie reihenweise hingemäht, — 16000 Mann in zwei Attaquen — daß es gerade auch Menschenleben sein müssen! Man könnte ebenso gut auf Popanze schießen", fügte er bitter hinzu.

"Es wurde so schlimm, weil man General Skobelev im Stiche gelassen hatte", versetzte Vermina trocken, "die erbetene Hilfe blieb aus."

"Was ich in diesen Tagen gelitten habe, können Sie sich nicht vorstellen, meine Herren", versicherte der wohlbeleibte Haus-

herr, indem er mit seinem Tuche die feuchte Stirne wischte, da er leicht transpirirte. „Auf der Börse war das Gerücht verbreitet, Skobeleff sei verwundet — man hat ihn sogar schon todt gesagt, denken Sie nur.“

„Es ist widerrufen worden“, beruhigte Vizesekretär Mende.

„Gott sei Dank, die Papiere wären enorm gesunken.“

Und er wischte wieder über die Stirne, auf der die hellen Tropfen standen.

Vermina zuckte vornehm die Achseln.

„Rußland besitzt fabelhafte Hilfsmittel und mit oder ohne Skobeleff wird es die Armee Osman Paschas gefangen nehmen oder vernichten. In jedem Falle wird es seine Mission zu erfüllen wissen.“

„Und die wäre?“ fragte Max.

„Die geknechteten, christlichen Bulgaren von dem türkischen Joch zu befreien“, antwortete der Minister. Dann wandte er sich lächelnd an den jüngeren Gebhart: „Das muß wohl auch Ihre Sympathien verdienen?“

„Meine Sympathien, Excellenz?“ fragte dieser erstaunt, „nicht im Geringsten, da ich an diese völkerbefreiende Mission Rußlands nicht glaube. Wie könnte ein despotischer Staat, der jede Freiheitliche Regung bei seinem eigenen Volke so grausam unterdrückt, einem anderen die Freiheit bringen?“

„Was es da unten will, ist Konstantinopel“, bemerkte Konrad, der bisher ruhig und scheinbar theilnahmslos beiseite gestanden, nun kurz und bestimmt.

Vermina's altes Gesicht ging in die Länge und als er sich nach dem Sprecher umwandte, sah er ungemein vornehm und abweisend aus.

„Die hohe Politik der Kabinete entzieht sich der Diskussion, meine Herren; es giebt Dinge, die von Laien und Fernstehenden niemals richtig beurtheilt werden können.“

„Das ist die Geschichte vom beschränkten Unterthanenverstand“, versetzte Konrad mit einem feinen Lächeln.

Exzellenz sah ihn starr an mit schier vernichtendem Blick.

Aber ehe er noch etwas erwidern konnte, hatte sich die kleine, kugelige Gestalt des Bankiers dazwischengeschoben.

„Aber ich bitte — ich denke — wir Alle können eine Niederlage Rußlands nicht wünschen — der Völkerfriede wäre damit bedroht — es wäre ein schreckliches Unglück!“

„Vielleicht das größte, das uns treffen könnte“, versetzte Vermina mit Bestimmtheit. „Das monarchische System hat in Rußland noch immer eine feste Stütze, dort ist der Hort der Legitimität.“

„Allerdings, das Gottesgnadenthum ist in Rußland“, bestätigte Max.

„Leider steht es finanziell sehr schlecht“, klagte Gebhart. „Der Kredit wankt, ich versichere Sie, der Rubel sinkt, und wenn die Russen Schläge bekommen; dann ist die Katastrophe da, dann haben wir die Umwälzung. . . . Ich bitte Sie. . . . Das möchte ich nicht mehr erleben.“

Konrad lächelte. „Sie sind ein robuster Mann, Herr Gebhart, ich denke, Sie werden noch lange darüber hinaus sich Ihres Lebens erfreuen.“

„Und Sie sind ein Spaßvogel, Herr Ebner; das heilige Rußland scheint Sie sehr heiter zu stimmen.“

„Und doch ist es ein gar melancholisches Land“, seufzte Max, „auß Meufserste ausgesogen, hat es jetzt die schweren Lasten dieses Krieges zu tragen, aber für die Soldaten, die Blut und Leben dahingeben, ist nicht gesorgt.“

„Ihre Verpflegung soll ganz unzureichend sein“, sagte Gebhart.

„Armeelieferungen, das kennt man ja, sind immer schlecht, aber die für Bulgarien sollen unter der Kanone sein.“

„Es fehlt auch an Aerzten, an Pflegerinnen, sogar an Verbandsmaterial“, bemerkte Konrad in seiner ruhigen, positiven Weise. „Und nun geht ein Hilfeschrei durch das Land. Tausende und Tausende von Verwundeten sind ohne Obdach, ohne ärztliche Hilfe und Pflege und die Privathilfe muß angerufen werden, sollen sie nicht elend verderben.“

„Diese Hilfe ist eine freiwillige und gern geleistete“, versetzte Vermina.

„In diesem Falle ist sie ein Muß.“

„Das ist 'mal was für unsere Frauen“, fiel der fette Mann gutmüthig ein, „die brennen ja nach Bethätigung, dann können sie Charpie zupfen und Bandagen anfertigen, sie können Geld sammeln oder ihren Schmuck verkaufen — sie wählen immer das Erstere.“

„Es werden sich auch manche als Krankenpflegerinnen engagiren lassen — unsere Emanzipirten wenigstens; Sie werden sehen, daß es da unten von Nihilistinnen wimmeln wird“, sagte der Wize.

„Na, von einer hübschen Nihilistin gepflegt und verbunden zu werden, dürfte den Jungen nicht übel vorkommen“, scherzte Gebhart, während er nach dem Körbchen griff, um lüftern eine Beere zu naschen.

„Man wird nur Klosterchwestern dazu lassen, die Moral muß vor Allem gewahrt werden“, versetzte Vermina mit erzwungener Würde.

„Ich glaube, sie werden die Hilfe nehmen, woher sie kommt, so wie sie das Geld nehmen, ohne nach seiner Herkunft zu fragen“, bemerkte Konrad trocken.

Mar aber wendete sich sichtlich entriistet dem Minister zu:

„Erzellenz, Hände, die sich diesem schweren und anstrengenden Dienste widmen, sind von vornherein geweiht.“ Seine Stimme bebte.

„Na na, rege Dich nur nicht gleich auf“, mahnte Gebhart, indem er dem Bruder auf die Schulter klopfte, „Du sprichst zu viel, Du bist ganz kongestionirt.“

„Bergebung“, sagte der Minister, „ich wollte durchaus keine Debatte zwischen uns herbeiführen“, und mit unsäglichem Hochmuth fügte er hinzu: „Wir nehmen ja von vornherein einen zu verschiedenen Standpunkt ein, um uns verständigen zu können . . . Wir wollen Sie auch nicht weiter beunruhigen — Adieu“ — und er reichte Mar lächelnd die Hand zum Abschiede, während er Konrad völlig ignorirte. Er war an den Stufen angelangt, als er sich zu erinnern schien, daß ja noch Jemand dagewesen sei, und als höflicher Mann nickte er vornehm ihm zu.

Er hatte eine Zeitlang seine lächelnde Grimasse beibehalten, als er aber, auf den Arm des Bankiers sich stützend, die Allee erreicht hatte, fürchte sich seine Stirne und er sah böse und zornig aus.

„Es war mir sehr interessant, sehr interessant, die Auffassungen dieser Herren zu vernehmen — ei, ei, ich wußte ja gar nicht, daß Ihr Bruder sich diesen Menschen und ihren gemeingefährlichen Bestrebungen so völlig und rückhaltlos angeschlossen hat.“

„Ich versichere Excellenz, ich auch nicht“, sagte ängstlich der kleine Mann, während er neben ihm hertrippelte, „aber ich beschwöre Excellenz, denken Sie nichts Böses von Max — er ist ein so guter Mensch.“

„Was gut oder nicht gut — er gehört zu Denen, die ihnen die Munition liefern.“

„Munition? aber ich bitte —“

„Verstehen Sie denn nicht? mit seinem Gelde unterstützt er diese Bestrebungen auf das Nachdrücklichste, und das ist einfach Verrath und verdiente die höchste Strafe.“

Der kleine Mann war bleich geworden.

„Aber was sollen wir thun — er ist sehr krank, Excellenz.“

„Dann stellen Sie ihn unter Kuratel. — Es sollte überhaupt nicht geduldet werden, daß christlich und ehrlich erworbene Vermögen für die revolutionäre Propaganda verschleudert werden. Aber sie dürfen Alles und wagen Alles! Wir haben ja kein Gesetz, das die Religion schützt und die sittlichen Grundlagen des Staates — aber verlassen Sie sich darauf — wir werden es haben. Ich habe es jetzt gesehen, wie zwanglos sie miteinander verkehren; und das kommt und geht durch die ganze Welt, tauscht Gedanken, ermuntert und unterstützt sich gegenseitig — und schließt sich fester und fester zusammen, zu einer großen, internationalen Organisation. Darin liegt die Gefahr, aber wir werden ihr zu begegnen wissen. Wir werden das Gesetz haben, das uns diese Feinde unseres christlichen Staates, unserer sittlichen Gesellschaftsordnung in die Hände liefert.“

Der alte Mann hatte mit ungewöhnlicher Hefigkeit gesprochen. In den kleinen, tiefliegenden Augen brannte es auf, während ein verbissener Zug um die dünnen, zurückgezogenen Lippen spielte.

Aber plötzlich entrundelte sich diese Stirne und der bitterböse Ausdruck wandelte sich so rasch in sein Gegentheil, er wurde so süßlich und faunhaft verliebt, daß ihn ob dieser drastischen Wirkung jeder Mimiker hätte beneiden können.

Er hatte Helene erblickt; er stieß sich mit der Hand in den Rücken, um sich strammer emporzurichten und eilte dann auf sie zu, so rasch es seine alten Beine erlauben wollten.

Von den Damen wurde das Ehepaar Hartmann über sein spätes Kommen mit lauten Vorwürfen empfangen.

Frau v. Vermina, die das Lawn tennis leidenschaftlich liebte, seitdem eine bedenkliche Neigung zum Embonpoint sich bei ihr zu entwickeln begann, war über die Verzögerung höchst aufgebracht gewesen.

Sie war gewohnt, mit Hartmann zu spielen; seine anmuthige Beweglichkeit ergözte ihr Auge, seine Geschicklichkeit erhöhte die ihre, er wußte das, und doch ließ er sich erwarten. O, er war überhaupt nicht mehr so liebenswürdig wie sonst.

Sie war in der übelsten Laune und hätte ihn dies gerne fühlen lassen, aber die Besorgniß, ihn ganz zu verlieren, war in diesem Augenblick größer als je.

Sie hatte seine Frau in ihrer Unbedeutendheit belächelt, jetzt konnte sie sich nicht länger verhehlen, daß Helene das Herz des Ministers entzündet hatte und dieser nur zu geneigt war, ihr zu gewähren, was sie verlangte.

Hartmann brauchte Frau Vermina nicht mehr — seine eigene Frau besaß Einfluß und konnte ihn protegiren, dieser Thatsache gegenüber fand sie es für angemessen, ihren Groll in sich zu verschließen.

Man begann das Spiel, aber bei der herrschenden Schwüle fühlten sich alle Theilnehmer rasch ermüdet und gerne folgte man dem Rufe der Hausfrau, die zu den Erfrischungen einlud, welche im Pavillon servirt waren.

Man setzte sich zu Tisch.

Bald entfaltete sich jene forcirte Lustigkeit, die lachen will, ohne Ursache und innere Fröhlichkeit.

Der Minister hatte wie gewöhnlich neben Helene Platz genommen und während die Uebrigen sich immer lärmender gaben, flüsterte er ihr leise, abgebrochene Worte zu, mit den Augen erläuternd, was ihnen an Deutlichkeit fehlte:

„Ihre Gegenwart verjünge ihn — er könne sie nicht mehr missen — er trage sich mit einem Plan — die Ausführung würde sie Alle befriedigen — sie möge ihm Gelegenheit geben, ihn vor ihr zu entwickeln — heute noch —“ und als sie stumm und unbeweglich blieb, griff er zitternd nach ihrer Hand.

Sie entzog sie ihm.

„Ich bin krank, entschuldigen Sie mich“, sagte sie tonlos.

„Was haben Sie, was ist das mit Ihnen? Erlauben Sie mir Ihren Puls.“ Und er griff beherzter zu, faßte ihre Hand und hielt sie fest.

Er wollte ihr den Puls fühlen und konnte ihn nicht finden; seine kalten, zitternden Hände, die seine Aufregung verriethen, griffen an dem kleinen, warmen Händchen herum, während seine lüsternden Augen sich an der zarten Rundung des Armes legten, den die zurückfluthenden Spitzen enthüllten.

„Lassen Sie mich“, stammelte sie, aber als sie sein Blick maß und meistern wollte, entriß sie ihm ihre Hand in so heftiger Weise, daß er gegen die Lehne des Sessels zurucktaumelte.

Sie erhob sich, verließ den Tisch und stellte sich an das Fenster. Es war still geworden rundum.

Der Vorfall berührte auf das Peinlichste und umsomehr, da Erzellenz ganz vertattert schien.

Frau v. Vermina erhob sich zuerst und murmelte etwas von Ungezogenheit.

Die Hausfrau suchte zu beschönigen und zu begütigen: Helene sei überreizt, ein wenig hysterisch.

„Lassen Sie sie jetzt“, sagte sie zu Hartmann, der, fast weiß im Gesichte, auf sie zutreten wollte, „gönnt ihr doch einige Ruhe, sie wird sich schon selbst zurecht finden.“

„Erzellenz“, wandte sie sich an den Minister, „erweisen Sie mir die Ehre, meine Orchideen anzusehen, sie sind herrlich, und ich weiß, Sie theilen die Passion Ihrer Frau für diese Blumen.“

Der Minister hatte seine Ruhe und sein Lächeln wieder gefunden.

„Es ist merkwürdig, wie meine Frau und ich in allen ästhetischen Fragen zusammen gehen“, sagte er, „wir haben ein gleiches Schönheitsideal und das macht unser Zusammensein so erquickend.“

Und die Erzellenzfrau sah über ihre vollen Schultern auf ihn zurück und nickte mit einem verschämten Lächeln.

Der Vorschlag Sidonies, die Glashäuser zu besichtigen, war von Allen beifälligst angenommen worden und man begab sich dahin.

Morre wollte Helene seinen Arm anbieten, aber sie hatte ihn mit einer Bewegung des Kopfes zurückgewiesen und blieb allein.

Sie blieb am Fenster stehen, den Kopf gegen die Scheiben gedrückt; ihr Herz klopfte in wahnsinnigen Schlägen und die Sinne drohten ihr zu vergehen.

Da trat Erich herein und ging auf sie zu.

Sein schönes Gesicht war entstellt, und in seiner Haltung, in der Geste, mit der er ihr gegenüber trat, drückte sich die ganze Wuth und Brutalität des Mannes aus, der in dem Weib, das er als sein Geschöpf betrachtet, den Widersacher entdeckt hat, der es wagt, seinen Plänen entgegen zu handeln und den zu beleidigen, von dem er schweifwedelnd Gunst und Beförderung erwartet. Haß sprühte aus seinen unnatürlich vergrößerten Augen, Haß lag auf seinen geschwungenen Lippen, aber es war nicht jener kräftige, gesunde, wehrhafte Haß, den man für den gleichgearteten, gleichgerüsteten Feind empfindet, es war der feige, erbärmliche Haß, der in dem dünkelfhaften Gebieter gegen den rebellischen Sklaven emporbraust, dessen Existenz in seine Hände gelegt ist und den er vernichten kann.

„Was Du mir da gethan hast, absichtlich — absichtlich!“
wiederholte er mit stärkerem Accent, „das ist eine Infamie!“

Er machte eine schlingende, kauende Bewegung, als müsse er einen Theil seines Zornes verschlucken, damit er nicht zu heftig sich entlade.

„Du wolltest mich treffen, wo ich am empfindlichsten bin ... meine Karriere wolltest Du vernichten ... Ich wußte, daß Du zu dumm bist, um meinen Ehrgeiz zu begreifen — ... daß Du so schlecht bist — das wußte ich nicht — aber Du sollst mich nicht schädigen ... Du sollst mich nicht mit den Verminas entzweien ... Du kannst mir keinen Ersatz für sie bieten ... Du wirst den Minister um Entschuldigung bitten.“

„Ich ihn!“

„Du — ihn — ich will es!“

Ihre Brust hob sich, die Nasenflügel zitterten und aus den Augen loderte jener wilde, leidenschaftliche Zorn, der nach nichts fragt, nichts mehr beachtet, und es als Wollust empfindet, in ein Wort zusammenzufassen, was sich da an Qual seit Langem gehäuft hat.

Und wie ein Pfeil dem Munde entfliegt, mit dem ganzen Ueberschusse nervöser Kraft schrie sie ihm zu:

„Geh' — ich verachte Dich!“

Er prallte zurück.

„Mich — Du — Du!“ es schien, als wolle er auf sie losstürzen, um sie zu züchtigen.

War es ihr Blick, der ihn kannte? er ließ die schon erhobene Hand sinken und dumpf zwischen den Zähnen knirschte er:

„Das sollst Du mir büßen!“

Er verließ den Pavillon.

Sie verharrte auf ihrem Plaze mit fliegendem Athem.

Ihre Stirn war gefurcht, zuckend der Mund, während ihre kleinen geballten Fäuste ihre Nägel tief in das Fleisch gruben.

Sie that einige Schritte und stellte sich wieder genau auf denselben Plaz.

Mit heißen trockenen Augen starrte sie durch das Fenster,

gegen die sonnigen Berge, über deren Gipfel weiße, schwere Wolken sich ballten.

Sie sah nichts und wußte nicht, wie lange sie so gestanden hatte. Da drangen in die sie umgebende Stille Stimmen von dem Lawn tennis Plage herauf, die lauten Rufe der Spieler.

Sie zuckte zusammen, wie ein Schauer lief es über die zarte Haut. Die helle Stimme ihres Vatten übertönte die übrigen — jetzt hörte sie ihn lachen; es war kein gewöhnliches, lautes, unbekümmertes Lachen.

Mit der weitausgreifenden Geberde der Verzweiflung schlug sie ihre Hände zusammen, als wäre ihr jetzt erst klar geworden, an wen sie ihr Leben gekettet hatte.

Wankend trat sie vom Fenster hinweg.

„Ach, ach“, stöhnte sie.

Sie mußte sich setzen, und die Arme vor sich auf den Tisch werfend, ließ sie ihr Gesicht darauf sinken.

In der Nähe zirpten die Grillen . . . von unten herauf aber drangen immer lauter die fröhlichen Stimmen der Spieler.

Da ließen sich ganz in der Nähe elastische Schritte vernehmen, und die elegante Gestalt Morre's erschien in der Thür.

Er hatte sich vom Lawn tennis hinweggeschlichen und trug noch den Racket in der Hand.

Als er Helene erblickte, blieb er stehen und sah nach ihr hin.

In der Haltung des jungen Weibes lag die ganze Selbstvergeffenheit des Schmerzes, aber die weiche, schmiegsame Schönheit ihres Körpers kam dabei herrlich zum Ausdruck.

In üppigen Wellen fiel das dunkle Haar in die Stirne, Lichtreflexe spielten darüber hinweg und verliehen ihm einen bläulichen Schimmer, während der sanftgebogene Hals unter dem Gelocke, das sich tief herabkräuselte, nur um so weißer erschien — es war etwas Irritirendes in ihrer Schönheit — und wie damals, wo er sie zum ersten Male gesehen, verfolgte er jede Linie ihres Körpers, sich gleichsam daran festsaugend.

„Jedes Weib ist zu gewinnen, es gilt nur, den richtigen Moment herauszufinden.“

Diese Theorie aller Wüftlinge war auch die seine — und der Moment war da.

Langsam ging er näher und beugte sich über sie. Er hauchte leise Worte ihr ins Ohr, so leise, daß sie sie nicht verstand in dem Aufruhr, der ihr Inneres durchwühlte. Aber sie errieth, was er ihr sagte, und sie blieb diesem Geständniß gegenüber fassungslos, wie gelähmt. Es schien ihr unmöglich, auch nur ein Glied zu rühren und ihre Augen blieben geschlossen.

Dennoch sah sie ihn deutlich vor sich, und sie fühlte, wie er tiefer sich ihr entgegen neigte.

Jetzt legte er seinen Arm um ihren Leib, es war ein glühender Reiz, der sie umspannte und seine vibrirenden Rippen näherten sich ihrem Halse.

Er wird sie küssen — sie weiß es — und sie glaubt seinen Kuß, den sie in diesem Augenblick ersehnt — nein, begehrt — schon voraus zu fühlen.

Aber plötzlich, wie in instinktiver Gegenwehr, fährt sie mit einem Ruck vor ihm zurück und erhebt den Kopf. Ein Schrei entfährt ihr.

Auch seine begehrliehen Rippen waren zurückgefahren und die Augen Beider wendeten sich, als gehorchten sie einer geheimen Einwirkung, gegen die Thür.

Ein Schatten löste sich von dort ab und verschwand. Jemand hatte da gestanden und sie belauscht.

Morre sprang gegen die Thür, er wollte wissen, wer es war.

Er bemerkte einen Herrn, den er nicht kannte.

Geben hatte derselbe die herankommende Frau Gebhart gegrüßt und ging wieder abwärts.

„Wer ist das?“ fragte Morre Sidonie, als er an ihrer Seite stand.

„Ein gewisser Ebner, Maxens Freund . . . aber wo ist sie?“ Und sie blickte den Bruder fast drohend an.

Der sah sehr gleichmüthig aus, als er mit einer Bewegung seines Kinnes nach dem Pavillon deutete:

„Dort, wo wir sie verlassen haben . . . das arme Weib . . . wir müssen uns ihrer annehmen.“

„Das werde ich thun — auch gegen Dich.“

Sie eilte voraus.

Als sie den Pavillon betrat, war Helene verschwunden.

Sie hatte den Schatten erkannt.

XVIII.

Ein Südwind hatte sich erhoben, der die Wolkenmassen so dicht zusammen trieb, daß es vorzeitig dunkel wurde.

Helene war in ihre Villa zurückgekommen und in ihrem Zimmer allein.

Sofie trat ein, um die Lampe anzuzünden und theilte Helene mit, daß der gnädige Herr fortgegangen sei, um mit den Herrschaften aus der Villa Gebhart nach München zu fahren. Zwei Wagen seien schon vorüber. Auch der franke junge Herr sei mit dem Fremden, der Nachmittags hier vorgesprochen habe, in seinem leichten Einspanner nach dem Bahnhofe gefahren.

Helene nickte, ohne zu antworten. Es war ihr Alles so gleichgiltig. Aber nachgerade wurde die in dem Zimmer herrschende Schwüle ihr unerträglich, sie athmete kaum.

Sie entledigte sich der beengenden Kleidung und ließ sich von Sofie ihr Morgenkleid bringen, das lang, ohne jede Fessel herabwallte.

Sie schlug die weiten Ärmel noch mehr zurück, daß ihre schönen Arme völlig frei blieben und knöpfte in ihrem Bedürfniß nach Luft und Kühlung die allzuhoch gegen den Hals hinaufreichenden Knöpfe wieder auf.

Auch ihr Haar begann sie zu lösen, jede Nadel verursachte ihr Schmerz. Sie hatte die Empfindung, als bestände sie nur aus Nerven, aus zuckenden, schmerzenden Nerven. Die Balkonthür stand offen, sie trat hinaus. Es war völlig Nacht geworden.

Ein Blitz durchzuckte das Firmament, dem ein später Donner folgte.

Sofie bekreuzte sich. Sie fürchtete sich entsetzlich vor einem Gewitter.

Helene kannte diese Schwäche und verabschiedete sie mit einem Wink. Und nun that Sofie, was viel gebildete Leute auch thun, sie vergrub ihren Kopf und machte sich blind und taub, um nichts von dem zu sehen und zu hören, was ihr unabwendbar schien und sie bedrohte.

Helene blieb auf dem Balkone, unter dessen weitvorspringendem Dach sie vor dem Unwetter geborgen war, das mit erstaunlicher Schnelligkeit heranzog. Blitze zuckten unaufhörlich nach allen Richtungen, bald bläulich weiße, bald röthliche Figuren in das nächtliche Firmament zeichnend. Es flammte auf — die Landschaft erschien in blendende Helle getaucht — um in der nächsten Sekunde wieder in Nacht zu versinken. Der Donner folgte rascher, und schien endlos in dem langnachgrollenden Echo der Berge.

Helene hatte sich auf einen Schaukelstuhl geworfen. Sie hatte die Arme unter den Kopf gelegt und das blasse nach aufwärts gekehrte Gesicht starrte mit einem matten, fast entgeisterten Ausdruck in das nächtliche Dunkel.

Sie zuckte bei jedem Blitz mit den Wimpern, um wieder empor zu blicken, wie im Troge den nächsten herausfordernd, daß er sie zum Opfer erlese.

Möge er sie treffen! Könnte doch mit einem Schläge Alles aus sein, Alles zu Ende!

Eine unsägliche Traurigkeit und Lebensmüdigkeit war über sie gekommen, ein unendlicher Ekel vor Allem, auch vor sich selbst und damit der heiße inbrünstige Wunsch nach Vernichtung.

Ruhe . . . nur nicht mehr denken müssen . . . Das thut so wehe!

Aber tückisch und schlangengleich entwinden sich immer neue Gedanken ihrem Gehirn, um sie zu martern und an ihrem Herzen zu nagen.

Und wie die Blitze zucken auch die Gedanken nach allen Richtungen, eine Thatsache, eine Gestalt, ein Bild in Flammen-

zügen ihr vormalend und wieder verschwindend, um neuen Vorstellungen Platz zu machen.

Sie sieht sich auf diesem selben Balkon an ihrem Hochzeitsabend. . . . Sie steht da mit pochendem Herzen, vor dem Manne erzitternd, dessen Begierde sie ahnt, ohne sie zu theilen.

Aber sie ward fein und sie liebte ihn — ach, wie hat sie ihn doch lieb gehabt! Es hatte ihm nicht genügt. . . . Das Zimmer des Jungesellen taucht vor ihr auf, mit seinem wollüstigen Gepräge — mit den Bildnissen koketter Frauen auf Tischen und Wänden, und da diese Gine, diese üppige, vornehme, diese Vermina.

Sie war seine Geliebte vor der Ehe gewesen und ist es geblieben. . . . Mit diesem Weibe und mit anderen noch hatte sie ihn zu theilen, der ihr Alles fein sollte. Diese Gemeinheit war's, die ihr das Herz versengte. . . . Warum war sie nicht damals gegangen, als ihr dies klar geworden war, warum war sie geblieben? — Weil ihr die süßeste Hoffnung des Weibes winkte.

Sie stöhnt auf und in ihre trockenen, von einem grellen Blitze geblendeten Augen tritt eine Thräne. . . .

Der Donner hatte ausgegrollt und in der darauf folgenden Stille ward ihr das Ticken der Uhr vernehmlich. . . . Tick-tack — so hörte sie's, als sie als Wöchnerin in ihrem Bette lag.

Es ist Nacht; ein Lämpchen mit blauem Glase verbreitet einen fahlen Schein um sie her, aber zwischen den geschlossenen Vorhängen hindurch bringt das graue Licht des erwachenden Morgens ein.

Sie ist nun völlig erwacht. . . . Wo ist ihr Kind? — Gestern hatte man es ihr den ganzen Tag nicht gebracht — es schlief, sagte man ihr, sobald sie nach ihm verlangte — schläft es noch immer? — Sie ruft; die Wärterin, die neben ihr auf dem Divan ruht, erwacht nicht.

Aber da liegt deren Kütte. . . . Sie erhebt sich, wirft das weite Gewand über sich und huscht über den dicken Teppich, nach der Kinderstube, gleich nebenan. . . . dort ist es Tag.

Weshalb brennen Kerzen in jener Ecke?

Woher rührt dieser fade, widerliche Geruch, der ihr entgegenströmte?

Da sind Blumen — Blumenduft ist's.

Sie will sich beruhigen, aber ihre Beine beginnen zu zittern, während ihre Augen unverwandt nach dem kleinen schwarzen Kasten blicken, der von Blüthen fast überdeckt ist.

Da — mit einem Satz ist sie an der Stelle und beugt sich darüber.

Da ruht ihr Kind — es schläft — warum unter Blumen?

Sie sieht in das kleine Gesicht. Es ist so grau — ein Nichts — lebloser als eine Puppe.

Langsam hebt sie die Hand und streicht darüber hinweg — kalt, todt!

Sie weiß es, aber sie kann es nicht fassen und immer noch blickt sie darauf, bis Schauer sie überrieseln, bis die Todeskälte ihr bis ans Herz dringt und sie bewußtlos zu Boden stürzt

Langsam rollt ihr die Thräne über die blasse Wange — sie wischt sie nicht ab.

Wie war sie damals so unglücklich, so innerlich gebrochen gewesen, die fürchterlichste Leere im Herzen.

Aber dieses Herz war noch jung und es erwachte zu neuer Kraft und verlangte nach Freude und Glück.

Glück? wo dachte sie's denn zu finden? . . .

Sie ward in die Gesellschaft eingeführt. . . . Theater, Bälle, Konzerte — welche neue Lockungen und Reizungen!

Sie sieht sich in Putz und Schimmer, mit nackten Schultern und Armen — sie war schön und freute sich dieser Schönheit.

Und bald dachte sie an nichts anderes mehr, als sie immer verführerischer vor diesen Männern zu entfalten, deren Beworfenheit sie kannte.

Wie sie das innerlich verwüstete und verdarb!

Sie warf die Hände vor ihre Augen, streckte sie aber sofort mit einer Geberde des Abscheues weit von sich.

Pfui, ihre Hand, die der Alte mit den welken, zitternden

Lippen berührt hatte, noch nach Verwesung. . . . Sie rieb mit dem Tuche darüber hinweg, — wird sich das jemals verwischen lassen?

Aber weshalb sollte sie so empfindlich sein? War es nicht klüger, die Lüsternheit des Ministers zu benutzen, um daraus für den eigenen Mann Vortheil zu schlagen? — Er erwartete es von ihr, die er als ein völlig unnützes Geschöpf betrachtete, das er bisher umsonst gefüttert — pfui — pfui, pfui!

Ein blendender, das ganze Firmament in Feuer tauchender Blitz fuhr im Zick-Zack hernieder, dem ein dröhnender Donner folgte, und sich duckend vor dem Blitz, erzitternd unter dem Donnerschlag streckte sie doch die Hände gegen den Himmel empor:

„Töbte mich“, ruft sie wie im Wahnsinn, „sonst muß ich es thun!“

Sie kann nicht länger leben — sie will nicht — sie fühlt sich zu tief entwürdigt — der Ekel ist da, der Ekel vor Anderen und vor sich selbst. . . . Sie ist eine Schulbige, oder will sie's ableugnen, daß Morre's flammende Blicke ihr Blut entzündet haben?

Sie fühlt ihn wieder, wie er sich über sie hinbeugt, sie fühlt seinen Athem — und sie sträubte sich nicht — denn sie verlangte nach ihm. . . .

Und Er hat es gesehen — Konrad!! Wie schlecht muß er jetzt von ihr denken! Wie tief sie verachten —!

Ihr Gesicht verzerrt sich in bitterster Seelenqual.

Dann wirft sie wie im wildesten Trotz, der nach nichts mehr fragt, den Kopf zurück.

Was liegt daran! wenn sie todt ist, wird sich Niemand darum bekümmern, ob sie gut oder schlecht war, wer wird überhaupt nach einem solchen Nichts fragen, wie sie es gewesen!?

Und warum will sie auch nur einen Augenblick länger dies erbärmliche Dasein ertragen?

Einige Schritte von hier, in ihrem Schranke verwahrt sie ein Fläschchen mit Morphium, zehn Tropfen hat ihr der Arzt verordnet, sie wird es auf einmal leeren und Alles ist vorüber.

Sie will sich erheben, aber ihre Glieder sind von dem inneren Kampfe wie gelähmt, und sie bringt es nur zu einer händeringenden Geberde der Verzweiflung.

Ihr Stuhl schaukelt leise, und in plötzlicher Ermattung läßt sie sich wieder in denselben zurückfallen.

Ja, so hatte sie sich bisher immer einlullen lassen von Trägheit und Feigheit — wird es jetzt auch so sein?

Plötzlich zuckt sie zusammen, ihre Augen vergrößern sich, sie beugt sich vor und horcht.

Sie hat leise, vorsichtige Schritte vernommen und wie sie jetzt aus ihrem dunklen Winkel durch ein auf den Balkon gehendes Fenster in die erleuchtete Stube hineinblickt, sieht sie einen Schatten die Wände entlang gleiten.

Es ist Morre.

Ihr stockt das Blut.

So weit ist's gekommen! nächtllicherweise schleicht man sich zu ihr, wie zu einer Dirne — das ist das Ende von Allem. Die Schritte nähern sich der Thür — im nächsten Augenblick wird er an ihrer Seite sein.

Sie denkt nicht mehr und folgert nicht, in Wellen fluthet es ihr zum Herzen, ein Bittern überfällt sie, sie erwartet ihn wie ein Verurtheilter den Todesstreich.

Da zuckt ein rothflammender Blitz grade vor ihr hernieder, und Blitz und Schlag sind eins.

Das Haus erzittert in seinen Mauern, während sie in halber Bewußtlosigkeit in den Sessel zurücksinkt, mit geschlossenen Augen.

Aber gleich darauf reißt sie sie wieder auf, von dem Feuer-schein geblendet.

Der Blitz hat eingeschlagen und gezündet.

An der Straße unweit des Hauses steht eine Telegraphen-stange in Flammen.

Niemand denkt daran, sie zu löschen.

Herzueilende umringen einen Wagen, der eben die Straße heraufgekommen war und dicht bei der Stange Halt gemacht hat.

Sie rufen einander zu in Verwirrung und Schreck — da ist ein Unglück geschehen — der Blitz hat getödtet.

Sie springt empor.

Wille und Kraft ist ihr wiedergekehrt, zugleich mit der herzerstütternden Angst um ein Menschenleben.

Ohne Zagen betritt sie die Stube . . . sie ist leer.

Wie ein Dieb hatte sich Morre hineingeschlichen und wie ein solcher wieder davongemacht, als der Blitzschlag das Haus alarmirte. Er hatte die nicht entdeckt, die er suchte, denn auf dem Balkon, dem Unwetter preisgegeben, hatte er sie nicht einmal vermuthen können.

Sie dachte nicht weiter an ihn, sie stürzte gegen die Thür.

Sofie kam ihr entgegen.

„Gnädige Frau, erschrecken Sie nicht — sie bringen ihn — aber das Pferd ist todt.“

Sie hielt sich bei dem sinnlosen Berichte nicht auf; schon hatte sie die Thür nach dem Vorhause aufgestoßen und befand sich zwei Männern gegenüber, die einen dritten, den sie aus dem Wagen gehoben hatten, in ihren Armen hielten.

Es war Max Gebhart.

Einige Minuten später befindet er sich in sorgfältiger Lage-
rung auf Helenens Bette.

Er ist unverfehrt. Der vor ihm niederfahrende Blitzschlag, der das Pferd gestreift und getödtet, hatte ihn nur vorübergehend betäubt; sein Herz schlägt schwach, aber ruhig. Zu seinem Haupte brennt eine Lampe mit mattem Glas. Helene ist allein bei ihm, sie sitzt an dem Bette und blickt unverwandt in sein blaßes Gesicht, mit den bläulichen Schatten um die tief eingesunkenen, geschlossenen Augen. Es schien ihr das eines Sterbenden.

Sie hatte ihm mit Essig die Stirne gewaschen und die feuchten Tropfen hingen noch in seinen Haaren. Sie erhebt sich und sich über ihn beugend, wischt sie sie in leiser Berührung hinweg und streicht ihm das Haar aus der Stirne.

Da öffnete er die Augen und blickt voll in die ihrigen, die in Thränen stehen, voll inniger Sorge und unendlichem Mitleid.

Er hat ein seliges Lächeln.

„Jetzt möchte ich sterben“, flüstert er und erblickt noch tiefer, und ihr ist, als erlöse er vor ihren Augen.

„Nein, nein, nicht sterben“, ruft sie angstvoll bewegt und faßt ihn an den Schultern mit beiden Händen, „nicht sterben!“

Vor diesem hippokratischen Antlitz erscheint ihr der Tod, den sie gerufen und für sich begehrt hatte, in seiner ganzen Furchtbarkeit, und wie im Entsetzen über ihr eigenes, unabwendbares Schicksal schlägt sie die Hände vor ihr Gesicht: „Es ist schrecklich, zu sterben!“

„Nicht für den, Helene, der sich untergehen fühlt, bei dem sich das Leben langsam verzehrt.“

„Aber für den, der es selbst vernichtet, plötzlich erlöschen macht!“ ruft sie fast wild, und über das jähe Wort erschreckend, bricht sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Er starrt sie an — sie läßt den Kopf gegen das Bett sinken und schluchzt und schluchzt.

Der Leidenszug in seinem Gesicht gräbt sich noch tiefer, aber er verhält sich ruhig.

Er hat sie verstanden, er begreift ihre Verzweiflung, die sie zum Aeußersten treibt. — Er läßt sie weinen — sie soll sich ausweinen.

Aber in Gedanken nimmt er sie an sein Herz und all die hier aufgespeicherte Zärtlichkeit strömt über sie hin.

Sie sucht sich zu fassen und vermag es doch nicht.

Sie hebt den Kopf, von dem das gelöste Haar herabwallt, so daß es ihr blaßes Gesicht dunkel und lockig umrahmt, und blickt so magdalenenhaft, mit reuigen Augen zu ihm auf.

„Verzeihung, ich quäle Sie auch noch, ich bin so schlecht und erbärmlich.“

„Sie sind unglücklich, aber fassen Sie Muth, Helene.“

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Sie sind jung und gesund, da wirft man das Leben nicht hin, man kämpft weiter.“

„Wofür? Für mich ist Alles dahin“, sagte sie leise mit zuckenden Lippen.

„Weil Sie in Ihrer Ehe nicht glücklich sind?“

„Ist das wenig? — Meine Nerven sind zerrüttet, mein Herz verbittert — mein ganzes Leben ist zerstört und vernichtet.“

Er nickt und mit einem sanften, seelenvollen Ton, der ihr krankes Herz wunderbar berührte, sagte er ernst:

„Sie waren zu jung, zu unerfahren, zu wehrlos, als Sie den Bund schlossen, wo bei dem Manne Kraft und Tugend die Voraussetzung bilden, soll er zu einem sittlichen werden.“

„Sie haben sich an einen Schwächling vermählt und damit haben Sie selbst den Halt verloren.“

„Aber Sie werden ihn wiederfinden, Helene. Die Liebe zum Manne ist nicht das Einzige, das das Leben eines Weibes erfüllen soll, und nicht einmal das Höchste.“

Sie sieht ihn an und begegnet dem treuen und festen Blick eines Freundes und sie legt ihre Hand in die seine, die sich ihr hilfebereit entgegenstreckt.

„Was soll ich thun?“ fragte sie leise.

„Sie müssen fort.“

„Zu meinen Eltern?“

„Nein, versuchen Sie Selbstständigkeit zu erlangen, bieten Sie Ihre Kräfte an, wo man ihrer bedarf.“

„Wo wäre das?“

Er zögerte mit der Antwort, forschend blickte er sie an, fast traurig.

„Es ist ein harter und schwerer Dienst, den ich Ihnen in Vorschlag bringen möchte, Helene.“

Sie senkte demüthig den Kopf.

„Es kann nur ein solcher sein, ich weiß es wohl, ich besitze keine Kenntnisse, ich habe nichts gelernt, ich kann mich nur für die schwerste Arbeit verdingen.“

Er ergriff ihre Hand und hielt sie fest.

„Muth, Helene, werfen Sie dies müßige unnütze Leben entschlossen von sich, um ein neues zu beginnen. Es wird voll Mühsal und Selbstverleugnung sein, voll Sorge und Hingabe für Andere, aber die Güte, der Grundzug Ihres Wesens wird

um so herrlicher sich entfalten, Sie werden wieder fühlen, daß Sie ein Herz haben, das groß und muthig schlägt, Sie werden sich selbst wieder lieben, Helene, und das Leben wieder schön finden.“

Er hielt inne, um die tiefe Bewegung, die seine Stimme erzittern ließ, nieder zu kämpfen, dann zog er sie noch ein wenig näher an sich heran und leiser noch lösten sich die Worte von seinen Lippen. „Ich habe heute an Sie gedacht, als ich diesen Brief von Frau Dobukoff erhielt, lesen Sie ihn. Auf dem Kriegsschauplatz verlangt man helfende Hände. — Tausende von jungen Menschen erliegen den Wunden und Krankheiten, aus Mangel an Pflege. Gehen Sie nach Bulgarien. — Sie sprechen russisch. — Sie kennen Sofia Dobukoff. — Sie werden mit ihr und anderen muthigen Frauen in München zusammentreffen und die Reise gemeinsam machen. Sie können schon nach einigen Tagen als Schwester des rothen Kreuzes in Thätigkeit sein. Wollen Sie, Helene?“

Sie hatte aufgehört und jedes Wort von seinen Lippen genommen, während sanfte, erlösende Thränen langsam über ihre Wangen liefen.

Sie neigte sie sich über seine weiße, abgezehrte Hand, die noch immer die ihrige hielt, und küßte sie, küßte sie voll inbrünstiger Dankbarkeit, wie ein Unglücklicher die Hand seines Retters küßt, seines Erlösers.

Er hatte sie nicht zurückgezogen.

Der Ausdruck eines großen Glückes leuchtete in diesem bleichen Gesichte auf und verlieh ihm eine rührende, fast überirdische Schönheit.

Er nahm den warmen Druck dieser Lippen entgegen, wie eine letzte Seligkeit, die Lohn bot für Alles, was er im Leben entbehrt und gelitten hatte.

Zweites Buch.

I.

Schon waren in Bulgarien mehr als zwanzig blutige Schlachten geschlagen worden.

Der Krieg in diesem halbcivilisirten Lande gestaltete sich immer eigenartiger, unähnlich allen, die man bisher geführt, und die Kämpfe um Plewna waren so heiß und mörderisch, wie in keinem anderen europäischen Kriege vorher.

Plewna, die freundliche, friedliche Stadt, in die sich Osman Pascha mit seiner Armee von Helden geworfen hatte, war zu einem gewaltigen Bollwerk geworden, das uneinnehmbar schien.

Unter den Augen der angreifenden Russen selbst waren diese Verschanzungen entstanden, gegen welche die russischen und bulgarischen Jünglinge erbarmungslos getrieben wurden, um von dem Feuer der türkischen Batterien zu Tausenden dahingestreckt zu werden.

Die Schluchten von Griviza waren mit Leichen gefüllt, die grünen Hügel mit Blut getränkt: „Acht Hundert in zehn Minuten“, lautete ein Telegramm, das die Welt durchflog, um ihr die Wirkungen der neuen, verbesserten Waffen, der Peabody-, Martini- und Snider-Gewehre, mit denen die Türken zumeist bewaffnet waren, zu verkünden.

Darauf hatten sich die Russen nicht vorgesehen. Die Regierung hatte den Feldzug gegen die Türken in übermüthigem Selbstbewußtsein den Truppen als einen Spaziergang bezeichnet, der ihnen nur Siege und Beute beschereen würde; das goldene Horn sollte ihr Ziel sein, und nun belagerten sie Plewna seit fünf Monaten, ohne seinen Widerstand gebrochen zu haben. Rußland

war genöthigt, immer neue Verstärkungen heranzuziehen, da es aber keine strategisch angelegten Bahnen besaß und die Verkehrsverhältnisse Bulgariens die elementarsten waren, langten sie stets verspätet an.

So konnten sie nur nach und nach in die Aktion treten. Sie vermochten keinen entscheidenden Streich zu führen und mußten sich begnügen, die Gegner zu ermüden.

Aber Rußland hat viele Kinder, und es schien nicht, als ob es die Absicht hätte, dieselben zu schonen.

Auf dem Kriegsschauplatz wuchs indeß die Verwirrung von Tag zu Tag, und steigerte sich zu völliger Rathlosigkeit.

Die Konzentration einer großen Armee in einem armen, entblößten Lande, die ungeheure, sich immer steigende Anzahl der Kranken und Verwundeten brachten eine Summe von Elend mit sich, das schier nicht mehr ertragen werden konnte.

Es fehlte an Allem und die Lage der Soldaten war eine trostlose geworden, der der unbeholfene und unverlässliche Apparat der russischen Militärverwaltung ohnmächtig gegenüberstand.

Aber schon hatte sich die Privathilfe organisiert. Und wenn man jene mit der schweren Artillerie vergleichen konnte, so war diese die leichte Kavallerie zu nennen, die sich überall Bahn zu brechen wußte, und rechtzeitig am Platze war.

Sie besaß reichliche Mittel; die Intelligenz stellte sich ihr zur Verfügung, und sie arbeitete flink, in selbstloser, aufopfernder Weise.

Man ließ sie gewähren. Die Armeeverwaltung mußte nur zu gut, daß man nur durch die Mithilfe des rothen Kreuzes im Stande war, einem Zustande der Verzweiflung vorzubeugen, der Gefahren in sich schloß, die Alles in Frage stellen konnten.

Aber sie fühlte dunkel, daß damit eine neue Macht geschaffen war, die, ohne es zu wollen, in einen Gegensatz zu der Militärverwaltung selbst trat. — — —

Der Fall von Plewna schien nahe bevorzustehen.

Es war gelungen, Osman Pascha die Zufuhr abzuschneiden, und seine Verbindung mit dem Balkan war unterbrochen.

Hunger und Krankheiten wütheten in der Stadt und Osman Pascha vermochte sich nicht länger zu halten.

Der Telegraph vermittelte diese Nachricht der ganzen russisch-rumänischen Armee. Osman Pascha versuchte indeß noch einen letzten, verzweifelten Ausfall. Montag, den 10. Dezember 1877, um sieben Uhr früh, war er in aller Stille aufgebrochen.

Er hatte mit seinen Truppen die alte Brücke bei Wid übersezt und griff die nördlich-russische Position an, die am hohen linken Thalrande, in der Richtung von Gornji Retropolje aufgestellt war.

Der geniale Feldherr hatte den Punkt gut gewählt.

Es war der schwächste der Zernirungsarmee. Die Möglichkeit, hier durchzubrechen und den sie verfolgenden Russen zu entkommen, war da, aber ein Deserteur hatte den Plan an General Skobelev verrathen, der noch Zeit fand, seine Maßnahmen zu treffen.

Der Aufeinanderprall war furchtbar. Die Türken fochten wie Rasende, aber sie begegneten dem tapfersten Widerstand, und als die herbeieilenden Rumänen den Türken in die Flanke fielen, war ihr Schicksal entschieden.

Osman Pascha selbst war verwundet und gefangen genommen. Die Türken streckten die Waffen und ergaben sich auf Gnade und Ungnade.

Armes Plewna, die Vernichtung in jeder Gestalt hatte hier ihre Orgien gefeiert, und man athmete den Pesthauch der Verwesung.

Aber der Zar konnte als Sieger in Plewna einziehen, und er geruhte, in der von Hunger verseuchten Stadt seinen Lunch zu nehmen.

Von hier aus ließ er den heldenhaften Entschluß verkünden: „Der Krieg ist noch nicht zu Ende.“

Den nächsten Tag war er nach Petersburg abgereist.

Man begann die Opfer von Plewna zusammenzulesen, sie waren enorm.

Woher all die Hände nehmen, um die Einen zu begraben und die Anderen zu verbinden?

Es war unmöglich, dies zu bewältigen.

Die Todten verfaulten unbegraben und die Verwundeten wurden unsortirt und unverbunden, wie Kälber, auf die mit Büffel bespannten Wagen geworfen, um fortgebracht zu werden, fort, nur fort.

Plewna war ein einziges, großes Leichenfeld geworden, das seine mephitischen Dämpfe gen Himmel sandte.

Bulgareni, ein Dorf, etwa fünfundzwanzig Kilometer von Plewna entfernt, an der Straße nach Sistowa, war durch seine Lage bestimmt, der Hauptfortirungs-, Verbands- und Etappenplatz zu werden.

Es befand sich daselbst ein temporäres Kriegshospital, das zumeist die von den Türken verlassenen Häuschen für seine Zwecke in Anspruch nahm. Erst nachdem die ersten Schlachten vor Plewna geschlagen und die Kriegsfurie voll und ganz entfesselt war, hatte man es der Gesellschaft vom rothen Kreuze gestattet, hier zwei Baracken mit je hundertfünfzig Betten zu errichten, die nun mit den größten Geldopfern hergestellt worden waren.

In dieser Nacht war an die Hospital-Verwaltung die Weisung gelangt, daß die großen Transporte von Verwundeten sich vom Schlachtfelde aus in Bewegung gesetzt hätten.

Die Aerzte und Schwestern, sowie das gesammte Sanitätspersonal hatten sich erst spät und ermüdet zur Ruhe begeben und schon standen sie einer neuen, schier nicht zu bewältigenden Aufgabe gegenüber.

Es war ein kleines einstöckiges Haus, aus Fachwerk roh gefertigt, das die Gesellschaft vom rothen Kreuze gemiethet und für die Schwestern eingerichtet hatte.

Eine hölzerne Treppe führte aufwärts nach einer gedeckten Gallerie, die als eine Art Vorzimmer in Verwendung stand; dahinter lag ein großer, mit vier Fenstern versehener Raum, der den Schwestern als Wohn- und Schlafgemach diente.

Die primitivsten und luxuriösesten Gegenstände konnte man da beisammen finden, das Aermlichste, das hier heimisch war, zugleich mit dem Vornehmsten, das die Gönner des rothen Kreuzes gespendet hatten.

Der schmutzige, nicht gebielte Fußboden war mit einem dicken orientalischen Teppich bedeckt und ein solcher hing von der niederen Decke herab, das Gemach in zwei Hälften theilend. Farbenprächtige Polster aus Gselstaschen waren längs der Wände zu Sitzen gehäuft, zwischen rußigen Kesseln und kothigem Schuhwerk, seidenen Tüchern und zerrissenen Lappen, kostbaren Necessaires und thönernen Waschbecken, die die engsten Verbindungen eingegangen waren.

Auf einer umgestürzten, ungehobelten Kiste, welche als Tisch diente, befand sich ein herrlicher Samowar, der unter dem Lichte der Hängelampe silbern erglänzte. Der große Raum war mäßig erhellt; es war vier Uhr Morgens und das Thermometer in der Stube zeigte nur wenige Wärmegrade.

Hinter dem Teppich, auf dünnen Matragen gelagert, schliefen die Schwestern, während die geistliche Oberin, Schwester Maria vom Orden der Kreuzerhöhung, einen kleinen, durch einen Plaid noch besonders abgetheilten Raum für sich hatte.

Die Thür vom Vorzimmer her ging knarrend auf. Eine Aufwärterin kam fröstelnd und seufzend herein und rieb sich die Hände.

„Ach Gott, diese Kälte, und hier ist das Feuer ausgegangen.“

Sie begann in den kleinen eisernen Ofen frisches Holz einzulegen, das nicht brennen wollte.

Sie schimpfte und warf so lange getrockneten Kuhmist darauf, bis endlich eine Flamme emporzüngelte, dann ging sie hinaus.

Die herrschende Stille wurde jetzt durch ein heftiges Schneuzen unterbrochen. Es war das Alarmzeichen, das Schwester Wjetrotschka ertönen ließ, die der Gemeinschaft der barmherzigen Witwen angehörte.

Sofia Alexandrowna Dobukoff, die in diesem Hospital als Aertzin in Verwendung stand, war rasch emporgefahren.

Sie setzte sich aufrecht, und sich mit der Hand über die Stirne fahrend, begann sie sich zu ermuntern.

Wjerotschka ließ fort und fort ihre Signale erschallen und auch die übrigen Schwestern erhoben sich.

Nur Schwester Helene, die ihrer Freundin zunächst lag, rührte sich nicht.

Sie schlief fest, in übergroßer Ermattung, die sich in dem jungen Gesichte, das blaß und schmal geworden war, deutlich aussprach. Sofia schenkte ihr einen mitleidigen Blick, dann faßte sie sie an der Schulter, und ihr das wirre Haar aus der Stirne streichend, rief sie: „Steh' auf, Helene, wir müssen uns fertig machen, steh' auf.“

„Die Deutsche kann wieder nicht zu sich kommen“, brummte die barmherzige Witwe, die eine orthodoxe Russin war und eben, nach Osten gewendet, ein kurzes Gebet vollendet hatte.

„Schütteln Sie ihr nur recht viel kaltes Wasser ins Gesicht“, fügte sie hinzu, indem sie sich nach russischer Art bekreuzte. Sofia begnügte sich, sie stärker zu rütteln.

„Hörst Du, der Transport wird gleich da sein, es ist Zeit, auf, auf!“

Helene seufzte tief, streckte sich, seufzte wieder und wollte sich auf die andere Seite legen, aber Sofia hörte nicht auf sie zu rütteln.

„Laß — ja — ich komme schon“, hauchte Helene, dann mit einer gewaltsamen Anstrengung über sich selbst, erhob sie sich und langte nach ihren Kleidern. Taumelnd that sie einige Schritte, stolperte über die Matratze, fiel darauf und blieb liegen. Sie war sofort wieder eingeschlafen.

„Ein wahrer Mehlsack“, entschied Schwester Wjerotschka, die ihre Kutte bereits umgeworfen hatte und nun mit ihren plumpen Füßen über die Schlafende hinwegstieg. „Sie hat gar keinen Ehrgeiz.“

„Sie ist todtmüde“, entschuldigte Sofia, „sie konnte gestern Abend kein Glied mehr rühren.“

„O, wir auch nicht, wir Alle nicht.“

„Gewiß, aber der Dienst ist für sie noch neu und der Jammer greift ihr ans Herz.“

„Von Christus kommt uns die Kraft und er verleiht sie Denen, die zu ihm beten“, bemerkte Schwester Wjerotschka in ihrer verdrossenen Art, indem sie sich abermals bekreuzte.

Sofia antwortete nicht, sie stand bereits vor dem Waschtisch und begann ihre Toilette. Auch in den Tagen der anstrengendsten Arbeit fand sie die Zeit, sich sorgfältig zu reinigen. Sie bürstete ihre Hände und Nägel und kämmte aufmerksam das blonde, seidenweiche Haar, das sie jetzt kurz verschnitten trug. Sie zog ihr Kleid aus dunkler Wolle an, das stramm um ihren vollen Körper sich schmiegte, und am Arme, Allen erkenntlich, die weiße Binde mit dem rothen Kreuze zeigte. Als ein weiteres Abzeichen trug sie ein goldenes Kreuz an einem blauen Bande am Halse.

Sie sah in dieser ernsten Tracht schön und vornehm aus.

Jetzt trat die Oberin, Schwester Maria, aus ihrem Zelte hervor. Alle begrüßten sie.

In ihrer Tracht unterschied sie sich in nichts von den Anderen, aber sie imponirte durch ihre ruhige Würde. Sie war nicht jung und nicht hübsch, ihr Haar war früh ergraut und ihre Haut gelb und runzlich geworden, aber aus ihren grauen Augen sprachen hohe Klugheit und Welterfahrung, und der strenge Mund war meist durch ein lebenswürdiges Lächeln verschönt. Sie war von einigen Schwestern gefürchtet, von vielen geliebt, von allen geehrt.

Sie wendete sich Helene zu und kniete an ihrer Seite nieder. Sanft streichelte sie das blasser Gesicht, dann sagte sie ruhig, aber entschieden:

„Stehen Sie auf, Schwester Helene.“

Und Helene riß die müden Augen gewaltsam auf und erhob sich von ihrem Lager.

Es fröstelte sie; als sie aber das eiskalte Wasser über Gesicht und Nacken goß, fühlte sie sich merklich erfrischt.

Sofia Alexandrowna war zum Fenster getreten und sah nach dem Thermometer.

„Es hat zwölf Grad Kälte und die schlechten Wege . . . die armen Verwundeten!“ rief sie bekümmert.

„Gott stehe ihnen bei“, bemerkte die Oberin, „wir werden doch nur ein Viertel davon behalten können . . . sie müssen weiter nach Sistowa.“

„Dort soll bereits eine furchtbare Anhäufung von Kranken und Verwundeten sein.“

„Dann müssen sie über die Donau.“

„O, Schwester Maria, wie Viele werden da unterwegs zu Grunde gehen!“ rief Helene, sich der Oberin nähernd — „diese Transporte sind mörderisch!“

Die Oberin nickte: „Leider. Wir haben keine Eisenbahnen, um die Verwundeten zu befördern, wir befinden uns in einem wilden, unzivilisirten Lande.“

„In dem man mit den Waffen der Zivilisation kämpft, es ist entsetzlich!“

Die Oberin schüttelte lächelnd den Kopf, als könne sie diese Erregtheit nicht billigen. „Wir werden heute noch viel zu thun bekommen, Schwester Helene, es ist unsere Pflicht, kaltes Blut zu bewahren.“

Sofia trat auf sie zu und schloß die Freundin in ihre Arme.

„Muth, Helene, stähle Deine Nerven, wir müssen das Schlimmste ertragen lernen.“

Und sie drückte sie an sich und sah ihr mit einem so festen Blick in die Augen, als wolle sie in ihr die Heldin erwecken.

Es polterte über die hölzerne Treppe, zwei Schwestern traten herein. Sie schüttelten sich.

„Ah, die Kälte draußen, und hier ist es auch nicht warm, warum heizt Ihr nicht besser, wir erfrieren!“

Sie warfen sich, wie sie waren, in ihren Kutten und ohne die schweren Stiefel auszuziehen, auf die Matratzen und blieben da liegen. Zwanzig Stunden waren sie ununterbrochen auf ihrem Posten geblieben und hatten die schwerste Arbeit geleistet.

Die Oberin hatte sich mit dem Samowar beschäftigt. Die Schülerin Petrowna Nikolajewna, ein junges, adeliges Fräulein, deren Begeisterung nur durch ihre Ungeschicklichkeit übertroffen wurde, stellte die Tassen zurecht.

In ihrem Eifer, Gutes zu thun und sich möglichst nützlich zu machen, gab sie sich übergeschäftig. Bei Allem wollte sie dabei sein, und stand überall nur im Wege.

Sie hatte soeben eine Tasse herabgesetzt, die unglücklicherweise auf den Wasserkrug aufgefallen war, den sie — zufällig — hier stehen gelassen hatte.

Erschreckt bückte sie sich nach derselben, wobei sie den Krug umstieß, der — welch ein Pech — noch ziemlich gefüllt war. Wie gut, daß der dicke Teppich das Wasser so völlig aufzog; auch die Tasse zeigte nur einen Sprung.

Sie erhob sich aus ihrer gebückten Stellung mit einem pfliffigen Lächeln.

„Ein Sprung, der kann schon früher dagewesen sein“, dachte sie.

Schon lange brodelte das Wasser, sie schenkte den Thee ein, aber da sie sich sofort die Finger verbrannte, mußte sie alles übrige Helene überlassen, und die Schwestern konnten somit, ohne weitere Unglücksfälle, ihr Frühstück einnehmen.

Da wurde Beitschengeknall und laute Rufe vernehmlich.

Männer mit Fackeln, deren flackerndes Licht an der Zimmerdecke ersichtlich ward, rannten die Straße auf und nieder.

„Sie kommen!“ hieß es.

Die Oberin trat an das Fenster und öffnete, um hinaus zu sehen.

Da ward die Thüre aufgerissen und eine kleine, mädchenhafte Gestalt wankte, taumelnd vor Erschöpfung, herein.

„Geht — helft — Wagen an Wagen — fast Alle unbunden — wir haben sie nur so aufgeladen —“

Ihre Stimme war rau und heiser, sie klang kaum menschlich.

„Tania!“ rief Sofia, „Du hast den Transport begleitet?“

Tania war in einen Sessel gesunken.

„Thee!“ rief sie mit trockenen, schier verdurstenden Lippen, „ich sterbe!“ Sie lehnte sich in den Sessel zurück und schloß die Augen.

Dieses kleine überzarte Wesen war Tania Michailowna, eine

Studentin der Medizin aus Petersburg. Sie hatte ein schmales, brünettes Gesichtchen mit scharf und kühn gezeichneten Brauen. Die etwas aufgestülpte Nase, die vorstehenden Backenknochen gaben ihr ein echt slawisches Gepräge. Sie wurde schön, sobald sie die Augen aufschlug.

Jetzt hielt sie sie noch immer geschlossen und das rabenschwarze Haar, das kurz geschnitten in dicken Büscheln ihr in die Stirne fiel, ließ sie unheimlich blaß erscheinen: sie glich einer Sterbenden.

Helene hatte sie angstvoll umschlungen, während Sofia ihr eine Tasse Thee zum Munde führte.

Sie schlürfte ihn gierig, obgleich sie den Mund kaum öffnete.

Die Schwestern durften nicht länger bei ihr verbleiben und so war Petrowna Nikolajewna, die indeß die ganze Apotheke in Unordnung gebracht hatte, um stärkende Tropfen zu finden und sie doch nicht fand, angewiesen, sich weiter um sie zu bekümmern.

„Aber Sie dürfen ihr kein Medikament eingeben“, lautete die strenge Verordnung der Oberin.

Eine kleine Vergiftung war bei Petrownas Herzensgüte und Hilfsbereitschaft durchaus nicht ausgeschlossen.

Noch glänzten die Sterne am Himmel, als die Schwestern vor's Haus traten, und der volle Mond neigte sich gegen das Kuppeldach der kleinen Moschee, die sammt dem schlanken Minaret sich dunkel abhob von dem klaren, sternhellen Himmel. Die Luft war kalt, von den Bergen wehte es scharf herüber.

Die Schwestern achteten nicht darauf, aber sie verspürten die belebende Wirkung.

Die Straße war angefüllt mit schreienden Menschen, die den Sortirungsbaracken entgegeneilten; die Schwestern schlossen sich ihnen an.

Auf der Landstraße sah man eine ganze Kolonne von Wagen herankommen.

Zumeist Telegas, das landesübliche Fuhrwerk, das man, da die Sanitätswagen nicht im Entferntesten ausreichten, von den Einwohnern entlehnte.

Aber auch die Telegas wurden zu wenig und man mußte zu schwerem Fuhrwerk seine Zuflucht nehmen.

Die Wagen hatten die fünfundzwanzig Werst rasch zurückgelegt. Sie polterten über die gefrorenen, ausgefahrenen Geleise dahin, unter dem Geschrei und Gestöhne der Verwundeten, die *pêle mêle*, wie man sie vom Schlachtfelde aufgelesen hatte, darin zusammengeworfen lagen.

Jeder Stoß brachte ihnen die entsetzlichsten Qualen, und sich gegenseitig bedrängend, war Einer von dem Blute des Anderen besudelt.

Die Wagen fuhren an die Zelte des Kriegshospitals heran und an die Sortirungsbaracken der Ambulanz des rothen Kreuzes, eine doppelreihige Queue bildend.

Der Platz vor der Baracke war mit Fackeln erleuchtet, und als die Schwestern ankamen, fanden sie die Aerzte und Feldscherer und das gesammte Unterpersonal um die zuerst Angelangten versammelt.

Die Diener hoben die Verwundeten von den Wagen, um sie auf die bereitgestellten Bahren zu legen und zur Sortirung zu bringen. Einige waren bereits gestorben, Andere hauchten unter den sie aufnehmenden Händen den letzten Seufzer aus.

Man warf sie bei Seite, ohne sie genauer zu untersuchen.

Wahrhaftig, man hatte genug und übergenuß mit Denen zu thun, die man noch retten konnte.

Es fehlte an Bahren und Trägern. Die Sortirungsbaracke war überfüllt und man legte die Verwundeten einstweilen herum auf den kalten, gefrorenen Boden.

Schon hieß es, daß die Mehrzahl wieder eingeladen werden müsse, um nach Siftowa weiterzufahren.

Da erhob sich lautes Geschrei, Weinen und Flehen. Sie könnten nicht weiter, sie könnten nicht! Da möge man sie lieber umbringen, als ihre Leiden verlängern.

Und Alle wimmerten und flehten um Wasser, weil sie ver-
schmachteten.

Die Labemittel waren zur Stelle, und die Schwestern eilten

von Einem zum Anderen, um sie mit Thee und Wein zu erquicken.

Und sie begaben sich in die Wagen, zu den Erschöpften, oft gräßlich Verstümmelten, die einen entsetzlichen Geruch verbreiteten, um ihre verburchenden, fieberheißen Lippen zu kühlen.

* * *

In dem Sortirungs- und Verbandsraum, der von Lampen genügend erhellt war, arbeiteten indeß die Aerzte und Feldscherer unter Aufbietung all' ihrer Kräfte; galt es doch rasch zu sein bei dieser Musterung.

Nach dem Grade ihrer Verwundung wurden die Verwundeten mit Zetteln versehen, worauf die Nummer und, wo möglich, auch der Name vermerkt wurde.

Die Schwerverwundeten waren die rothen, gelb und weiß die der mittleren Kategorien, blau die Leichtverwundeten.

Die Rothen schickte man in das Spital, die Gelben wurden an Ort und Stelle verbunden, damit sie nach kurzer Etappe den Weitertransport ertragen könnten, die Blauen wurden gespeist, dann sollten sie sehen, daß sie weiterkämen; wie, das war unter den herrschenden Umständen ihre Sache.

Alle hatten unter dem eiligen Transport unsagbar gelitten und die jungen bärtigen Gesichter sahen völlig leichenhaft aus.

Einige waren so gänzlich erschöpft, daß sie selbst zum Sterben zu schwach schienen; Andere blickten, um ihr Loos besorgt, mit bangen, fragenden Augen die Aerzte an.

„Schickt uns nicht fort!“ stammelten sie und versuchten, ihre Hände zu heben, „habt Erbarmen, laßt uns hier!“

Einige Operationen sollten sofort ausgeführt werden, aber man konnte sich nur im äußersten Nothfall dazu bequemen.

Sofia arbeitete an der Seite der Männer mit festen Augen und sicheren Händen, eine bewundernswerthe Ruhe bewahrend.

Ein junger Arzt, Fjodor Iwanowitsch Stachow, dem die blonde Stirnlocke, die er der Scheere nicht überantworten wollte, immer wieder in die Stirne fiel, so oft er sie auch mit einer

energischen Bewegung des Kopfes zurückwarf, sah höchst ungeduldig aus.

Er suchte nach interessanten Fällen, und die Burschen, die ihm unter die Hände kamen, entsprachen nicht seinen Erwartungen.

„Da haben wir was Schönes“, brummte er, „die Kerle sind halb verhungert, das hat sie so heruntergebracht, nicht die paar Tropfen Blut, die sie verloren haben. . . . Was sind denn das für Verwundungen — gemeine Schußfrakturen — die allergeringsten — — Gipsarbeit, nichts anderes!“

„Bitte, Schwesterchen“, wendete er sich an Sofia, die eben dabei war, einen Gipsverband anzulegen, „wenn Ihnen eine Brustwunde unterkommt oder sonst was Besonderes, Elegantes, denken Sie an mich, schenken Sie mir das zu. Wenn ich schon diese gräßliche Plage auf mich nehme, dann möchte ich doch was davon haben.“

Das fahle Licht des Tages drang durch die Fenster und die Temperatur sank noch tiefer herab. Auch in der Sortirungsbaracke war es empfindlich kalt geworden; aber die Aerzte hatten die Röcke abgeworfen und arbeiteten wie im Fieber.

Der Belegraum des Hospitals war längst überfüllt, man legte die Verwundeten zwischen die Betten auf den Boden, man suchte sie in den Häusern des Dorfes unterzubringen, man hatte Zelte für sie errichtet, aber es fehlte an Stroh, sie zu lagern. Vergebens bot man einen halben Imperial für ein Bund Stroh, es war keines mehr aufzutreiben.

Und da lagen die Unverbundenen gehäuft und immer noch neuer Zuzug . . . Es war zum Verzweifeln.

Unserem armen Fedor Iwanowitsch klebte die blonde Locke jetzt an der Stirne fest, seine Beine zitterten, er vermochte sich kaum mehr auf den Füßen zu halten, aber seine Hände arbeiteten mechanisch immer noch weiter.

„Seid Ihr von Sinnen?“ schrie er die Träger an, „seht Ihr denn nicht, ich kann nicht mehr, ich kann nicht, und da bringt Ihr mir auch noch die Halbverreckten — der Kerl ist ja schon todt — fort mit ihm — fort!“

Als nun aber der Jüngling die Augen zu ihm aufschlug, mit einem unsäglich traurigen Blick, mit jener stummen Resignation des gänzlich Verlassenen, da überwog die Regung des Mitleids.

„Her mit ihm, hol ihn der Teufel“, und er riß ihm das Hemd auf.

„Eine Brustwunde — mitten durch die Lunge!“ rief er und in seinen erschöpften Zügen malte sich Befriedigung.

„Kleine Wundöffnung — grader Kanal — geringe Zerstörung — ein Schuß wie ein Stich — und dabei durch und durch. Das ist das neue Gewehr, — ich kenne das“, dann dem Verwundeten zulächelnd: „Beruhige Dich, mein Sohn, Du bleibst in meiner Behandlung. Wir wollen miteinander den Beweis liefern, daß man mit einer durchschossenen Lunge noch leben kann.“

* * *

Die Sonne war roth aufgegangen und verschwand wieder in einem immer dichter werdenden Nebel.

Die Unordnung und Verwirrung in Bulgareni aber hatten mit der Nacht keineswegs ihr Ende gefunden. Sie schienen ihren Höhepunkt zu erreichen, als am Morgen Tausende von Maroden und Leichtverwundeten, die sich zu Fuß auf den Weg gemacht hatten, zu Gruppen gesellt, nacheinander hier eintrafen.

Die Mehrzahl befand sich in einem desolaten Zustande; die Schuhe waren zerrissen, die Monturen hingen in Fetzen von ihnen herab, Gesicht und Hände waren blutig und von Pulver geschwärzt, und sie schrieten vor Hunger und Kälte und verlangten zu essen.

Das Kriegshospital vertheilte sein letztes Brot unter sie und schickte sie weiter nach Siftowa, da es in Bulgareni für sie kein Obdach mehr gab und in der Küche des Kriegshospitals auch kein Essen. Aber die Kranken und Erschöpften fielen um und blieben auf der Straße liegen; mochten sie doch erfrieren, dann waren ihre Leiden zu Ende! Diejenigen dagegen, die noch am

Leben hingen, gingen aus, ihren Hunger zu stillen. Und sie schlichen sich bettelnd in die Hütten des Dorfes, und kamen in die Küche des rothen Kreuzes, deren Vorräthe noch nicht gänzlich erschöpft waren. Alle Ordnung und Disziplin war aufgelöst und es war unmöglich, die Leute zusammenzuhalten. Die Aufsichtsorgane vermochten dem Dringendsten nicht zu genügen, und die fertig gestellten Transporte warteten vergebens auf ihre Abfertigung.

Als gegen neun Uhr ein neuerlicher Transport von Verwundeten anlangte, verloren Alle den Kopf, und die Lage war eine trostlose und verzweifelte geworden.

Von Sortirung und Hilfeleistung konnte jetzt keine Rede mehr sein. Ohne Erbarmen mußte man selbst die Schwerverwundeten weiter schicken. Die Schwestern, ihre Oberin an der Spitze, hatten ihr Möglichstes gethan, um den immer steigenden Forderungen gerecht zu werden.

Die Abgelösten traten abermals in Aktion und auch Tania war, nachdem sie zwei Stunden geschlafen hatte, wieder herabgekommen.

Helene hatte ihren Dienst unermüdlich versehen.

Inmitten des sie umgebenden Jammers hatte sie Ruhe und Festigkeit erlangt.

Sie war über sich selbst hinausgehoben und jede Weichlichkeit war geschwunden, in jener großen Hingebung an Andere.

Das war nicht mehr die sensible Dame, deren Nerven so empfindlich waren, daß sie gewisse Gerüche und Parfüms nicht vertragen konnte, und zusammenschreckte, wenn ein Gegenstand zu Boden fiel, oder ein Mädchen mit den Tellern klapperte.

Alle ihre Sinne waren tapfer geworden, wie ihre Hände.

Und sie trat zu Denen, die in Schmerzen sich wanden, deren blutige, zerrissene Gliedmaßen durch die zerfetzte Kleidung hervorragten, und sie hüllte die vor Kälte Zitternden in die Mäntel, die sie den Todten abgenommen, und scheute nicht vor dem Anblick der Verstümmelten zurück, die, mit zerschmetterten Kiefern, nicht reden konnten, und nur mit den Augen um Linderung flehten. Und sie versuchte es, sie ihnen einzulösen, trotz des

schaumigen Blutes, das sie ihr entgegenstießen, und trotz ihres verpesteten Odors. Und mit ihrem schönen, blassen und sanften Gesichte erschien sie Denen, über die sie sich neigte, wie ein Engel des Himmels, und war doch so ein erbärmlich schwaches Geschöpf, das nur mühsam von Einem zum Anderen wankte.

Da, hinter der Scheune leerten die Diener den Urnath aus, die Bütteln mit Blut und Wasser, die abgenommenen Glieder und Abfälle menschlichen Fleisches, und auch die Todten warfen sie einstweilen dahin.

Helene glaubte ein Wimmern von dort zu vernehmen, sie wendete sich gegen die Scheune, aber plötzlich, vom Schwindel erfaßt, lehnte sie sich an die Wand und blieb unbeweglich mit herabhängenden Armen stehen. Das Wimmern ertönte noch kläglich. Sie machte eine Anstrengung, sich loszulösen, glitt die Wand herab und blieb zusammengekauert am Boden sitzen.

Da fing sie zu weinen an und weinte und weinte über ihre Ohnmacht, weil sie nicht mehr konnte . . . nicht konnte.

Tania trat zu ihr und versuchte ihre Willenskraft zu beleben. „Muth“, sagte sie, „Muth“, aber sie fiel neben ihr hin und weinte wie sie.

Auch sie war am Ende ihrer Kraft, es ging nicht mehr.

II.

Alle Spitäler in der Nähe des Kriegsschauplatzes waren bald überfüllt und ihre Evakuierung dringend geboten. Aus den Militär-Hospitälern mußten selbst Schwerverwundete weiter bis Frateschi und Jassy transportirt werden, da das beständige Zufließen neuer Kranker und Verwundeter dazu zwang.

Das Baracken-Hospital des rothen Kreuzes in Bulgareni aber suchte, so weit es anging, seine Verwundeten zu behalten und in Behandlung zu nehmen.

Wir finden sie da verbunden und gut gebettet, mit Speise und Trank versehen. Nach all den Strapazen und dem hundert-

fältigen Glend, das sie erduldet hatten, war über diese armen Jungen ein wohliges Gefühl des Geborgenseins gekommen, das sie selbst ihre Schmerzen geduldig ertragen ließ.

Ja, es gab Viele unter ihnen, die meinten, so gut und behaglich hätten sie's ihr Lebtag nicht gehabt.

Sie hatten niemals vorher in einem Bette geschlafen, niemals gezuckerten Thee getrunken, und niemals hatte sich Jemand darum bekümmert, ob ihnen 'was weh that.

Und nun genossen sie noch nie erlebte Begünstigungen; die weißen, weichen Hände der Schwestern waren unablässig um sie bemüht, und ein Klage laut, ein Wink ihrer Augen genügte, um deren Besorgniß wach zu rufen und sie ihnen dienstbar zu machen. Das war Alles so ungewohnt und so wunderbar.

Manche allerdings wollten sich anfänglich nicht gerne den Frauen überlassen und zeigten sich mürrisch, aber der Ernst und die Sanftmuth der Schwestern überwand diesen Widerwillen, und Schwäche und Bedürftigkeit machten sie Alle zu Kindern. Die rohesten Burschen waren zahm geworden und fromm.

Und Alle blickten ebenso verwundert als ehrfürchtig nach diesen Frauen, die in ihrer Jugend und Wohlgestalt von Lager zu Lager gingen, einzig mit ihrer Pflege beschäftigt, nur bemüht, ihre Wünsche zu errathen und ihre Leiden zu lindern.

Das konnten gar keine Weiber sein, meinten sie, das waren Heilige, das waren Engel.

Helene galt ihnen als die Schönste und Geheimnißvollste, sie erschien so fremdartig, sogar in ihrer Sprache.

Am liebsten aber hatten sie Tania. Die verstand sie in Allem und konnte so gut und dreist mit ihnen reden und scherzen.

Nie machte sie die Angeberin, und alle die Späzchen und Neckereien, mit denen sich die Kranken, sobald sie etwas besser waren, zu erlustigen pflegten, übersah sie nachsichtsvoll oder sie lachte mit. Sie erkundigte sich nach ihren Angehörigen, sprach mit ihnen von ihren Müttern und Schwestern, sogar von ihren Mädchen. Aber für die, die Weib und Kinder hatten, die da-

heim in Sorgen lebten, that sie das Beste, indem sie sich erbötig zeigte, an sie zu schreiben.

Sie las den Soldaten die Briefe vor, ehe sie sie der Post übergab, und da stand zu ihrer Verwunderung Alles genau darin, wie sie vor Plewna gekämpft und was sie gelitten hatten, wo sie jetzt seien, und daß sie Hoffnung hätten, in Kürze aus dem Spital herauszukommen. Und weiter erfuhr man daraus, wie sehnüchlich sie ihrer Lieben daheim gedachten und daß sie sie mit der Seele grüßen, in der Hoffnung, recht bald in aller Leiblichkeit vor ihnen zu stehen.

Die Burschen weinten dann vor Freude, weil das Alles so gar schön und rührend war, bestimmt, die Ihrigen zu trösten und zu beruhigen. Sie malten sich's aus, wie der Pope den Brief den Weibern vorlesen und diese die Nachrichten im Dorfe herumtragen und sich darüber ausschwägen würden nach Herzenslust. Und sie küßten die Briefe und die Hände des guten Fräuleins, wie sie Tania zum Unterschied von den übrigen Schwestern nannten. Aber sie war nicht nur gut, auch tapfer war sie. Diese kleine Person schien jeder Anstrengung gewachsen zu sein, und ihre Ruhe und Zuversicht wirkte auf Alle ermutigend und belebend.

Mancher Bursche, der sich vor der Amputation fürchtete, wollte nur dann seine Zustimmung geben, wenn das „gute Fräulein“ an seiner Seite blieb.

Sie sagte immer zu und hielt getreulich aus.

Sie konnte Blut sehen; es war oft, als wolle sie sich mit den schrecklichsten Dingen vertraut machen, um zu lernen, ihre Kaltblütigkeit zu bewahren und ihre Nerven in Ordnung zu halten.

Von sich sprach sie nie. Weder ihre Kranken, noch ihre Vorgesetzten hatten eine Ahnung von ihrem inneren Wesen.

Mit ihrem schwächlichen, fast kindischen Aeußeren, ihrem silberhellen Lachen erschien sie durchaus harmlos; aber aus ihren dunklen Augen sprach oft ein tiefes Weh, und die Falte, die sich zwischen den starken Brauen gebildet hatte, deutete auf harte, noch nicht überwundene Kämpfe. . . .

Tania Michailowna hatte in Petersburg studirt. Ganz schüchtern hatte sie sich in ihren Professor verliebt, kaum, daß sie sich's selbst gestand. Aber bald brach wie ein Sonnenstrahl in ihr junges Leben die Gewißheit, daß auch er sie lieb hatte.

Eugen Wassili Kolomin war jung, wohlgebildet und von seltenen Geistesgaben. Voll Feuer den neuen Ideen zugethan, hatte er sich der Bewegung angeschlossen, und sich zugeschworen, mitzuhelfen, um Volk und Vaterland zu befreien. Seine Absicht, die Geliebte seiner Gedankenwelt und seinen idealen Bestrebungen näher zu bringen, verließ ihren Zusammenkünften etwas Poetisches und Zartes, das sie Beide erhob.

Es war eine schöne, glückliche Zeit gewesen, wo sie zusammen-saßen, Schulter an Schulter geschmiegt, miteinander den Roman Tschernischewsky's lesend. Dieser war das Evangelium der gesammten russischen Jugend geworden, er hatte auch sie begeistert und ihnen eine neue Welt enthüllt, mit neuen Wahrheiten und neuen Menschen.

Sie selbst zählten zu diesen. Auch sie hatten sich in freier Neigung verbunden, im Gefühl ihrer innerlichen Zusammengehörigkeit, ohne nach etwas Anderem zu fragen.

Sie waren zusammengezogen und lebten in ehelicher Gemeinschaft. In ihren Herzen entfaltete sich Blüthe und Duft der ersten Liebe — um sie herum wüthete immer erbarmungsloser der weiße Schrecken.

Er zwang den Enthusiasten, die für die politische Freiheit kämpften, die gleiche Kampfweise auf.

Bei Michael Karzow, Nataliens Vater, pflegten die Propagandisten heimlich zusammenzukommen.

Karzow war ein Mann von Ansehen, in hoher gesellschaftlicher Stellung, und obgleich er seit Jahren in der Bewegung stand, war dies doch nicht offenkundig geworden, und man mochte sich in seinem Hause immerhin sicher fühlen. Es war an einem Sommerabend, als Eugen seinen Hut nahm, um sich dahin zu begeben.

Lachend küßte er seine Frau wiederholt zum Abschied, und

sie schlang ihre Arme um seinen Hals, und sah ihm voll übermüthigen Glückes in die Augen.

Er ging . . . noch vom Fenster aus winkte sie ihm zu — sie sollte ihn nicht mehr wiedersehen.

Die Polizei war nächtllicherweise bei Karzow eingedrungen und hatte sämmtliche Anwesende verhaftet. Dodukoff's Geliebte, die jugendliche Natalie Michailowna theilte, als der Mitschuld verdächtig, das Schicksal der Anderen. Tania erfuhr es am nächsten Morgen.

Michael Karzow und seine Genossen waren in die Peter Pauls-Festung gebracht worden, wo sie für die Zeit ihrer Untersuchung eingeschlossen blieben — noch nicht verurtheilt und doch schon als die schlimmsten Verbrecher behandelt.

In diesem fürchterlichen Gefängniß, der Bastille Rußlands, blieben sie von der Außenwelt vollständig abgesperrt. Keine Kunde drang aus diesen gewaltigen Mauern heraus, kein Schrei der Verzweiflung. Sie durften Niemanden sehen, und Briefe gelangten nur selten zu ihnen, da man chiffirte Mittheilungen fürchtete.

Sie selbst bekamen weder Bücher, noch Schreibmaterial, aber sie hätten auch gar nicht versucht, an ihre Freunde zu schreiben; genügte es doch, mit ihnen in Verbindung zu stehen, um verdächtig und ohne Anklage, ohne Gerichtshof und Urtheil auf administrativem Wege nach Sibirien verbannt zu werden.

Tania vermochte das Gräßliche nicht zu fassen. Sie war halb wahnsinnig, und ihre Freunde fürchteten mit Recht, daß sie in der Exaltation des Schmerzes und im Gefühl ihrer gänzlichen Ohnmacht ihrem Leben ein Ende machen würde.

Sie suchten sie daher nach Möglichkeit zu beruhigen und Hoffnungen in ihr zu erwecken, die sie selbst keineswegs theilten.

Sie wußten nur zu gut, daß jeder Gebildete, der in Rußland der Polizei in die Hände fiel, ob unschuldig oder nicht, so gut wie verloren war, ihr aber suchten sie einzureden, daß die Untersuchung kaum ein belastendes Material für Eugen ergeben werde, und die Gerichte ihn daher freisprechen würden. Aber

sie müsse sich ruhig verhalten, sonst würde sie Alles verderben. Und das arme Weib suchte ihren Schmerz zu bezwingen und im Hinblick auf Nataliens Muth den ihrigen aufzurichten.

Natalie saß in dem Untersuchungsgefängnisse, der sogenannten Lithauerfeste. Ihr war es gelungen, einige Zeilen verstohlenerweise an Tania gelangen zu lassen. Man erfuhr daraus, daß sie fast immer in Einzelhaft gehalten und strengen und erschöpfenden Verhören unterzogen wurde.

Man hoffte von ihr die Beweise der Schuld gegen die Angeklagten zu erhalten und versuchte ihr darauf bezügliche Mittheilungen zu erpressen; ja, man versprach ihr die Freiheit, um den Preis des Verrathes. Tania wußte, Natalie würde schweigen.

Fast ein Jahr war vergangen.

Lazar Dobukoff, voll Sorge und Unruhe um das Schicksal seiner jungen Braut Natalie, war damals nach Petersburg gekommen, und hatte das Leben eines Illegalen wieder aufgenommen.

Er besuchte Tania, und, selbst ein Untröstlicher, suchte er sie zu trösten.

Es hieß, der Prozeß sei nahe bevorstehend, und sie warteten in heißer Ungeduld auf die Aufnahme desselben.

Von mehr als tausend Menschen, die in den letzten zwei Jahren wegen vermeintlicher Betheiligung an der revolutionären Propaganda verhaftet worden waren, wagte man einstweilen nur einhundertunddreiundneunzig vor Gericht zu stellen. Narzow und Kolomin waren darunter.

Der Monstreprozeß der Hundertunddreiundneunzig begann und hielt ganz Rußland in Spannung.

Die Verhandlungen ergaben, daß der größte Theil der Angeklagten gerechter Weise nicht verurtheilt werden konnte, und der Senat selbst suchte in der Form eines Gnadengesuches ihre Freisprechung zu erwirken. Aber Alexander II. annullirte dieses Gesuch und der Prozeß wurde vertagt, bis ein hinlänglich belastendes Material zusammengefunden werden konnte.

Tania, die während der Verhandlungen vor Angst und Auf-

regung fast verging, riß dieser Akt brutaler Gewalt aus ihren Schmerzen empor.

Die Empörung trieb ihr das Blut rascher durch die Adern und ließ sie gesunden. Die Zeit der Wiederaufnahme des Prozesses war nicht vorherzusehen, sie wollte daher nicht länger in Unthätigkeit verharren und einem nutzlosen Grame sich hingeben; sie wollte arbeiten, handeln, der Sache, für die ihr Gatte so grausam duldete und litt, mit Leib und Seele sich weihen.

Aber sie mußte aus Petersburg fort, hier erstickte sie.

Der orientalische Krieg war ausgebrochen. Viele ihrer Kollegen folgten dem Rufe als Aerzte, auch Dobukoff wollte hinab, und rieth ihr, ein Gleiches zu thun.

Sie hatte noch keine Prüfungen gemacht, aber sie konnte als Pflegerin eintreten und meldete sich dafür.

Indeß hatte sich in dem Schicksal Nataliens eine unerwartete Veränderung vollzogen, die Lazar Dobukoff von seinem Vorhaben abbrachte und ihn mit neuen Hoffnungen erfüllte.

Natalie wurde nach einjähriger Untersuchungshaft, die ihre Gesundheit arg erschüttert hatte, provisorisch frei gelassen und gegen Kaution ihres Oheims in die Krim geschickt, wo derselbe liegende Güter besaß. Dort sollte sie internirt werden und unter polizeilicher Aufsicht bleiben, bis ihr Prozeß, der besonders geführt wurde, ihre Anwesenheit in Petersburg nöthig machte.

Alle erkannten nach dieser Maßregel, daß dieser selbst auf ungemessene Zeit hinausgeschoben sei, aber Dobukoff gründete darauf seinen Plan. Er begab sich in die Krim, mit dem festen tollkühnen Entschluß, die Geliebte zu befreien.

* * *

Durch die Oberlichtfenster des großen Krankensaales, der hundert Betten faßte, schien die Sonne eines klaren Wintermorgens und beleuchtete die Morgentoilette der Verwundeten.

Der Saal war ausgekehrt, die Betten gemacht, weiß glänzte das Binnen und Alles war sauber und rein.

Die Mehrzahl der Kranken war gereinigt und frisch ver-

bunden. Sie lagen ruhig und wohlgebettet, und nur selten war ein Aechzen vernehmbar.

Einige der Kranken waren so weit, daß sie sich im Bette aufsetzen und sich waschen und kämmen konnten, aber sie besannen sich lange und bekreuzten sich wiederholt, ehe sie die Hände ins Wasser steckten.

Auch das Hemd zu wechseln, schien ihnen nicht angenehm, aber ein unzufriedener Blick der Schwestern machte sie fügsam.

Ein Trupp englischer Ladies war angekommen.

In aufdringlicher Wichtigmacherei wollten sie die Baracken-
hospitäler des rothen Kreuzes besuchen und die Soldaten beschenken.

Die Oberin hatte sie nicht vorgelassen, aber sie schickten Blumen und kleine Farbendruckbildchen mit Bibelsprüchen versehen in alle Säle, und Gräfin Petrowna war es nun, die sich darüber herstürzte und alle Verwundeten damit theilte.

Diese freuten sich wie die Kinder und spielten damit wie solche, und die warmherzige Theilnahme, die ihnen von Außen kam, erweckte ihre Zuversicht und neue Hoffnungen für die Zukunft.

Dieser schwarzbärtige Kosake da, dem das Bein über dem Knie abgenommen war, lachte, als ihm Petrowna ein Weizensträußlein überreichte, und als sie ihn so von der Seite mit-
leidig ansah, schüttelte er seinen großen hübschen Kopf und meinte, wie um sie zu trösten:

„Es steht nicht so schlimm, Schwesterchen, ich will mir schon noch durchhelfen durchs Leben. Unsere Bauern sind gut und neugierig sind sie auch. Komm ich nach Haus, will ich ein Wirthshaus eröffnen, dann werden sie zu mir kommen, um meinen Schnaps zu trinken, meine Lieder zu hören und meinen Weinstummel zu sehen“, er klopfte auf seine Schiene, als liebevolle einen Freund.

Petrowna Nikolajewna konnte an diesem Vormittag gar nicht fertig werden. Sie trippelte und zappelte hin und her, lehnte sich an alle Betten, zupfte und schob die Polster zurecht, damit die Liegenden die Bildchen besser sehen konnten und las ihnen

die Sprüchlein vor, Alles aus gutem Herzen, bis sämmtlichen Kranken die Köpfe wirbelten.

Als aber die Stunde der ärztlichen Visite gekommen war, während welcher jedes Lachen und Geschwätze und Hin- und Hergehen streng untersagt war, wurde Petrowna Nikolajewna vorsorglich entfernt. Die Oberin, die heute die in den Hütten vertheilten Kranken besuchen wollte, nahm Petrowna mit, um sie auf diese Weise unschädlich zu machen.

Sie hatten das Hospital schon verlassen, als die plötzliche und überraschende Meldung eintraf, daß der Kommandirende zur Inspektion erschienen sei, um sich persönlich zu überzeugen, ob seine Soldaten gut untergebracht wären.

Er trat auch alsbald, von dem Chefarzt begleitet, herein.

Der General war ein knöchiger, breitschultriger Mann, etwas über die Vierzig, mit einem derben Kosakentopf, das Gesicht härtig, das Haupthaar geschoren.

Er blieb mitten im Saale stehen und sah sich um, in hochmüthiger Ueberlegenheit.

Diese selbständige Organisation der Privathilfe war ihm wie der gesammten Militärverwaltung ein Dorn im Auge.

Sie besaß die reichlichsten Mittel, die sich als unerschöpflich erwiesen, aber statt sie der Gesamtverwaltung zur Disposition zu stellen, war sie eifrig bemüht, sich das Verfügungsrecht darüber ungeschmälert zu wahren. Das erschien ihm als ein Ausdruck des Mißtrauens, der seinen Soldatenhochmuth beleidigte.

Aber diese zivile Gesellschaft mochte sich hüten, sich selbst in einen feindlichen Gegensatz zu ihm zu bringen.

Der General ging von Bett zu Bett, musterte Alles und befragte die Kranken.

Er bemerkte die Blumen und Bildchen und lächelte giftig.

„Ihr verhätschelt und verweichlicht mir hübsch meine Soldaten“, wendete er sich an den Chefarzt, „was soll ich mit diesen Kerlen noch anfangen, die an Hühnersuppen und Koteletts gewöhnt sind und feine Wäsche tragen?“ Er wies auf das Chiffon-Hemd eines Soldaten: „Battist!“

Der Chefarzt zuckte die Achseln.

„Das sind Geschenke, sie kommen uns in Massen zu — wir werden sie doch nicht zurückweisen.“

„Verschwendung, Vergeudung“, murmelte der General, „wir haben nicht einmal genug Kommißhemden für unsere Verwundeten — ein Mißverhältniß, ein schreiendes Mißverhältniß.“ Er hatte ein Beilschensträußlein einem Verwundeten aus der Hand genommen, roch daran, und warf es ihm wieder zu.

„Ihr seid Wöchnerinnen, keine Soldaten“, rief er über die Betten mit erhobener Stimme hin, als stünde er vor der Front.

Vor einem Vorhängelchen, das vor ein Bett gezogen war, machte er Halt, und schlug es neugierig zurück.

Helene stand da, über einen Kranken gebeugt.

Mit einem weißen Tuch fuhr sie ihm sanft über die wachsbleiche Stirn hinweg und schaute in diese brechenden Augen mit einem Blick hingebungsvoller Liebe und Zärtlichkeit.

Sie fürchtete sich nicht mehr vor dem Sterben, sie hatte gelernt, dem Tod ins Auge zu sehen.

„Da will Einer wohl desertiren?“ fragte der General.

Helene winkte mit der Hand die Herren zurück.

„Er stirbt“ — sagte der Chefarzt trocken.

„Den Wunden erlegen?“ fragte der General.

„An Erschöpfung; die armen Burschen haben am meisten durch die Entbehrungen gelitten, ihr ganzer Organismus hat unglaubliche Veränderungen durchgemacht.“

Die junge Schwester beugte sich plötzlich tiefer herab — sie drückte dem armen Burschen die Augen zu: Er hatte es überstanden.

Der General fixirte sie aufmerksam, ihre Anmuth und der rührende Ausdruck von Traurigkeit in dem schönen Gesichte frappirten ihn.

„Das ist keine Schwester vom Orden der Kreuzerhöhung?“ fragte er, indem er dem hinwegtretenden Arzte folgte, nicht ohne sich noch einmal nach Helene umzusehen.

„Es ist eine freiwillige Pflegerin.“

„Die sind hier stark in Verwendung aber sie ist auch keine Russin.“

„Ich glaube nicht, obwohl sie russisch spricht.“

„Es scheint, man ist hier wenig anspruchsvoll in der Wahl der Personen; wir nehmen nur Ordensschwestern, und die Regierung wünscht nur solche in Verwendung zu sehen.“

„Unsere Freiwilligen thun ihre Pflicht und mehr, Exzellenz“, bemerkte der Arzt in scharfer Zurückweisung. „Sie arbeiten mit Aufopferung und Anstrengung.“

„Zugegeben, zugegeben, mein lieber Doktor, aber Ordensschwestern sind doch immer verlässlicher, auch in der Moral; eine so Hübsche kann gar leicht ins Gedränge kommen.“

Er sah sich wieder nach ihr um und schüttelte den Kopf.

„Die könnte doch wahrhaftig eine mühelosere Existenz finden“, dachte er bei sich, und er empfand große Lust, sie ihr zu verschaffen.

Tania brachte einen Verbandstisch in Ordnung.

Den Kommandirenden schienen die Instrumente zu interessieren, aber in Wahrheit betrachtete er das kleine flink herumhantirende Mädchen.

Tania's kurzgeschnittenes Haar, das straff herniederhing und von keiner Haube bedeckt war, mißfiel ihm.

„Das ist auch keine Ordensschwester“, dachte er, „die gehört nicht einmal den ‚barmherzigen Witwen‘ an und körperlich ist sie ein Nichts.“

Diese geringe Leiblichkeit war nicht geeignet, seine Sympathie zu wecken.

„Für einen so anstrengenden Dienst erscheint mir das Fräulein zu zart“, bemerkte er laut zu dem Arzte gewendet, dann ihr ins Gesicht sehend, flüsterte er mit einem falschen Lächeln: „mignonne, très mignonne“.

Tania schlug die Augen auf und sah ihn an.

„Wir Schwestern werden nicht unter das Maß gestellt, Exzellenz.“

Ihre Augen hatten ein seltsames Flimmern, aber ihre Stimme klang sanfter noch, als gewöhnlich.

„Und doch sollte auch bei den Pflegerinnen die körperliche Kraft ausschlaggebender sein, als Sentimentalitäten“, erwiderte er rauh. Dann hob er rasch den Kopf und über die Kleine hinwegsehend, ließ er seine Augen von Bett zu Bett schweifen; er glaubte unter den Verwundeten ein unterdrücktes Richern gehört zu haben.

„Ich kenne diese Burschen — ein Gefindel — wie mag es bei Euch mit der Disziplin aussehen.“

„Unsere Disziplin ist vorzüglich“, entgegnete der Chefarzt kalt.

„Wirklich? So — so — Sie haben dann Musteroldaten, Herr Doktor, denen weiche Händchen und eine süße Stimme schon imponiren, ich gratulire.“

„O, wir haben ein vortreffliches Mittel gefunden, Excellenz, um die Schlimmsten zu bändigen“, versetzte Tania mit jenem fagenartig schmeichelnden Ausdruck, der den Slawinnen so geläufig ist.

„Gi, lassen Sie hören, Schwesterchen.“

„Wir brauchen unseren Kranken nur damit zu drohen, daß wir sie von uns weg in ein Militärhospital transportiren lassen, und sie werden sofort zu Lämmern.“

Der Kommandant starrte sie an, als aber der Chefarzt zu lachen anfang, als wollte er die Sache komisch aufgefaßt wissen, lachte er mit. Es war das Klügste.

Als sie aber draußen im Korridor waren, sagte er barsch zu dem Doktor:

„Sie haben da eine Nihilistin, ich warne Sie, Sie müssen sich von diesen Elementen frei halten, oder Sie werden schlimme Konflikte heraufbeschwören.“

„Wir treiben nicht Politik, Excellenz, wir brauchen fleißige Hände und wackere Herzen; wir nehmen sie, wo wir sie finden, und behalten sie, so lange sie unsere Statuten nicht verletzen.“

„Es wäre gut, wenn Sie sich mit den Ordensschwestern begnügten, schon aus Sittlichkeitsgründen“, rief der General noch erregter. — „Wir werden das bei einem nächsten Krieg zur Bedingung machen, und wir werden darauf sehen, daß sich Alles nach den von uns festgesetzten Normen vollziehe.“

Sein hartes Gesicht hatte einen noch trotzigeren Ausdruck, als er das Hospital des rothen Kreuzes verließ.

„Diese Privathilfe bedarf einer besonderen polizeilichen Aufsicht“, murmelte er zwischen den Zähnen, „wir werden sie ihr geben.“

III.

Der Chefarzt befand sich nach dieser Visite in der übelsten Laune.

Seine kleinen Hände in die großen Taschen gesteckt, lief er im Hofe des Hospitals auf und nieder.

Er wollte frische Luft schöpfen und seinen Aerger überwinden, ehe er das Operationszimmer betrat, wo sich um elf Uhr alle Aerzte zu den vorzunehmenden Operationen zu versammeln pflegten.

Er vermochte indeß nicht so leicht über diese Inspektion und ihre möglichen Folgen hinweg zu kommen.

„Keine Freiwilligen — nur Ordensschwestern, nur Barmherzige — haha — als ob sie nicht alle Barmherzige wären — wir müssen froh sein, daß wir sie haben —“ Er machte eine Schwenkung und rannte nach der anderen Seite. „Ja, Verordnungen erlassen ist leicht — dabei schicken sie Transport auf Transport — unser Personal ist viel zu gering — es leistet das Höchste an Selbstaufopferung und da sollen wir wählerisch sein — feine Unterschiede machen zwischen Geweihten und Ungeweihten, Graduirten und Nichtgraduirten? — Unsinn!“

Schon befand er sich einem neuen Konflikt zwischen seinen Verordnungen und den dringendsten Forderungen des Augenblicks gegenüber.

Ein halbes Duzend junger Mediziner hatte sich zum Dienste gemeldet. Keiner von ihnen hatte eine Empfehlung, Keiner sein Diplom in der Tasche. . . . Es waren Freiwillige, die auf eigene Faust hierher kamen. Er hatte sie als Aerzte zurückgewiesen, aber sie hatten sich nicht abschrecken lassen.

„Nehmen Sie uns, wofür Sie wollen“, hatte der Eine ge-

sagt, ein Mann schön wie die Sonne, mit schwarzen Augen und röthlichem Haar, dessen ausdrucksvolles intelligentes Gesicht sofort für ihn einnahm, „verwenden Sie uns als Träger und Krankwärter, wenn Sie uns als Aerzte zurückweisen müssen; kein Dienst soll uns zu anstrengend oder zu schlecht sein, wenn es gilt, unseren leidenden Brüdern zu Hilfe zu kommen.“

Im Verlaufe des Gesprächs hatte sich's herausgestellt, daß Mediziner Tempstj, so nannte sich der Noth, auf deutschen Kliniken gearbeitet hatte, die von Koryphäen der Wissenschaft geleitet waren, und daß er mit ihren Methoden wohl vertraut war.

„Ach, meine Herren, wenn Sie nur Ihre Diplome hätten“, hatte er ihnen zugerufen, als er sie verabschiedete.

Er ahnte wohl, weshalb ihnen der Doktorhut fehlte; weil sie als russische Emigranten von Universität zu Universität gejagt wurden, stets in Gefahr denunziert und ausgeliefert zu werden.

Es waren Nihilisten, kein Zweifel, aber war denn nicht die gesammte studirende Jugend von einem revolutionären Geiste erfüllt? Und wenn man vom Dienste Alle ausschließen wollte, die diese Ueberzeugung theilten, dann — er lachte grimmig — wie Viele würden dann übrig bleiben? Und er gedachte der Anhäufung der Kranken, die sie in Bauernhütten zerstreut untergebracht hatten, wodurch der Dienst erheblich erschwert wurde, so daß die vorhandenen Kräfte nicht ausreichten, und selbst die nöthigsten chirurgischen Eingriffe hinausgeschoben werden mußten.

„Ei was“, sagte er dann, „Noth kennt kein Gebot“, zog die Hände aus der Tasche und beorderte den Mediziner Tempstj in den Operationsaal.

Dieser war ein heller, mäßig großer Raum, mit einem ganzen Rüstzeug von Arm- und Beinschienen ausgestattet und mit den verschiedensten Instrumenten und Verbandsmaterialien versehen.

Es roch stark nach Karbol.

Die antiseptische Wundbehandlung war bereits eingeführt, und hinter einem Vorhängelchen am Ende des Saales machten die

Ärzte gleichsam ihre Operationstoilette. Sie zogen die Röcke aus und banden eine frischgewaschene Linnenschürze vor, die den Körper vollständig umhüllte.

Sie schlugen die Ärmel hoch über den Ellenbogen zurück und wuschen Arme und Hände mit einer Sublimatlösung, ehe sie zu dem blutigen Werke schritten.

Man hatte mehrere Operationstische aufgestellt, die sämtlich belegt waren. Die Arbeit vollzog sich rasch und verhältnißmäßig ruhig, da die Mehrzahl der Operirten unter Narkose waren.

Sofia Alexandrowna mit ihrem ernstesten, durchgeistigten Antlitz und dem kurzgeschnittenen Haar, die wie alle Uebrigen die große Operationschürze vorgebunden hatte, unterschied sich kaum von den jungen Ärzten, mit denen sie gemeinsam hier arbeitete.

Zur Amputation eines Oberarmes, welche zunächst vorgenommen werden sollte, war sie als Assistent beordert, und sie prüfte mit Ruhe und Umsicht die mit Karbolwasser gereinigten Instrumente und legte Alles zurecht.

Dann trat auch sie hinter den Vorhang, um ihre Arme zu entblößen und in der Sublimatlösung zu waschen.

Als sie hervorkam, sah sie den Chefarzt vor dem Operationstische stehen, wohin man den Patienten eben gebracht hatte.

Neben ihm befand sich ein Fremder, wahrscheinlich einer der neu angekommenen Ärzte, der mit der Untersuchung des Objektes beschäftigt war.

Rasch kam sie näher, dann prallte sie plötzlich zurück, ein Bittern durchfuhr ihren Körper und eine Flamme stieg in ihr Antlitz.

Sie hatte Bazar erkannt. Die Ueberraschung war eine freudige, aber sie berührte sie so tief, daß sie sich an den nahen Verbandstisch stützen mußte, um sich aufrecht zu erhalten.

Der Chefarzt, flüchtig aufsehend, bemerkte nur ihre Anwesenheit.

„Chirurg Tempzky wird die Operation vornehmen — hier Schwester Sofia wird Ihnen assistiren“, sagte er, und hatte damit die Beiden einander vorgestellt.

Dann wendete er sich wieder dem zu Operirenden zu, dem ein Krankenwärter den Oberkörper entblößte.

„Sehen Sie da, in der Höhe des Collum chirurgicum, wenn Sie sich darauf verstehen, einen Zirkulärschnitt.“

Es erfolgte keine Antwort, der Chefarzt hatte die Empfindung, als wäre er nicht verstanden worden, und hob den Kopf.

Chirurg Tempstky stand von ihm abgewendet, offenbar hatte er die hübsche Assistentin ins Auge gefaßt.

„Halloh“, dachte der Chef und seine Stirnader schwoh im Zorn, während er sich rasch nach Sofia umwandte.

Sie stand ruhig und zuwartend, das jähe Roth ihrer Wangen war einer außergewöhnlichen Blässe gewichen, und fiel ihm auf.

„Was haben Sie, sind Sie unwohl?“ fragte er scharf.

Sie öffnete den Mund, als wolle sie etwas sagen, aber es kam kein Ton über ihre Lippen.

„Ich sehe, Sie sind übermüdet, treten Sie ab“, befahl er und blickte sich im Saale nach einem Ersatz um, aber es waren alle Hände beschäftigt.

Der zu Operirende begann zu jammern.

Da trat Sofia an den Chefarzt heran und sagte:

„Ich bin ganz wohl, Primarius, und bereit, bitte, verfügen Sie über mich.“

Sie hatte sich gefaßt und ihre Haltung wieder gewonnen, aus ihren Augen leuchtete eine ungewöhnliche Energie.

Der Primarius fixirte sie scharf, dann ergriff er ihr Handgelenk und hielt es eine Weile prüfend unter den Fingern.

Vor einem Augenblick noch hätte die Hand gezittert, aber durch die Herrschaft ihres Willens hatte sich der Ausgleich in ihrem Organismus wunderbar rasch vollzogen.

„Bierundachtzig“, sagte er lächelnd, „das geht ja.“ Er gab dem Krankenwärter das Zeichen, zur Markose zu schreiten, und als jetzt der Arzt Tempstky in der vorgeschriebenen Abjustirung heran kam, verließ er die Beiden.

Der Moment der Bewußtlosigkeit war bei dem Kranken eingetreten; sie konnten ihr Werk beginnen.

Sie hatten sich nicht wieder angesehen und Beide arbeiteten mit Kaltblütigkeit und Akkurateffe. Von ihrer Ruhe und Geschicklichkeit hing ein Menschenleben ab und sie waren sich ihrer großen Verantwortung wohl bewußt.

Die Arterie wurde mit einer Seidenligatur unterbunden; eine Drainröhre eingelegt; die Wundränder durch zwölf Metallnähte vereinigt. Rasche Blicke und knappe Worte wurden getauscht, von hoher augenblicklicher Bedeutung: „Schwamm . . . Abstupfen — Finger — Klemme . . . Silk . . . Drain —“ rief in Absätzen der Operateur und sein Assistent vollzog den Befehl ebenso rasch und bestimmt, als er gegeben wurde.

Die Finger dieser vier Hände, die bewußt und unaufhörlich ineinander griffen, als wären sie von einem Gehirn dirigirt, verrichteten Wunder.

Es war geschehen. Der Stumpf war mit einigen Lagen karbolisirter Watte belegt und mittels einer Gazebinde in zirkulären und achterförmigen Touren an dem Rumpf befestigt und der Operirte, der noch immer in der Markose lag, wurde hinweggebracht, um in seinem Bett zu erwachen.

Jetzt erst sahen die Beiden in die Höhe und ihre Augen trafen zusammen in einem langen und freudigen Blick.

Sofia trat in den reservirten Raum. Ein Diener folgte ihr mit karbolisirtem Wasser, in das sie sofort ihre Hände tauchte. Er half ihr die blutige Schürze ausziehen und legte eine frische neben sie hin.

Gleich darauf kam Lazar herein, um sich ebenfalls zu säubern.

Als der Diener sich entfernt hatte und sie allein waren, ging er rasch auf Sofia zu und streckte ihr die Hände entgegen.

Sie saß beim Fenster; der Kopf war gegen die Stuhllehne zurückgesunken, die Augen hatte sie halb geschlossen und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihre Brust.

„Sofia Alexandrowna, was ist Ihnen“, rief Lazar und ergriff ihre Hand, die auf der Armlehne des Sessels ruhte.

Er fühlte, wie diese zitterte, und selbst bewegt, drückte er sie fest in der seinen. Aber der Krampf, durch die furchtbare Ueber-

reizung ihres Nervensystems hervorgebracht, wollte nicht weichen. So tapfer sie sich bisher bezwungen hatte, hier war sie machtlos.

„Ich begreife, es hat Sie sehr überraschen müssen, mich so plötzlich vor sich zu sehen“, sagte er leise.

Sie nickte, sprechen konnte sie nicht, und sah ihn an mit durch Thränen verschleierte Augen, als hätte sie ihn um Vergebung für ihre Schwäche. Er fuhr fort:

„Ich war nicht unvorbereitet auf dieses Wiedersehen, Sofia Alexandrowna, ich wußte Sie hier, aber als ich Ihnen so plötzlich gegenüberstand, hatte auch ich Mühe mich zu fassen.“

Sie versuchte zu lächeln, während große Tropfen, die die langen Wimpern nicht länger zurück hielten, langsam über ihre Wangen rollten, und sagte leise:

„Die Freude, Sie wiederzusehen, war so groß — so — ich mußte mich zur äußersten — Ruhe zwingen — um in diesem Moment eine solche Arbeit zu leisten —“ sie schlug die Hand vor die Augen und ihre Brust hob sich unter erneuten Zuckungen: „Ich begreife nicht, wie ich es habe thun können — ich begreife es nicht — begreife es nicht!“

Er zog die Auffschluchzende an sich, ihr Haupt ruhte an seinem Herzen, und indem er sich über sie beugte, flüsterte er leise, abgebrochene Worte, die von Glück durchbebt schienen:

„Aber Sofia, es ist doch gelungen — wir haben so gut zusammen gearbeitet — so sicher — wie alte Kameraden, wir haben alle Ursache, zufrieden zu sein —“

„Ich bin es auch“, sagte sie und raffte sich auf.

Ihre Brust hob sich unter gleichmäßigeren Athemzügen, sie setzte sich in dem Sessel zurecht und fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle sie hinwegtilgen, was noch an ihren Nerven riß und zerzte.

„Ich bin sehr zufrieden — und ich bin glücklich, daß Sie zurückgekehrt sind — aus dieser Hölle — Tania hat mir Alles erzählt, ich wußte, welchen Gefahren Sie sich ausgesetzt hatten, um — sagen Sie, ist es gelungen? Haben Sie Natalie befreit? Ist sie mit Ihnen?“

Ein dunkler Schatten flog über sein Antlitz.

„Nein.“

„So ist es also nicht möglich gewesen?“

Seine Stirne fürchte sich noch mehr, er biß wie im Schmerz die Zähne zusammen.

„Es war möglich — Alles war zur Flucht bereit — sie hat nicht gewollt.“

Sofia starrte ihn ungläubig an.

Er ging einige Male in dem kleinen Raume hin und her und trat zu dem Vorhange, um hinaus zu sehen.

Im Saale war Alles beschäftigt, sie würden noch einige Augenblicke ungestört bleiben.

Er kam zurück und setzte sich neben Sofia an das Fenster, dann erzählte er in einem völlig ruhigen Ton:

„Ich hatte Monate in der Nähe ihres Landgutes in der Krim, wo sie internirt war, zugebracht, ehe es mir gelungen war, Natalie wieder zu sehen — sie wurde krank und als Arzt hatte man mich zu ihr gerufen. . . . Sie haben Natalie gekannt, sie besaß die blühendste Gesundheit — ich fand sie zerrüttet. . . . Die lange Haft und die Seelenqualen, die sie erlitten, die Peinigungen, denen sie ausgesetzt war, hatten das arme Kind zu tief getroffen.

„Aber Alles konnte wieder gut werden — ich brachte ihr die Erlösung, die Freiheit! — Sie glaubte sie zurückweisen zu müssen und weder Bitten noch Thränen vermochten ihren Entschluß zu ändern.“

Sofia nahm jedes Wort von seinen Lippen, eine bange Frage drückte sich in ihrem Gesichte aus. Sie erwartete, daß er weiter sprechen würde, aber er schwieg, weil er fühlte, daß seine Stimme an Festigkeit verloren hatte. Nach einer Pause jedoch sprach er in ruhigem Tone weiter:

„Es waren gerechte Bedenken und edle Beweggründe, die ihr dieses Verhalten ausdrängten. Ihr Oheim hatte sich für sie verbürgt, ihre Flucht hätte ihn kompromittirt, ihn und seine ganze Familie ins Unglück gestürzt, vielleicht auch — ach, es

giebt so viele Vielleicht — ich muß suchen mich mit ihnen abzufinden. —

„Ich habe nun die Ueberzeugung gewonnen, daß sie nicht anders konnte, und daß es so das Beste war . . . aber damals, als ich vor ihr stand, flehend und verzweifelt, damals war mir ihr Verhalten unrecht und grausam gegen sich und gegen mich erschienen. Ich habe sie zornig, in wildem Trotz verlassen, den — den ich nun von Tag zu Tag immer tiefer bereue“, seine Stimme war zu einem Flüsterton herabgesunken, wie bei einem heimlichen Geständniß.

„Armer Freund!“ sagte Sofia und streckte ihm die Hand entgegen.

Er faßte sie und drückte die feingeformte blasse Hand an sein Herz. Ihre Antheilnahme schien ihm ein lindernder Balsam zu sein.

„Und haben Sie gleich darauf die Krim verlassen?“ fragte Sofia.

„Die Vorbereitungen, die ich zur Flucht getroffen hatte, waren nachträglich verrathen worden, ein Freund rettete mich vor der Verhaftung, indem er mir ein flinkes Pferd zur Verfügung stellte. . . . Ich harre nun mit Ungeduld ihres Freispruches, er muß erfolgen, wenn ihre Richter menschlich empfinden. . . . O, Sofia Alexandrowna, wer sie sieht, muß von ihrem Anblick gerührt sein, und sich ihrer Jugend erbarmen.“

Nahende Schritte wurden vernehmbar; einige Kollegen stürzten herein, in lauter, lärmender Geschäftigkeit.

Sofia und Lazar verließen den Raum, und bald darauf hatte der vielgestaltige Dienst im Hospital Jeden anderweitig in Anspruch genommen.

Die Hauptmahlzeit des Tages vereinigte die Schwestern in ihrer Behausung. Sie verlief zumeist in fröhlicher Gesellschaft.

Man suchte den Dienst zu vergessen, um sich ganz der Ruhe und Behaglichkeit des Augenblicks hinzugeben.

Die adelige Schülerin Petrowna Nikolajewna war es namentlich, welche das Amüsement zu besorgen hatte und selbst durch ihre Seufzer erheiternd wirkte.

In letzter Zeit hatte sie öfter sentimentale Anwandlungen gehabt — sie war verliebt.

Der Doktor mit der blonden Locke hatte ihr's angethan.

Zum Glück wurde ihre Neigung erwidert.

Er mochte sie für einen interessanten Fall halten und zeigte nicht übel Lust, seine Prioritätsrechte darauf offen zu wahren; sie aber drang auf Geheimhaltung.

Niemand sollte um ihre Liebe erfahren, am wenigsten die Oberin. Hier galt es schlau zu sein; aber Petrowna hielt sich für sehr schlau. Und wenn sie auch häufig die Rede auf ihn brachte — sie brannte darauf, seinen Namen zu hören und auszusprechen — so geschah es doch, wie sie meinte, auf eine so feine, unmerkliche Art, daß gewiß Niemand dahinter kam.

O, sie verstand sich darauf, die Schwestern hinter's Licht zu führen! Alle seine Besonderheiten und kleinen, reizenden Unarten hatte sie ihm abgeguckt — sie schwärmte dafür — vor den Schwestern aber bespöttelte sie sie, und ahmte sie nur nach, um darüber zu lachen.

„Es ist sehr leicht, Andere über seine Empfindungen zu täuschen“, dachte sie, „man muß nur klug und verschlagen sein.“

Und die Oberin war so gütig, sich blind zu stellen und lachte mit den Anderen über so viel naive Beschränktheit. Aber heute dachte Petrowna nicht an solche Manöver.

Die Post, die seit Wochen alle Privatmittheilungen zurückgehalten hatte, war endlich eingetroffen und sie, wie die übrigen Freiwilligen stürzten sich gierig auf die eingelaufenen Briefe.

Sofia Alexandrowna war unbeweglich auf ihrem Plaze geblieben. Sie lehnte den Kopf gegen die Polster zurück und schien völlig abwesend zu sein. Als sie einmal aufsaß, begegnete sie Tanias fragendem Blick. Sie winkte ihr mit den Augen zu; Beide erhoben sich und traten in die Finsternisse.

„Du hast mir etwas zu sagen“, fragte Tania leise.

„Ja.“

Tania umschlang schmeichelnd ihre Taille und schmiegte sich enge an sie.

„Sprich, Sonja, mein Läubchen.“

„Lazar Dobukoff ist hier.“

„Wie, und Natalie?“

Sofia Alexandrowna erzählte ihr Alles, was sie von Lazar an diesem Nachmittage erfahren hatte.

„Und von Eugen sagte er nichts?“

„Verzeih, ich habe ihn nicht gefragt.“

„Dann will ich es thun.“ Tania wendete sich.

Sofia faßte ihre Hand: „Wohin willst Du?“

„Zu ihm.“

„Das ist im Augenblick unmöglich, Du kennst unsere Disziplin.“

Die Kleine wandte sich mit einem Ruck nach ihr um und ein finsterner, fanatischer Zug trat in ihr Gesicht, ihre Lippen bebten.

„Du weißt doch, ich warte und warte auf Nachricht — wie lange schon — Dobukoff hat Verbindungen, er kann mir vielleicht sagen, ob Eugen noch lebt — oder ob sie ihn schon gemordet haben — laß mich.“

Und sie ging hinaus, ohne sich nach der Oberin auch nur umzusehen. Diese saß ruhig und hielt die Arme über der Brust gekreuzt. Ihren klugen, scharfblickenden Augen war nichts entgangen und sie machte sich ihre Gedanken.

Ihr zunächst saß Schwester Wjerotischka. Sie hatte keinen Brief erhalten und auch keinen erwartet. Ihre breiten Hände ruhten auf den weit vorgestreckten Knien, in der schönen Symmetrie einer ägyptischen Statue, und mit der Unbeweglichkeit einer solchen gab sie sich der Verdammung hin.

Auch die übrigen Ordensschwestern pflegten nach der Mühsal des Tages der Ruhe; ihre Gemüther waren durch keine Sorgen und kein Verlangen bewegt und so konnten sie ihre Kraft für den Dienst ungeschmälert erhalten — welch ein Segen!

Aber mit diesen Freiwilligen war es anders.

Die gehörten nicht sich und ihrem Beruf allein an, die gehörten noch Anderen. Das Außenstehende machte seine Rechte über sie geltend, und so kamen sie unaufhörlich ins Gedränge.

Liebe oder Haß war es, was ihre Gemüther bewegte und sie innerlich aufrieb.

In leidenschaftlicher Erregtheit war diese kleine Tania hinweggeeilte, und wie bewegt sah Sofia aus, trotz ihrer Regungslosigkeit.

Ein weicher, zärtlicher, ja sinnlicher Zug spielte um ihre halbgeöffneten Lippen, die zu lächeln schienen, während ihre Augen ernst und träumerisch gegen das Fenster starrten.

„Sie denkt an den Mann, den sie liebt“, sagte sich die Oberin, „und wahrlich, sie verräth sich kaum weniger deutlich, als diese gute Petrowna, die die Bekenntnisse ihrer heimlichen Liebe in ein Tagebuch kriegelt, das sie überall herumliegen läßt. Und hier Helene — steht nicht auch sie im Kampfe mit ihrer Liebe — oder mit ihrem Haß?“

Ihre Augen blieben auf Helene haften. Sie saß gerade vor ihr. Der Brief, den sie erhalten hatte, lag noch ungeöffnet vor ihr auf dem Tische, der Kopf war gesenkt, geröthet die Lider ihrer fest geschlossenen Augen, deren lange Wimpern tiefe Schatten über die bleichen Wangen warfen.

Mit Aufmerksamkeit verfolgte die Oberin jede Linie dieses schönen Gesichtes, und die Sympathie, die sie für Helene empfand, schien noch zu wachsen.

Sie mußte grausam gelitten haben, wohl durch eigene Schuld, aber ihre Seele war rein.

Wäre es nicht verdienstlich, sie vor ferneren Kämpfen zu schützen, denen diese zarte Organisation nicht gewachsen schien?

Jetzt streckte Helene langsam, fast widerwillig die Hand nach dem Brief aus, dessen Schriftzüge ihr wohlbekannt waren. Es war ein Brief ihres Mannes, der erste, den er an sie geschrieben, seit sie sein Haus verlassen hatte. Sie konnte sich denken, was er enthalten würde, Vorwürfe, Anklagen, Beleidigungen vielleicht.

Bald nach ihrer Ankunft in Sistiowa hatte sie Mittheilungen von ihren Eltern erhalten und daraus erfahren, daß ihre fluchtartige Entfernung aus dem Hause ihres Vaters ungeheures Aufsehen erregt hatte, daß man sie ausnahmslos verdamnte und ihn bedauerte.

Doktor Hartmann hatte seine Großmuth an eine Unwürdige verschwendet, hieß es, die sich so weit erniedrigte, daß sie mit einem Proletarier durchgegangen war.

„So spricht man von Dir, meine arme Helene“, hatte ihr die Mutter jammernd geschrieben. „Jeder ist der Meinung, daß Du von Deinem Manne nur fortgelaufen bist, weil Dir ein Anderer lieber war, und Niemand kann sich was anderes denken. Wie gut war's daher, daß der junge Gebhart gleich am nächsten Tage zu uns gekommen ist, um wenigstens uns Alles aufzuklären und zu sagen, daß er Dir den Rath gegeben hätte, nach Bulgarien zu gehen.“

Legte ihre Mutter nicht damit das naive Geständniß ab, daß, wäre es nicht geschehen, die eigenen Eltern ihre Tochter verdächtigt hätten, weil sie von denselben Voraussetzungen ausgingen? Der Schlußsatz ihres Briefes bekräftigte dies.

„Ein Glück ist's“, hieß es da, „daß der Gebhart so krank ist, so ganz auf dem Hund, denn sonst würde man gleich Gott weiß was denken, die Leute sind einmal so schlecht.“

Damals, als sie den Brief erhielt, hatte dies Alles keinen Eindruck auf sie gemacht.

Die Aufregungen und Anstrengungen, die ihr neuer Beruf über sie verhängten, waren so groß und gewaltig gewesen, daß das Maß physischer und seelischer Erregungen, das ein Mensch ertragen kann, voll war und nicht mehr gesteigert werden konnte.

Jetzt fiel ihr das Alles wieder ein und sie lächelte bitter.

Sie riß das Rouvert auf und entfaltete den Brief ihres Mannes. Er enthielt kalte, dürre Worte, die sie ebenso kalt entgegennahm, verwundert fast, daß sie keinen Eindruck auf sie hervorbrachten.

Er verlangte Scheidung, vollständige Scheidung. — War sie nicht schon vollzogen? Hatten sie sich nicht längst mit jeder Faser des Herzens voneinander geschieden? Er verlangte gerichtliche Scheidung; gut, sie wird ihre Einwilligung nicht versagen, er soll sie haben.

Erst zum Schluß schlug der kühle Ton seines Briefes in

einen erregten um. Nur in wilder Zügellosigkeit, hieß es darin, könne eine Frau thun, was sie gethan habe, die unbekümmert um Ansehen und Stellung ihres Gatten die Tortur eines unerhörten Skandals über ihn gebracht habe. Er sehe den Tag voraus, wo sie diesen Schritt aufs Tiefste bereuen werde, aber von dem Augenblick an, wo sie sein Haus böswillig verlassen, habe sie sich jedes Schutzes von seiner Seite, jeder Rücksicht begeben, selbst jeder Unterstützung.

Sie las nicht weiter, die alte Erbitterung war über sie gekommen und das Gefühl des Ekels. Sie ballte mit zitternden Händen den Brief zusammen.

„Helene!“ sagte eine sanfte Stimme.

Sie sah auf und begegnete dem ernstesten, theilnehmenden Blick der Oberin.

„Womit quält man Sie, Schwester Helene?“ fragte sie leise, „es taugt nicht zu unserem Beruf, sich so aufzuregen.“

„O, ich werde fortan sehr ruhig sein, gute Schwester, alle Fesseln sind gefallen, ich bin frei, frank und frei.“

Die Oberin streckte ihr die feingeformte, aber abgehärtete Hand über den Tisch entgegen.

„Frei? Glauben Sie es nicht, Frauen sind selten frei; wenn sie arm sind, niemals. . . . Sie sagten mir einmal, daß Sie kein Vermögen besitzen — in welchem Sinne also könnten Sie frei sein? In keinem guten, meine ich. Haben Sie eine richtige Vorstellung von ihrer Lage? Sie verurtheilt Sie zur Abhängigkeit, zur Unfreiheit. Glauben Sie mir, die arme, alleinstehende Frau ist wehrlos einem grausamen Kampfe ausgesetzt. Sie ist ganz dem Zufall anheimgegeben und muß sich verdingen — ohne Wahl.“

Helene hatte ihr die Hand überlassen, die gute, verständige Art, in der die Oberin alles dies sagte, beeinflusste sie, und sie erkannte, aus diesem Munde kam Wahrheit.

Die Oberin drückte ihre Hand fester und dämpfte ihre Stimme zu einem Flüsterton herab.

„Vertrauen Sie mir, mein Kind, und hören Sie meinen

Rath. Kommen Sie zu uns, schließen Sie sich unserer Korporation an. . . . Glauben Sie mir, ich sehe die Gefahren voraus, die Sie umdrängen, und die um so größer sein werden, so lange Sie jung und begehrenswerth sind. . . . Sie haben Schiffbruch gelitten, Sie sind in ihren persönlichsten Empfindungen verrathen worden. Wenden Sie all dieser Jämmerlichkeit den Rücken, um ein neues und großes Ziel ins Auge zu fassen. Ich will Sie führen und in den einzig sicheren Hafen geleiten. Ich verlange nicht jetzt Ihre Antwort, überlegen Sie, prüfen Sie sich. Aber bedenken Sie auch, daß die Zeit der Kraft und Gesundheit eine beschränkte ist — Sie können krank und siech werden und dann — o, Sie wissen es wohl, daß es Millionen von Frauen giebt, die, weil sie Niemand haben und Niemand für sie sorgt, elend zu Grunde gehen. . . . Wir sind keine Frömmelinnen, Helene, wir sind Arbeiterinnen; dem Zaren allein verantwortlich, durch eine große Organisation verbunden. . . . Sie, und sie allein verleiht uns Würde und Freiheit zugleich — sie sichert uns unseren Unterhalt bis ans Ende. . . . Bedenken Sie's!"

Eine schwache Röthe war in ihr blaßes Gesicht gestiegen, sie belebte wunderbar dieses kluge, energische Gesicht.

Sie hatte Helenens Hand losgelassen und erhob sich zu voller Stattlichkeit. Und laut, mit klarer, freundlicher Stimme ermahnte sie:

„Es ist Zeit, meine Schwestern, lassen Sie uns zu unserer Pflicht zurückkehren.“

Schnee fiel in dichten Massen, als die Schwestern ihre Behausung verließen, um sich nach dem Hospital zu begeben.

Ein weißlicher Nebel breitete sich über die Landschaft, er hüllte alle Gegenstände in einen Schleier, den die eintretende Dämmerung immer undurchbringlicher gestaltete. Vor den Augen der Dahinschreitenden aber wirbelten lustig die kleinen Schneeflocken durcheinander, die auf den Flächen liegen blieben und zu immer dichteren Lagen sich häuften.

Eine Gruppe junger Männer, Aerzte und Feldscheerer, hatten sich auf dem freiliegenden Platze vor den Baracken zusammen-

gefunden. Sie gingen auf und nieder, plauderten, lachten, riefen einander zu und trieben kurzweilige Gymnastik mit Händen und Füßen. Und Glühwürmchen gleich strahlte die Gluth ihrer brennenden Zigarren, die sie nicht aus dem Munde gaben, durch das sie von allen Seiten umwirbelnde Gestöber hindurch.

Gegen einen Hügel war ein Haufen von Brettern und Pfosten geschoben, Ueberbleibsel des Barackenbaues; dort saß eine Gestalt, nicht allzu hoch vom Boden, in den dunkeln Mantel mit der über den Kopf gezogenen Kapuze gehüllt.

Ob es ein Mann oder eine Frau war, konnte man nicht unterscheiden, und es kümmerte sich auch Niemand darum.

Vorhin aber, als einer der Aerzte in seiner Promenade, einen größeren Bogen beschreibend, dieser hingekauerten Gestalt nahe kam, hatte sie ihn mit seinem Namen angerufen und Feuer von ihm verlangt.

Er stuzte, dann willfahrte er. Eine Zeitlang standen die Beiden dicht nebeneinander, es schien, als wolle die ihm entgegengehaltene Zigarre nicht Feuer fangen.

Endlich brannte sie und der Arzt legte die Hand ritterlich grüßend an seine Mütze und begab sich in den Kreis seiner Kollegen zurück.

Aber der Gestalt im Mantel mochte die Zigarre nicht schmecken, nach einigen Zügen hatte sie sie auf den Boden geworfen; dort lag sie noch.

Und die Hände vor das Gesicht geschlagen blieb sie unbeweglich unter dem langsam fallenden Schnee, der ihr Mantel und Kapuze bedeckte, so daß die Gestalt unter ihrer verschneiten Umgebung völlig verschwand.

Als aber jetzt die Schwestern an ihr vorbei kamen, erhob sie sich, schüttelte den Schnee von sich ab und schloß sich ihnen an.

Es war Tania.

„Nun“, fragte Sofia leise, indem sie ihr in das blasse Gesicht blickte, „hast Du ihn gesprochen?“

Tania nickte.

„Wußte er etwas von Eugen?“

„Nichts.“

„Niemand weiß, ob er noch lebt?“

„Niemand.“

Das Wort drängte sich mühsam zwischen den zusammengebißenen Zähnen hervor.

Tania hatte sich den Schwestern angeschlossen und sie trat mit ihnen in die Baracke, um dem anstrengenden Dienste sich hinzugeben.

IV.

Die Transporte der Kranken und Verwundeten, die auf dem Landwege über Simniza nach Frateshti gebracht wurden, um die Eisenbahn zu erreichen, nahmen ihren Fortgang.

Aber ihre Organisation blieb eine mangelhafte, und als Ende Dezember die gefangenen Türken von Plewna in ganzen Kolonnen daher kamen, hatten Verwirrung und Rathlosigkeit abermals einen Höhepunkt erreicht.

Die Kälte hatte zugenommen; sie stieg in den Nächten auf 15° Réaumur unter Null und es fiel fortdauernd Schnee, eine weitere Schwierigkeit für die Transporte, namentlich für die zu Fuße Marschirenden. Und doch war die rascheste Weiterbeförderung der gefangenen Türken dringend geboten.

In Plewna herrschte der Flecktyphus, andererseits fürchtete man eine Unterbrechung der Verbindung zwischen Siftowa und Simniza. Das Eistreiben auf der Donau hatte begonnen, und die hölzerne Brücke, die über den Strom führte, konnte durch den Eisgang hinweggerissen werden, wodurch die Evakuierung aus Bulgareni eine Zeitlang so gut wie aufgehoben gewesen wäre.

Man konnte also die gefangenen Türken nicht schnell genug los werden. Unter rumänischer Bedeckung kamen sie in langen Zügen daher, um in Bulgareni als Stappenort Halt zu machen.

Erdhütten waren für ihre Unterkunft errichtet worden, und aus der Küche des Militär-Messorts sollten sie gespeist werden.

Aber das Eine wie das Andere erwies sich als unzulänglich, und wie immer in der Noth mußte die Privathilfe eingreifen.

Die armen türkischen Gefangenen befanden sich in einem trostlosen, ja geradezu erschreckenden Zustande.

Diese jungen, kräftigen und lebensfrohen Männer hatte der Krieg in ihrer geistigen und physischen Beschaffenheit völlig verändert.

Man hatte sie der Heimath und der Familie entrißen, ihnen das Gewehr in die Hand gedrückt und gesagt: jetzt seid ihr Soldaten — dort ist der Feind. . . . Sie wußten, daß es nun ihre Pflicht sei, Blut und Leben zu opfern. . . . Aber sie opferten auch, was den Menschen zum Menschen macht.

Sie waren in jenen wilden primitiven Kampf ums Dasein getrieben, den die Bestie führt, wo nur die Vernichtung des Gegners vor der eigenen schützt, aber ohne zugleich die primitivsten Bedürfnisse der Bestie befriedigen zu können.

Sie hatten die aufreibendsten Strapazen, sie hatten Durst, Hunger und Kälte gelitten, in jeder Stunde hundertfältigen Jammer, und wer diese ausgemergelten, schmutzstarrenden, ganz erschöpften Gestalten in ihren abscheulichen Lumpen, die kaum ihre Blöße bedeckten, auf dem kalten schneebedeckten Boden da liegen sah, den mochten die heuchlerischen Tiraden von der Humanität und Gesittung unseres Jahrhunderts mit Scham und Ekel erfüllen. Die in den Zelten und Erdhütten keine Unterkunft fanden, lagen hier im Schnee, Körper an Körper gedrängt, Thieren gleich, mit verthierten Gesichtern.

Sie hungerten und dürsteten, sie zitterten vor Kälte, sie wandten sich unter den schrecklichen Schmerzen ihrer halberfrorenen Füße, aber sie blieben stumm.

Ihre geistigen Fähigkeiten sind ertödtet, die unerbittliche Disziplin hat ihnen ihre Denkfähigkeit genommen.

Auf dem Marsche hierher waren viele ihrer Kameraden erschöpft zusammengebrochen und gestorben. Sie hatten zugeesehen, wie man die Leichen sofort im Schnee verscharrete, ohne daß in ihren stumpfen Gesichtern ein Zug von Schmerz oder Mitleid sich

aussprach. . . . Vielleicht hätten sie sie beneidet, wenn sie irgend eines Gefühles noch fähig gewesen wären.

Aber sie waren zu einem Zustand herabgesunken, wo jeder Wunsch und jede Hoffnung erloschen war. . . .

Der Doktor mit der blonden Locke machte sich mit den gefangenen Türken und Arabern viel zu schaffen. Es gab da interessante Beobachtungen zu machen, eigenthümliche Krankheitserscheinungen zu konstatiren.

In den Zelten lagen Einige mit geschlossenen Augen, wie in einem lethargischen Schlafe.

Er fühlte ihren Puls: er war schwach und langsam. Er maß die Temperatur: sie war unglaublich niedrig. Er meinte, sie müßten vor seinen Augen verlöschen. Als er ihnen aber den Mund öffnete, um ihnen Thee oder Bouillon einzuführen, schlugen sie die matten Augen auf und schluckten und schlürften und schmatzten in einem fort, ohne anzuhalten. Es war eine unbewußte Reflexbewegung, wie sie selbst niederen Thieren zu eigen ist, aber sobald er aufhörte, fielen sie wieder in ihren früheren Zustand zurück. Es war sehr interessant.

Jetzt hatte es aufgehört zu schneien. Gegen Mittag war die Luft milder geworden, und hinter den weißen, dünnen Wolkenmassen konnte man die Sonne errathen, die längs der Höhen des Balkan dahinzog.

Bald mußte sie dahinter verschwinden.

Die Glocke, die die Schwestern zur Mahlzeit berief, war verklungen, aber diesen halbverhungerten Menschen gegenüber fanden sie nicht den Muth, sich zu Tisch zu setzen.

In ihre schwarzen Mäntel gehüllt, wandelten sie noch immer in den Reihen der Gelagerten auf und nieder, um sie zu erquicken und das vielgestaltige Elend nach Möglichkeit zu lindern.

Die Deckungsmannschaften sahen dem Getriebe mit finsternen, trogigen Mienen zu.

Unter den Füßen so vieler Menschen, die da unaufhörlich hin und her gingen, hatte der Schnee sich in einen kalten, schmutzigen Brei verwandelt. Sie standen darin, froren in ihren

Stiefeln und durften sich nicht von der Stelle rühren. Sie selbst litten Hunger und waren von Strapazen erschöpft und da mußten sie zusehen, wie man sich um die Gefangenen mühte, und diese türkischen Hunde fütterte.

Was hatte es für einen Zweck, diese halbkrepirten Kerle herumzuschleppen? Wäre es nicht besser gewesen, ihnen gleich den Garaus zu machen? —

Der Chefarzt kam aus dem Zelte heraus, er sah finster und sorgenvoll aus.

Er rief Lazar Tempstky zu, der eben an ihm vorüber kam.

„Da wird uns wieder eine hübsche Anzahl auf dem Halse bleiben — die Kerle können nicht weiter.“

„Es ist ein Wahnsinn, solche Leichname marschiren zu lassen“, erwiderte Lazar.

„Sie bringen uns den Typhus und das ist das Allerschlimmste — Teufel, da fliegt schon wieder Einer hin“, sagte der Doktor und trat zu einem der Gefangenen, der, aus dem Zelte kommend, mit unsicherem Gange über die Füße eines Anderen gestolpert, gegen den Zeltpfosten gefallen war und sich die Stirne verletzt hatte.

Er blutete stark.

Es war ein junger Bursche mit einem schwarzen Vollbart, der sein gelbes Gesicht noch fahler erscheinen ließ. Er griff nach der Stirne, ohne an seinem Fez zu rücken, und als er das herabsickernde Blut gewahrte, das ihm Hände und Kleider färbte, starrte er mit den schwarzen hohlen Augen darauf, als könne er's nicht begreifen, daß es sein Blut sei, das so frisch und roth seinem ausgemergelten Körper entströmte.

Lazar wollte ihm beispringen, aber der Chefarzt hielt ihn zurück: „Lassen Sie doch, ich brauche Sie anderswo.“

Er sah sich nach einer Schwester um: „Bitte, Schwester Helene, wenn Sie Zeit haben, schauen Sie hier nach.“

Er bezeichnete ihr den Mann mit den Augen und entfernte sich rasch, Lazar mit sich nehmend.

Sie schritten über die weite, beschneite Fläche dahin, einer

entfernten Erdhölle entgegen, aber bald machten sie Halt, um sich ihre Zigarren anzuzünden.

Lazar blickte nach der Schwester zurück, die vor dem Verwundeten auf dem feuchten Boden sich niedergelassen hatte und sich über ihn beugte, um die Wunde zu untersuchen. In ihrer Haltung drückte sich ernste Hingebung aus, die jede Spur von Ekel und Scheu überwunden hatte.

„Unsere freiwilligen Schwestern sind bewundernswerth“, bemerkte Lazar.

„Ihr bewundert sie auch viel zu sehr“, brummte der Chefarzt. „Wir werden künftig nur Nonnen nehmen, Nonnen, Nonnen!“ rief er, seinem momentanen Verdrusse nachgebend, der sich steigerte, als seine Zigarre nicht brennen wollte.

„Wohl nur, um unsere Augen zu strafen“, scherzte Lazar, dem Chef seine brennende Zigarre entgegenhaltend.

„Die Geschlechtslosigkeit ist bequemer“, entschied der Chefarzt, den Rauch vor sich hinblasend.

„Und das vollgiltige Weib würde also unserer Schwäche wegen zurückgesetzt?“

„Das vollgiltige Weib gehört in die Familie.“

„Es ist nur schade, daß diese ihre Aufgabe nicht mehr zu erfüllen vermag, die Familie bietet ihren Töchtern weder Schutz noch Versorgung.“

„Westeuropäische Anschauung“, rief der Chefarzt, rascher ausschreitend, „bei uns ist es noch nicht so weit. Was unsere Weiblein bewegt, das ist die Lust, das Verlangen nach Freiheit und Unabhängigkeit.“

„Aber man läßt sie diese Lust ziemlich büßen“, erwiderte Lazar mit einem feinen Lächeln der Opposition, „diese Frauen arbeiten wie Tagelöhnerinnen und härter noch, aber selbst in diesem mühseligsten aller Berufe haben sie die Konkurrenz Derjenigen auszuhalten, die ein Orben ernährt.“

Der Chefarzt blickte scharf nach dem Sprecher, der die Mütze vom Kopfe gerissen hatte, als wäre ihm plötzlich heiß geworden.

Der Wind durchwühlte das kurze Gelock, und Haar und Bart

schimmerte wie rothes Gold unter den Strahlen der eben untergehenden Sonne.

Der Chefarzt klopfte ihm auf die Schulter. „Sie sind ein Rothe nach innen und außen, aber nehmen Sie sich in Acht, ich warne Sie.“

Hornsignale ertönten. Ein Theil der Gefangenen hatte sich zum Aufbruch bereit zu machen.

Helene war noch immer mit dem Verwundeten beschäftigt; sie hatte ihm das Fez abgenommen, das von Läusen starrte; sie reinigte die Wunde und verband sie, als sie bemerkte, daß er noch eine andere jauchige Wunde am Leibe hatte.

Der Mann rührte sich nicht. Einmal, als ihre guten Augen ihn trafen, suchte es in dem wilden, verthierten Gesichte auf, als überkäme ihn ein Gefühl, daß es, unbekümmert um Religion und Nation, Etwas gäbe, das Menschen mit Menschen verbindet, aber er verfiel sofort wieder in seine frühere Stumpfheit.

Der Tumult, der dem Ausbruche einer Partie voranging, steigerte sich, die Zögernden wurden mit Schimpfworten und Kolbenstößen emporgetrieben.

Helene schritt durch das Gewühl, ihrer Behausung entgegen. Sie war völlig erschöpft und konnte es kaum erwarten, sich zu reinigen und ihre beschmutzten und durchnässten Kleider zu wechseln.

Innerlich fühlte sie sich ruhig und stark; es war, als hätte sie jetzt erst einen Begriff bekommen von dem Wesen und der unerschöpflichen Kraft des Lebens.

Ein bulgarisches Mädchen, das den Schwestern als Dienerin zugetheilt war, kam ihr entgegen.

Es schrie ihr etwas zu, das sie nicht verstand. Aus seinen Geberden errieth sie, daß sie im Schwesterhause von Jemanden erwartet werde und sich zu beeilen hätte.

Ihr von der Nässe schweres Kleid emporhebend, ging sie die knarrende Holztreppe aufwärts und trat in das Vorzimmer, das nach türkischer Weise mit Teppichen und Polstern, die längs den Wänden hinliefen, ausgestattet war.

Bei ihrem Eintritte erhob sich die schlanke, hochgewachsene

Gestalt eines Mannes, der seit einer halben Stunde in prickelnder Ungeduld dageessen und auf sie gewartet hatte.

Er hatte seinen Zobelpelz auf ~~das~~ Polster zurückgeworfen und stand in einem langen Ueberrock da, der, vorne aufgeknöpft, den eleganten Schnitt seiner Kleidung sehen ließ.

Aber auch Kravatte und Handschuhe, der Haarscheitel und sein blonder Bart präsentirten sich äußerst korrekt, durchaus comme il faut.

Die junge Frau in schweren, schmutzigen Stiefeln und dem groben, durchnähten Mantel, das blasse Gesicht von dem plebejischen Vinnenhäubchen umrahmt, bot einen seltsamen Kontrast zu ihm dar.

Helene war bei seinem Anblick zurückgefahren; es war Morre.

Sie fühlte ihre Knie wanken, während ihr Herz in verdoppelten Schlägen pochte. Sie begriff selbst nicht, was sie so stürmisch erregte, denn dieser geschniegelte Mann erschien ihr, die noch die Bilder menschlichen Elends vor Augen hatte, frivol und geckenhaft.

„Was führt Sie hierher?“ fragte sie, sich zur Ruhe zwingend.

Er starrte sie an, unfähig, ein Wort herauszubringen.

War das sie? Das junge, reizende Weib, voll naiver Koketterien, die elegante Frau Hartmann, die von dem weichlichsten Luxus umgeben war?

Hohläugig, mit fahlen, eingefallenen Wangen stand sie vor ihm, um Jahre gealtert. Sie hatte den Mantel bei Seite geworfen, aber auch ihr Anzug darunter war nicht kleidsamer und saß schlotternd auf ihrem Körper, der, wie es schien, seine liebliche Rundung eingebüßt hatte.

„Gnädige Frau“, stammelte er, „ist es denn möglich?“

Sie hob die Augen mit einem nervösen Blinzeln — ihre Pulse flogen noch immer.

„Ich bin Pflegerin — ich habe mich in meinem Berufe müde gearbeitet — sagen Sie mir daher kurz, was Sie mir zu sagen haben.“

Er neigte den Kopf in jener abgemessenen eleganten Weise,

wie man sich im Salon vor einer Dame verbeugt, dann ihr einen Schritt näher tretend, sagte er in einem gedämpften, vorwurfsvollen Ton: „Helene, wie konnten Sie so etwas thun?“

„Ich war zu Ende“, flüsterte sie.

Er nickte: „Das begreife ich. Er hat Sie unglücklich gemacht, Sie konnten nicht länger mit ihm zusammenleben — Sie wollten sich trennen. — Aber mußten Sie deshalb nach Bulgarien gehen — sich als Pflegerin verdingen? — Sie, mit Ihrem weichen, sensiblen Wesen! — Nur in einem Augenblick unzurechnungsfähiger Verzweiflung konnten Sie diesen Schritt thun — aber nun bin ich hier und ich werde Sie diesem Leben entreißen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich danke Ihnen; ich gedenke es fortzuführen — ich befinde mich wohl dabei.“

„Das sagen Sie mir hier in diesem Augenblick, wo ich Sie so traurig verändert finde! Sie sind blaß, abgezehrt — entstellt — kaum, daß ich Sie wieder erkannte — nein, Sie täuschen mich nicht, Helene“ — und er blickte tiefer in ihre Augen, als wolle er auf dem Grund ihrer Seele lesen, und zärtlich faßte er ihre Hände.

Aber so rasch sie sie ihm auch entzog, er hatte gemerkt, daß sie nach Karbol rochen, und das erregte ebenso seinen Widerwillen als seinen Zorn.

„Hier ist die Hölle!“ rief er nervös, „hier wüthet der Hunger, die Pest — und Sie stehen mitten darin — aber wissen Sie denn, was Sie bedroht? Nein. Sie sind eine Frau, Sie vermögen die Folgen Ihrer Handlungsweise nicht einmal annähernd zu berechnen. — Lassen Sie mich für Sie sorgen, für Sie denken. — Lassen Sie mich Sie fortbringen und zwar sogleich. Alle Vorbereitungen sind getroffen. Sie können den Dienst sofort verlassen, ich bürge für Alles.“

Er sah sie mit Augen an, die sie nicht allein zu überzeugen, die sie zu meistern suchten, aber sie hielt die ihrigen gesenkt. Er konnte den Eindruck, den seine Worte auf sie hervorbrachten, nicht verfolgen, und sie blieb stumm, in einer abweisenden Haltung.

Das irritirte ihn; aber seine Eitelkeit sah darin nur die

gewöhnliche Frauenlist, und er fühlte sich in der Richtung des einmal gefaßten Entschlusses nur um so unwiderstehlicher vorwärts gedrängt.

Sie war jetzt ein verlassenes, hilfebedürftiges Weib, durch Uebereilung in die schlimmste Lage gebracht; er wollte sie daraus befreien, und da er sich's einmal zugeschworen hatte, sie zu besitzen, so wollte er sie auch haben. Er beugte sich zu ihr nieder, seine Lippen näherten sich ihren Ohren, die zu erglühen begannen, und dem feingeformten Halse, in dem die schwarzen Locken sich tief hinab kräuselten; das hatte für ihn immer etwas Verlockendes gehabt, und das Feuer, das bei ihrem verwandelten Aussehen zu erlöschen drohte, entzündete sich aufs Neue.

„Haben Sie doch Erbarmen mit sich selbst, Helene, und auch mit mir . . . ich habe um Sie gelitten, weiß Gott, und ich kann diese Pein nicht länger ertragen. Alle Strapazen und Mühseligkeiten dieser Reise habe ich auf mich genommen, hundert Unannehmlichkeiten und Gefahren habe ich getrogt, um Sie wiederzusehen, denn ich verschmachte vor Sehnsucht!“ Und leiser noch, in jenem tiefen, vibrirenden Ton, der auch die Nerven des Anderen erzittern läßt, flüsterte er, „ich bin zu Allem bereit, Helene, befehlen Sie über mich, ich schrecke vor keinem Opfer zurück, um Sie mir zu erringen.“

„Auch nicht vor Feigheit und Gemeinheit!“ stieß sie bebend hervor.

„Wie beliebt?“

Sie hatte den Kopf erhoben und sah ihm jetzt voll ins Gesicht mit großen, blizenden Augen.

Ihr Herz klopfte in wahnsinnigen Schlägen, aber jetzt wußte sie den Sturm in ihrem Innern zu deuten, den sein Anblick in ihr entfesselt hatte und der jeden Nerv in ihr erbeben ließ. Es war die Empörung, die leidenschaftliche Empörung ihres ganzen Menschen, die ihr Blut sieden machte, und ihr bis in die Fingerspitzen zuckte.

„Ich habe Sie gesehen — an jenem Gewitterabend — in St. Agath — wo Sie — wie ein Dieb — sich in mein Zimmer geschlichen hatten.“ Stoßweise kam es von ihren Lippen.

„Ich war damals rasend, Helene — sinnlos vor Liebe — aber sollte das Weib, das eine solche Leidenschaft, die nach nichts mehr fragt, in der Brust eines Mannes entzündet hat, sie nicht auch verzeihen können?“

Er breitete seine Arme gegen sie aus, aber sie streckte ihm in entschiedener Abwehr die Hand entgegen.

„Rühren Sie mich nicht an, ich komme von den Gefangenen, ich habe jauchige Wunden verbunden!“

Entsetzt trat er von ihr zurück, in völliger Ernüchterung.

In ihr zartes, abgemagertes Gesicht trat ein Zug unsäglichlicher Verachtung und kränkelte ihre Lippen zu einem ingrimmigen Lächeln.

„Das schreckt, nicht wahr? Aber wir können ja auch nicht immer zu Eurer Lust bereit sein, wenn Ihr auch meint, daß wir nur dieserwegen geschaffen sind; ich bin anderer Meinung: Ja, sehen Sie mich nur an, ich habe hier gelernt, dem Tod in die Augen zu sehen und ihm seine Opfer streitig zu machen, ich bin hier furchtlos geworden, und nun kommen Sie daher in Ihrem eitlen Gebahren, in Ihrer weichlichen Art, wohl ausgestaffirt und geschmiegelt, und bieten mir Ihren Schutz an. Vor wem wollen Sie mich denn schützen? Ich lebe hier unter Männern, und der roheste Bursche hat Achtung vor mir, denn er sieht, daß ich nützliche Arbeit verrichte und mich redlich bemühe für Andere. Oder wollen Sie mich schützen vor eben dieser Arbeit und vor der Mühsal, weil Sie gutmüthig finden, daß sie mir die Anmuth raubt, den runden Leib und die rothigen Wangen? Freilich, das sind Dinge, die einem Weibe in Euren Augen einzig Bedeutung verleihen. Aber wissen Sie, warum ich das Alles auf mich genommen habe? Um mich von dem Schmutze zu reinigen, womit Ihr jedes Weib besudelt, zu dem Ihr Eure Wünsche erhebt. Ich wollte mich selbst wieder achten können, darum hab' ich's gethan! Und da wagen Sie es, mir von Ihrer Liebe zu reden und bieten sie mir großmüthig an, wie ein Geschenk? Ich danke Ihnen, ich besitze noch andere Fähigkeiten, als diese eine, die Sie zu honoriren geneigt wären, und ich glaube, in meinem Leben noch etwas Besseres thun zu können, als Ihre Maitresse zu werden.“

Sie war außer sich. Wie ein Schrei der Empörung löste sich das lang Zurückgehaltene von ihren Lippen und es schien ihr Wollust zu sein, ihm so ihre Verachtung ins Gesicht zu schleudern.

Er suchte seine überlegene Haltung zu bewahren, und es gelang ihm nicht schlecht, nur seine Mundwinkel zuckten nervös.

„Ich habe Ihnen meine Unterstützung angeboten und Sie antworten mit einer Beleidigung.“

„Ich will Sie beleidigen, denn Sie haben mich beleidigt mit Ihrem ersten Blick und seither, so oft Sie mich angesehen haben.“

Er verbeugte sich höflich und kalt.

„Ich bedaure, gnädige Frau, aber ich konnte es nicht wissen, daß mir Ihre Gunst ein ewig Unerreichbares bleiben sollte. Max Gebhart ist hierin glücklicher gewesen. Schade, daß er seinen heutigen Triumph nicht mehr erlebt hat.“

Das heiße Roth ihrer Wangen wich einer entsetzlichen Blässe. Sie starrte ihn an, ein Krampf wollte sie erfassen, aber ihre Empörung überwand ihn.

Sie streckte den Arm gebieterisch gegen ihn aus und wies gegen die Thür.

„Gehen Sie!“

Wie zwei Klingen trafen ihre Augen zusammen, in tiefem, unauslöschlichem Haß.

Seine Erbitterung hatte ihn zu dieser unedlen Rache verleitet, aber in dem Augenblick schien es ihm, als ob sie viel zu gering wäre für das, was sie ihm angethan hatte.

Die Thür des anstoßenden Gemaches hatte sich geöffnet, die Oberin stand auf der Schwelle.

Sie wendete sich an den Fremden und sagte streng in gebrochenem Deutsch:

„Herr, man beleidigt hier keine Schwester, gehen Sie.“

Morre wollte antworten, aber er besann sich eines Besseren. Er warf seinen Pelz über die Schulter, und nach einer tiefen und stummen Verbeugung ging er hinaus.

Die Oberin näherte sich dem vor Aufregung zitternden Weibe.

„Was hat es gegeben? Sprechen Sie.“

Helene, wie aufgewühlt in allen Nerven, begann hin und her zu gehen, sich im Kreise bewegend.

„Der Glende — der Glende!“ stieß sie in Absätzen zwischen den Zähnen hervor, die zitternd aufeinander schlugen.

„Aber Sie sind ja außer sich, mein Kind.“

In dem Augenblick kam Jemand die Holztreppe herauf und trat ein. Es war Sofia Alexandrowna, die dem Herabkommenden begegnet war, der auf der Treppe noch seine Handschuhe auszog, um sie mit einer Geberde des Widerwillens von sich zu schleudern.

„War das Dein Mann?“ fragte sie Helene.

„Nein, Morre.“

„Ah, und er wollte?“

Helene versuchte zu antworten, sie vermochte es nicht, sie warf sich auf das niedere Polsterkissen und brach in Thränen aus.

„Mag ist todt!“ rief sie unter einem konvulsivischen Schluchzen.

Die Oberin setzte sich an ihre Seite und legte den Arm um die Weinende.

„Regen Sie sich doch nicht so auf, mein Kind, beruhigen Sie sich. Sie sind unglücklich und bedrückt, Sie gehören zu uns. Zögern Sie nicht länger, treten Sie in den Orden, er bietet Schutz und Frieden den Schwachen und Unterdrückten.“

„Verlangst Du nach Frieden?“ fragte Sofia scharf, dann sich über Helene tief herabbeugend: „Helene, die Schwachen und Unterdrückten stehen heute in einem großen Kampfe, sie zählen ihre Kräfte, und Du willst Frieden machen?“

Da blickte Helene zu ihr auf und aus den weinenden Augen brach ein Strahl der Begeisterung, jener tief innersten Kraft, die im Menschen nur der Glaube an etwas Großes zu entzünden vermag.

Und sie streckte Sofia die Hand entgegen und sagte leise aber bestimmt: „Du hast Recht, ich will weiter kämpfen.“

Driftes Buch.

I.

Es war in den ersten Augusttagen des Jahres 1880, während der sogenannten „Hochsaison“, die die Schweiz zum Tummelplatz der reichen Bourgeois aller Länder macht, und Zürich, die altberühmte Stadt, an dem herrlichen See gelegen, entfaltete all' ihre Anmuth und Regsamkeit.

Nach vier Wochen fast ununterbrochenen Regens strahlte nun von dem klarsten Himmel die heiße Nachmittagssonne hernieder, die alle Thäler füllte und die schöne, den See begrenzende Bergkette der Hochalpen in einen feinen, durchleuchteten Dunst zu hüllen begann.

Das geschäftliche Treiben der Einheimischen konzentrierte sich in den engen Gäßchen und unter den alterthümlichen Lauben, während man die auffallenden Gestalten der herumbummelnden Fremden längs der Kais und in der Bahnhofstraße verfolgen konnte.

Von dem blauen See her schimmerten die aufgespannten Segel einiger Lustboote, die von einer aufspringenden Brise geschwellt waren; sie zogen lange blaue Furchen hinter sich drein, die bald wieder verweht waren.

Schon ertönten die Abfahrtsignale der Dampfer, deren Landungsstellen mit Menschen überfüllt waren, die in hastiger Eile über den schmalen Steg die Boote bestiegen, um den See hinauf zu fahren.

In die grüne Umgebung aber, gegen den Uetli und den Zürichberg hinaus, konnte man die Schuljugend, Knaben und Mädchen, in langen Prozessionen sich bewegen sehen, mit ihren Fahnen versehen, unter lauten Gesängen.

Und je abendlicher es wurde, um so lauter knallte es von den Schießstätten herüber, denn in der Schweiz ist jeder Bürger Soldat und übt sich von Jugend auf im Gebrauche der Waffen. Was für ein fröhliches, frohes Getriebe in dieser kleinen, freien, gastlichen Schweiz, die damals ihr Asylrecht trotz der Anstürme und Pressionen noch aufrecht erhielt und vor Niemand ihre Thore verspernte!

Die Hochschulen waren geschlossen, sie hatten Ferien. Die Russen und Russinnen aber, die hier studirten, verblieben in Zürich und nahmen an dem politischen Leben, das sich hier entfaltete, nur um so regeren Antheil.

Sie hielten Versammlungen und Vorträge ab und besuchten die der Internationale und der deutschen Sozialisten.

Nachdem das Sozialistengesetz in Deutschland in Kraft getreten war, das eine ganze Klasse von Staatsbürgern ihrer staatlichen und persönlichen Rechte für verlustig erklärte und jede Meinungsäußerung des unzufriedenen Proletariats unterdrückte, hatte die deutsche Sozialdemokratie in Zürich ein Blatt gegründet, das ihre Interessen zur Sprache brachte und verfocht.

Es hieß „Der Sozialdemokrat.“

Der Partei war damit ein bedeutsamer Mittelpunkt gegeben, um den sich ihre Bestrebungen sammeln und krystallisiren konnten.

In dem hochgelegenen Hottingen, in der oberen Wolfbachstraße, die gegen den Zürichberg steil emporsteigt, befand sich in einem von Gärten umgebenen Hause die Redaktion dieses Blattes, zugleich mit dem Bureau der Administration und Expedition desselben.

Konrad Ebner, der soeben mit dem Schnellzuge angekommen war, nahm seinen Weg dahin.

In seinen Augen blickte noch immer die Kühnheit und das Feuer der Jugend, aber die tiefe, vorzeitige Falte, die sich zwischen dieselben gegraben hatte, gaben Zeugniß, daß er in einem harten und erbitterten Kampfe stand, der seinen Geist und seine Nerven in fortdauernder Spannung erhielt.

Er war ein hervorragender Kämpfer der deutschen Sozial-

demokratie geworden. Von Berlin, wohin er mit seiner Mutter übersiedelte, hatte man ihn vor Kurzem ausgewiesen.

Hierauf war er nach Halle gegangen, wo er in seinem Fache Arbeit gefunden hatte.

Eine Partei-Angelegenheit von ernster Bedeutung führte ihn in diesem Augenblick nach Zürich. Er blickte umher, wie Jemand, der sich in einer neuen Umgebung zu orientiren sucht.

Als er die ihm bezeichnete Hausnummer gefunden hatte, lächelte er und trat in die Thür.

Um dieselbe Nachmittagsstunde schritt eine junge Frau in einem schwarzen, überaus einfachen Perkalikleide, das jeden Aufputzes entbehrte, ein Täschchen in der Hand, den Sonnenschirm aufgespannt, über die Gemüsebrücke in Zürich dahin.

Es war Helene Röder, die ihren Vaternamen wieder angenommen hatte.

Sie hatte ihre Thätigkeit im Dienste des rothen Kreuzes auch nach Beendigung des Krieges noch fortgesetzt. Der Typhus wüthete in den Spitälern und man suchte die geschulten Pflegerinnen fest zu halten. Aber sie erkrankte nun selbst daran.

Die Schwestern pflegten sie getreulich. Als sie genesen war, erhielt sie den Abschied. Die Epidemie hatte abgenommen, und die vorhandenen Ordensschwestern konnten die Dienste allein versehen.

Noch geschwächt, blaß und angegriffen, kehrte sie in das väterliche Haus zurück und wurde freudig und liebevoll aufgenommen.

Sie fand den Vater gealtert und vergrämter als je vorher. Die Zeitumstände hatten seinen Radikalismus bedeutend herabgestimmt. Das Sozialistengesetz, das im Herbst 1878 in Kraft getreten war, brachte die Halben und Kleinmüthigen in Schreck und Verwirrung. Auch Röder glaubte, daß damit die Organisation der Sozialdemokratie tödtlich getroffen und ihr fortan jede Möglichkeit abgeschnitten sei, ihre Anschauungen geltend zu machen und zu verbreiten.

Ronrad, der es so wohl verstanden hatte, seinen Muth zu

beleben und seinen Geist zu befeuern, war vor einem halben Jahre mit seiner Mutter nach Berlin gezogen, und Röder, der bisher unter einem Pseudonym schriftstellerisch für die Partei thätig gewesen war, zog sich nun ganz von derselben zurück.

Er gab Alles für verloren und die Ereignisse schienen ihm Recht zu geben.

Ueber Berlin und Umgegend wurde der kleine Belagerungszustand verhängt, und obwohl nichts Thatfächliches vorgebracht werden konnte, was diese außerordentliche und ungeheuerliche Maßregel gerechtfertigt hätte, so wurde sie doch aufrecht erhalten und die Verfolgungen und Ausweisungen wollten kein Ende nehmen.

Röder, politisch mundtobt gemacht, machte seinem gepreßten Herzen seiner Tochter gegenüber Lust, die für seine kritischen Ausführungen ein aufmerksames Ohr hatte, aber durch seinen Pessimismus sich oft schmerzlich betroffen fühlte.

Auch die Verhältnisse im eigenen Hause sah er im düstersten Lichte.

Er war im Amte vorgerückt, aber die Erhöhung des Gehaltes entsprach nicht den gesteigerten Ansprüchen der Familie, und mit dem Nebenverdienst war es vorbei.

Er ließ seine Söhne studiren, aber sie bekamen es täglich von ihm zu hören, daß sie als Proletarier des Geistes noch tausend Mal beklagenswerther sein würden, als die Proletarier der Industrie.

Und jetzt hatte er auch die Tochter wieder im Hause, ein armes junges Weib, das sein Leben verfehlt hatte.

Helene that Alles, um ihn wenigstens über ihr Schicksal zu beruhigen; sie wollte sich schon selbst durchs Leben helfen, sie habe ja schon bewiesen, daß es ihr nicht an Muth gebreche, aber er lächelte trübe und ungläubig. Sie versuchte es zunächst mit Uebersetzungen aus dem Russischen, und der Vater mußte zugeben, daß ihre Arbeiten Talent verriethen. Um so entrüsteter war er, daß sie ihr so schlecht bezahlt wurden.

Eines Nachmittags war er erregt von seinem Bureau nach

Hause gekommen; die Abendblätter hatten die Notiz von der Vermählung Doktor Hartmann's gebracht.

„Mit einer der Geistreichsten und Interessantesten unter den Damen unseres High life“, hatte das Blatt hinzugefügt.

Röder zeigte es seiner Tochter schwarz auf weiß.

Sie war überrascht. Als sie aber den Namen gelesen hatte, mußte sie lachen.

Die Lotosblume war die Erwählte.

Er hatte die vergränte Millionärin geheirathet, über die er sich oft in der indezentesten Weise lustig gemacht hatte; Helene hätte es nie für möglich gehalten. Aber bei weiterem Nachdenken fand sie, daß beide eigentlich vorzüglich für einander paßten, sie würden sich gegenseitig lanciren.

„Dieser Herr hat jedenfalls ein gutes Geschäft gemacht“, bemerkte Röder bitter, „o, ein Piffikus, dieser Herr Doktor, erst freit er die Jugend und Unschuld, dann das Geld. Ein wievielsacher Millionär ist er denn jetzt, Dein Mann?“

Und nun suchte er ihr begreiflich zu machen, wie übereilt, wie unverantwortlich thöricht sie doch gehandelt habe.

Wie die Sachen zwischen ihr und ihrem Manne standen, einem notorischen Ehebrecher, hätte sie auf eine bedeutende Mimen-tation Anspruch gehabt, und sie hätte sie unfehlbar erhalten müssen. — Aber der ernste, mißbilligende Blick, der aus ihren Augen ihn traf, ließ ihn verstummen.

Sie hatte es ihm schon einmal gesagt, daß sie lieber Betteln gehen wolle, als von dem Mann eine Pension annehmen, der sie nicht mehr mochte und den sie verachtete.

Nun, Röder hatte dasselbe Empfinden, und wenn er anders gerathen hatte, geschah's nur, weil ihn sein Kind erbarmte. Aber es war sein Schicksal, daß er, der Idealist, sobald er einmal praktisch sein wollte, den Kürzeren zog. Nur an das Wohl der Seinigen hatte er gedacht, wenn er sich schon verbarg und seine Grundsätze verleugnete, Niemand wußte ihm Dank dafür, und nun mußte er's erleben, daß sein eigenes Kind ihn der niederen Gesinnung verdächtigte.

Thränen stürzten dem alten Manne in die Augen und seine Lippen bebten.

„Weißt Du, auch ich hatte ein stolzes Herz, auch ich wollte im Leben festhalten, was dem Manne das Höchste gilt, seine Ueberzeugungen, aber der Kampf ums Dasein entwürdigt, der bringt uns herunter. Du kennst das noch nicht — nein — Du kennst es nicht. Du bist in Bulgarien eine Heldin gewesen, Du konntest es sein. Dein Unterhalt war Dir gesichert und Deine Exaltation hat Dich über alle Mühsal erhoben — jetzt bist Du zu einer Proletarierin herabgesunken; Du wirst erst erfahren, welche Demüthigungen das in sich schließt, wie das alle menschliche Würde vernichtet und allen Stolz. Wie man sich da duckt und duckt und duckt, um des elken Fraßes willen, wie man schweißwebelt vor dem Laster, bis Einen der Ekel erfasst und man sich selbst ins Gesicht spucken möchte.“

„Mein Vater!“ rief Helene und tief ergriffen stürzte sie ihm an den Hals und streichelte und küßte ihm die Thränen von den runzligen Wangen.

Sie verstand ja Alles, sie begriff, was er gelitten hatte, als Denker, als Mensch, durch seine Pflichten gebunden, und sie sagte ihm so viel Liebes und Zärtliches, wie es ihr aus dem Herzen quoll, bis es ihr gelang, ihn zu beruhigen.

Sie selbst fühlte sich ruhig und stark.

Sie hatte ihre Gesundheit wieder zurückerlangt und stand in der Vollkraft ihrer geistigen und physischen Fähigkeiten.

Sie arbeitete fleißig mit der Feder und fühlte sich zu selbstständigem Schaffen aufgelegt.

Sie hatte Skizzen aus Bulgarien geschrieben, Röder fand sie originell und interessant und rieth ihr, sie einem hervorragenden Blatte einzusenden.

Es geschah. Sie erhielt lange Zeit keine Antwort, endlich kam ein Zettel, worin sie aufgefordert wurde, sich in die Redaktion zu verfügen. Sie wurde von einem der Redakteure mit kühler Höflichkeit empfangen und nach kurzer Musterung gefragt, ob sie das Alles selbst geschrieben habe.

Auf ihre Bejahung lächelte der Mann. „Es ist Manches sehr kühn darin — ja sehr — frei sogar, mein Fräulein“, er suchte ihre Augen.

„Es ist nichts darin, dessen sich eine Frau zu schämen hätte“, sagte sie kalt, aber sie fühlte, wie ihr die Röthe des Unwillens unter diesem sie examinirenden Blick in die Wangen stieg.

„Man erkennt aus den Schilderungen, daß Sie selbst in Bulgarien waren — haben wohl Vieles schon selbst erlebt?“ schmunzelte er.

Sie fragte, ob er die Arbeit brauchbar finde, wenn nicht, bitte sie um die Rückgabe.

Aber er meinte, das Blatt werde ihre Skizzen wahrscheinlich bringen können.

„Sobald wir soweit sind, werde ich Ihnen die Belegexemplare zuschicken“, und er nickte ihr freundlich, wie verabschiedend zu.

Als sie nach dem Honorar fragte, riß der Mann die Augen verwundert auf, dann lachte er. Es sei noch nie dagewesen, daß junge Damen für ihre Erstlingsarbeiten ein Honorar bezögen, und als sie ihm sagte, sie bekäme sogar für Uebersetzungen ein solches, meinte er: Auch sein Blatt bezahle Uebersetzungen, damit mache man sich keinen Namen, aber es gäbe Hunderte von Schriftstellerinnen und selbst von Schriftstellern, die glücklich wären, wenn ihre Arbeiten in dem Blatte veröffentlicht würden, denn „die Ehre, der Ruhm, mein Fräulein, ist auch etwas.“

Sie versicherte ihm jedoch, daß sie einstweilen auf Ruhm keinen Anspruch mache, aber sie müsse leben.

„So, so, Sie wollen also verdienen — Sie müssen verdienen —?“

Er examinierte wieder ihr schönes Gesicht, ihre jugendliche Gestalt, dann bemerkte er leise: „Kommen Sie heute gegen sechs in meine Wohnung, wir werden Ihre Skizzen einmal zusammen lesen, dann werde ich Ihnen sagen, was ich dafür zu bezahlen gedenke.“

Da griff sie mit fester Hand zu, nahm ihr Manuscript an

sich, und ohne ein Wort zu sagen, ohne den Mann zu grüßen, ging sie hinaus.

Ihr Blut kochte in heißer Empörung, aber zugleich fühlte sie sich von Sorge und Leid bedrückt. Und wenn sie jetzt nach Hause kam, was sollte sie dem alten Manne sagen? Daß sie nicht in selbstgewählter Arbeit ihr Brot verdienen könne und noch länger auf seine Kosten leben müsse. Nimmermehr, er trug hinlänglich schwer daran, daß sie unbedacht jede angemessene Versorgung von sich gewiesen hatte.

„Angemessene Versorgung?“

Sie sah plötzlich empor und ihre Brust hob sich höher. Ihr war, als hätte sie sich doch von der schlimmsten Knechtschaft erlöst; sie gehörte sich selbst an, sie war frei. Und wenn sie zum Proletariat herabgedrückt war, wenn sie auf selbstgewählte Arbeit verzichten und sie dort nehmen mußte, wo sie sie gerade fand, gut, dann wollte sie auch den Kampf des Proletariats mitkämpfen, den Kampf gegen diese ganze korrupte Gesellschaft. Alle ihre revolutionären Instinkte waren wachgerufen.

Indeß sollte sich in ihrem Schicksal eine neue Wendung vollziehen.

Zu Hause angekommen, fand sie Briefe von Sofia Alexandrowna und Tania Michailowna vor, die sie aufforderten, zu ihnen nach Zürich zu kommen. Sofia hatte in Bern den Doktorhut erworben und gedachte sich in Zürich zum Zwecke weiterer klinischer Studien festzusetzen. Tania wollte daselbst ihr letztes Jahr Medizin absolviren.

Die Freundinnen kannten ihre Lage und wollten sie derselben entreißen. Sie glaubten, daß sie in Zürich eher etwas verdienen könne und wiesen auf Schweizer demokratische Blätter hin, denen ihre Arbeiten willkommen sein dürften und mit denen sie vielleicht in dauernde Verbindung treten könne. Sie solle mit den Freundinnen zusammen wohnen und das bescheidene Leben mit ihnen theilen.

Es sei ein Leben der Arbeit, inmitten einer geistig belebten Atmosphäre.

Im Kreise der russischen Emigration in Zürich würde ihr eine neue Welt erstehen, mit neuen Idealen, in der Mann und Frau als gleichwerthige und gleichgestellte Menschen miteinander verkehren.

„Komm sofort, zögere nicht, unsere Herzen verlangen nach Dir“, lautete der Schluß dieses Briefes, den Helene an ihre Lippen drückte.

Sie war dem Rufe gefolgt und nach Zürich gegangen. . . .

Als sie in diesem Augenblick die Gemüsebrücke überschritt, hatte sie die Sonne im Rücken und der schwarze Schirm ruhte lässig auf ihrer Schulter. Das nun wieder volle Gesicht hob sich rosig von diesem dunklen Hintergrund ab, und die schönen Augen zeigten einen frohen und glücklichen Ausdruck, der ihr die Jugend wieder zurückgab. Auch ihr Gang war leicht und schwebend, wie ehemals, und sie bewegte kaum merklich den Kopf, wie man es thut, wenn Gedanke an Gedanke sich drängt.

Sie hatte soeben mit dem Chefredakteur eines demokratischen Blattes ein festes Engagement als ständige Mitarbeiterin abgeschlossen. Man hatte sie mit sehr viel Achtung behandelt, aber man bezahlte sie schlecht; man versicherte, ihre Arbeiten seien vortrefflich, aber die Mittel des Blattes gering.

Nun, sie war zufrieden, sie brauchte so wenig, und wenn sie recht fleißig war, würde sie ihr Auskommen finden.

Diese langersehnte Möglichkeit, in liebgewordener Arbeit sich ehrlich ihr Brot zu verdienen, war endlich da und erfüllte sie mit hoher Freude, sie verließ ihr Festigkeit und Zuversicht, das that ihr so gut.

An der Ecke vor der Fleischhalle wurde sie von einer Höckerin angerufen, die da ihren Obststand hatte, und ihre Waare mit Wort und Geberde anpries.

Helene blieb stehen.

Diese Reineclauden waren in der That herrlich, groß und von der Sonne durchreift. Tania würde entzückt sein, wenn sie ihr welche brächte. Es war zwar Verschwendung bei ihrem Einkommen, aber sie hatte nun doch ein Einkommen, und sie kaufte welche für 50 Centimes.

Die Höckerin zählte Stück für Stück ab und packte die Reineclauden, grüne Blätter säuberlich dazwischen schiebend, in eine Düte. Als sie einen Blick auf die vor ihr Stehende warf, legte sie gutmütig zwinkernd noch drei dazu. Sie kannte ja die „wißchten“ Dinger, die da auf das „Poly“* hinausliefen; arm waren sie Alle und hungrig und wenn sie noch so viel in ihre dicken Köpfler hineinstopften, verdienen würden sie noch lange nichts, das wollte sie ihnen garantiren.

Sie lächelte gönnerhaft und auch Helene lächelte, zahlte und eilte weiter.

Sie hatte unter den Lauben noch etwas zu kaufen und ging dann die steile Rämistrasse aufwärts.

„Lenotschka“, rief jetzt Jemand hinter ihr drein.

Helene wandte sich um.

Ein großes schlankes Mädchen lief fast athemlos den Berg herauf, mit den langen Armen gestikulirend und ihr zuwinkend.

Als sie sie erreicht hatte, hustete sie und lachte und versuchte dabei zu sprechen, bis ein Krampf sie erfaßte und sie zwang, endlich den Mund zu halten.

„Aber Nina, wie kannst Du nur so verriickt den Berg herauflaufen“, tadelte Helene.

„Jeder läuft, wie er kann“, entgegnete sie munter, dann russisch:

„Gehst Du nach Hause?“

„Gewiß, ich habe zu thun.“

„Ach, laß doch, komm jetzt mit mir.“

„Wohin?“

„Es ist heute Freitag, wo der „Sozialdemokrat“ verschickt wird, das Personal reicht gewöhnlich nicht aus, und da kommen die Freunde zusammen und helfen ihnen die Adressen schreiben, willst Du nicht auch?“

„Sehr gerne“, sagte Helene, „ich bin schon einmal dabei gewesen.“

* Abkürzung für Polytechnikum, im Volksmunde die Bezeichnung für alle Fakultäten der Züricher Universität.

Kautsky, Helene.

Nina steckte kameradschaftlich ihren Arm in den ihren und nun bogen sie nach der Wolfbachstraße ab und gingen im Schnellschritt vorwärts.

„Was hast Du da?“ fragte Nina Iwanowna, die Düte mit dem Finger bezeichnend.

Helene hielt sie ihr geöffnet hin: „Gefällig?“

Nina that einen kühnen Griff und begann sofort zu essen, in schmackender, wirklich unschöner Weise.

Die Schönheit hatte nun überhaupt nicht an ihrer Wiege gestanden, und sie mochte im ersten Moment geradezu häßlich erscheinen. Groß, hager und grobknochig, fehlte ihrer Haltung die Anmuth und ihren Zügen jegliche Feinheit.

Sie entstammte einer kleinrussischen Bauernfamilie, und obwohl sie seit zwei Jahren im Auslande lebte und in Zürich Medizin studirte, waren ihr doch alle Formen des gesellschaftlichen Lebens fremd geblieben.

Sie war arm und lebte von einem Privatstipendium, das sie dadurch erworben, daß sie auf dem Mädchengymnasium in Kiew immer die Erste gewesen war.

Für ihre geringen Bedürfnisse, sie nährte sich nur von Brot, Milch und Eiern, wären ihre Bezüge mehr als ausreichend gewesen, aber seelengut, zählte sie zu Denen, die überall helfen wollten. Was ihr gehörte, gehörte auch ihren Freunden und sie gab, so lange sie hatte.

Für ihre bekannte Hilfsbereitschaft, die sich nach allen Richtungen hin manifestirte, hatte man ihr im Kreise der Emigranten zahlreiche Spitznamen beigelegt.

Sie hieß „der Nothhelfer“, „der Laufbursche“, „der Anker“, lauter männliche Bezeichnungen, wie denn Niemand sie als zum schwachen Geschlechte gehörig betrachtete, obwohl sie ein zärtliches, leicht entzündbares Herz hatte.

„Was hat Dich in die Stadt geführt?“ fragte Helene.

„Du weißt doch, Alara Pisanoff hat entbunden“, sagte Nina, „es kam ihr sehr ungelegen, sie hat ihr letztes Examen vor sich.“

„Das wird sie nun für ein Jahr hinauschieben müssen“, meinte Helene.

„Das wird sie nicht“, erklärte Nina bestimmt, während sie mit gleicher Entschiedenheit in die Düte griff. „Sie studirt im Bette und wird zur festgesetzten Zeit schon gerüstet sein.“

„Aber wie versorgt sie das Kind, oder vielmehr die Kinder? Das ist ja ihr zweites.“

„Ah, der Große ist selbständig, der ist fast drei Jahre alt, der geht mit dem Vater, und für das Kleine habe ich soeben in der Stadt diese Saugflasche gekauft“, sie klopfte auf ihre Tasche, die weit abstand, „jetzt kann das auch ohne Mutter versorgt werden.“

„Du bist wohl viel bei ihnen, Nina?“

„Ich thue, was ich kann“, sagte sie einfach, „aber es reichte nicht aus, wenn Pisanoff nicht so brav wäre, ein prächtiger Mensch! — Nun, er versäumt nichts, er ist noch nicht so weit, er kann seine Prüfungen erst im nächsten Jahre ablegen, da hat er Zeit, sich vorzubereiten, aber es thäte ihm zu leid und mir auch, wenn Klara damit nicht zurecht käme.“

„Kocht er denn auch?“ fragte Helene, die sich von den ihr anerzogenen Begriffen, die zwischen Frauen- und Männerarbeit streng unterschieden, nicht völlig zu emanzipiren vermochte.

„Natürlich kocht er“, sagte Nina so ruhig, als wenn sich das ganz von selbst verstünde, „aber er muß auch verdienen — er arbeitet für mehrere Blätter — es trägt so wenig ein und es geht ihnen wirklich so knapp — aber wenn Klara ihren Doktor gemacht hat, dann wird es schon besser werden — sie ist sehr geschickt, sie wird als Frauenarzt sofort eine Praxis finden — dann kann sie ein Mädchen halten und dann — ach Gott — es ist nur mehr eine drin — sei nicht böse, ich habe all' diese grünen Dinger da aufgegessen — nein, wie mir das leid thut — ist's vielleicht Dein Abendimbiß gewesen?“

„Beruhige Dich, nur eine Mäscherei.“

„Gut, für mich war's ein Mittagessen“, sagte Nina vergnügt, indem sie die letzte Reineclauden in den Mund steckte.

Sie waren vor dem Hause am oberen Wolfbach angelangt, das Konrad vorhin betreten hatte und begaben sich sofort, eine Treppe hoch, in die Wohnung des Redakteurs.

Dieser selbst war nicht anwesend, aber um den Speisetisch herum saßen eine Anzahl von Volontärs, Herren und Damen, die voll Eifer sich anschickten, die Kouberts, in denen der „Sozialdemokrat“ verschickt werden sollte, mit ihren interessanten Handschriften zu versehen.

Die Ankömmlinge wurden freudig begrüßt, und eine reizende Blondine, die hier die Honneurs machte, hatte ihnen sofort einen Platz und alles Nöthige zugewiesen. Diese noch junge Frau war die Gattin des Administrators des „Sozialdemokrat“. Von der ängstlichsten Ordnungsliebe und Bedanterie, lag ihrem Wesen nichts ferner als der Gedanke des Umsturzes. Ihre Toilette war immer sorgfältig und sie sah so appetitlich und nett aus, wie aus dem Schächtelchen gezogen.

Sie bewohnte mit ihrem Manne zwei Stübchen des Erdgeschosses, darin glänzte es von Sauberkeit und alles war symmetrisch geordnet; da durfte kein Stühlchen oder Näpfchen auch nur um eine Linie anders gerückt werden, als sich's gehörte. Sie pflegte in diesem Heiligthum mit Handschuhen umherzugehen, weil sie immer säuberte, putzte und wischte.

Ihr Leben war indeß nicht immer so glatt und polirt gewesen, sie hatte Hartes erduldet. Ihr Mann, den sie sehr liebte, hatte als politisch Kompromittirter eine lange Gefängnißhaft durchzumachen; sein blühendes Geschäft ging zu Grunde, und als er herauskam, wurde er ausgewiesen. Sie hatte den Gefangenen getröstet, nun folgte sie ihm in die Verbannung. Glücklicherweise durfte sie all' ihre Säckelchen mitnehmen; das milberte ihre Schrecken. Bald fand sie, daß Zürich kein allzu übler Ort sei, denn es war daselbst Alles nett und rein.

Die Bestrebungen der Partei erhitzen ihr nicht das Blut, aber die revolutionären Schlagworte waren ihr wohl geläufig und sie benutzte sie in naiver Unbekümmertheit, ohne auch nur mit den schönen, langen Wimpern zu zucken. Unter den Revo-

lutionären machte sie scharfe, persönliche Unterschiede. Sie sympathisirte nur mit den „Besseren“, die was auf sich hielten. Diese bemutterte sie und hielt auch ihre Wäsche in Ordnung. Vor Denjenigen, die nicht so viel Rücksicht hatten, ihre Stiefel zu putzen, ehe sie bei ihr eintraten, warnte sie ihren Mann auf das Dringlichste, leider ohne Erfolg.

Sie wurde gewöhnlich „die Tante“ genannt, obwohl sie's nicht gerne hörte; aber ihr Mann hatte in Zürich den Namen gewechselt, und da die alten Genossen, die ihn besuchten, nicht seinen neuen, und die jüngeren nicht seinen alten kannten, so hieß er kurzweg „der Onkel“, oder „der rothe Postmeister“.

Er trat soeben herein. Er wollte sich überzeugen, ob genügende Hilfskräfte vorhanden seien und die Adressen geschrieben würden.

Er war ein zartgebauter, magerer Mann, wenig über die Dreißig, mit schwarzem Haar und gelblicher Haut, die etwas Pergamentartiges hatte. Er besaß kaum Mittelgröße, die scharfblickenden Augen und ein starker Schnurrbart, der in einer langen Spitze kühn nach aufwärts gedreht war, gaben indeß seinem hageren Gesichte einen martialischen Zug.

Seine lange Gefängnißhaft hatte seine Gesundheit angegriffen, aber seinen Witz hatte sie ihm gelassen, wie seine Schrullen. In Parteisachen von strenger Disziplin, zeigte er sich oft starrköpfig im persönlichen Verkehr, und wenn da nicht geschah, was er wollte, nahm er eine leidende Miene an und sprach von Unterdrückung.

Ging ihm Alles nach Wunsch, dann war er der Jovialsten Einer, der sich auf seine Schneidigkeit etwas zu Gute that.

Man lachte über seine Ausfälle, die Niemand wehe thaten, denn er war eine edle, grundgütige Natur.

Was diesen rothen Postmeister aber vor Allem auszeichnete, das war sein Muth und ein schier unerschöpflicher Reichthum an Phantasie, der ihn immer neue, bisher nie angewendete Schliche und Wege erfinden ließ, um das in Deutschland verbotene Parteiorgan daselbst einzuschwärzen. Mitunter nahm seine Phantasie

einen gar kühnen Flug. So plante er einen unterirdischen Tunnel unter der Grenze — begnügte sich aber einstweilen mit einfacheren Mitteln, seinen „Sozialdemokrat“ hinüber zu befördern.

Diese Sendungen waren offenkundig. Die deutsche Polizei wußte ganz genau, daß allwöchentlich einige Ballen „Sozialdemokrat“ über die Grenze gebracht wurden, und doch gelang es ihr nur ausnahmsweise, sie abzufassen und zu konfiszieren.

Sobald er eine Sendung abgelassen hatte, verfiel der rothe Postmeister, der eine Art Feldpostdienst organisiert hatte, in eine gallige, nervöse Unruhe, aber sobald er die Meldung erhielt, daß das Manöver gelungen sei, fühlte er sich wieder leicht und elastisch und seine Brust hob sich höher, in dem unsäglichsten Triumph, seinen Aufpassern wieder ein Schnippchen geschlagen zu haben.

Seine Frau aber schlug die schönen Augen gen Himmel, und sagte in ihrer phlegmatischen Art: „Gott sei Dank, daß sie draußen sind, jetzt wird er doch wieder essen!“

Der rothe Postmeister, die Hände in die Taschen gesteckt, ging in der Stube auf und nieder, wobei er seinen biegsamen Oberkörper zur Seite neigte, wie ein Segel im Winde.

„In einer halben Stunde muß ich die Adressen haben — alle — alle!“ rief er mit seiner etwas hohen und scharfen Stimme.

„Dann arbeiten Sie hübsch mit, und gehen Sie nicht wie ein Sklavenhalter zwischen uns herum“, sagte Nina.

„Glauben Sie, daß ich nichts Anderes zu thun habe? . . . und die Vorbereitungen — die Verpackungen — wer macht denn die? Meine Damen, es giebt eine Hochwohlweise zu überlisten und wenn wir auch den Bismarck'schen Schnapphähnen über sind — es bleibt immer eine verdamnte Arbeit.“

„Dann kommen Besuche — man giebt Audienzen“, spöttelte ein junger Berliner und eifriger Parteigenosse, der vorübergehend in Zürich weilte. „Genosse Ebner hat Ihnen wohl viel zu erzählen — wie? hat Direktiven mitgebracht, eh?“

„Konrad Ebner ist hier?“ fragte Helene und sah von der Arbeit auf.

Der Postmeister war zornig in die Höhe gefahren.

„Ein Klatschneft, dieses Zürich, ein unausstehliches Klatschneft! Wenn da Einer nur in unsere Bude hineinguckt — ehe er sich niedergesetzt hat, weiß es die ganze Stadt. . . .“

„Was kümmert Sie Genosse Ebner? Oder belieben Sie, im Solbe des Herrn von Madai zu stehen?“

Der junge Mann, dessen Verlässlichkeit außer Zweifel stand, lachte.

„Wenn Sie mich so anzurempeln belieben, dann sollte ich wohl beleidigt thun und mich drücken? — fällt mir aber nicht ein — ich freue mich zu sehr, daß Ebner da ist. . . . Ich sage Ihnen, meine Damen, das ist „Einer“, und wenn er auch nicht an unsere Päpste heranreicht, St. Augustus und St. Wilhelmus, so hat er doch auch den Teufel im Leibe.“

„Hat soeben eine Agitationsreise durch ganz Deutschland gemacht, trotz der Sozialistenhaß — besitzt einen Einfluß auf die Arbeiter — ungeheuer! Verstekt es, ihren gesunkenen Muth wieder zu heben — das thut jetzt vor Allem noth — und dabei läßt er sich nicht erwischen — das ist die Hauptsache. — Aber wir müssen trachten, ihn wieder nach Berlin zu kriegen — wir werden ihn in den Reichstag wählen, die richtige Schnute hat er, reden kann er —“

„Nicht so wie Sie“, unterbrach der rothe Postmeister, bissig lächelnd, „Sie müßten wir eigentlich drin haben — da käme kein Anderer zum Wort.“

„Passen Sie 'mal auf, das kommt noch. . . . Aber jetzt erzählen Sie doch schnell, lieber Dunkel, weshalb Ebner hierher kam.“

„Er wird einen Vortrag halten —“

„Im Café Kessler, das weiß ich schon.“

„Das wissen Sie auch schon! — Dann lassen Sie mich ungehoren.“

„Aber weiter —“

„Da giebt's kein weiter, die Geschicht' ist aus. Empfehle mich allerseits.“ Und sich flott auf die Seite legend, segelte er aus der Stube hinaus.

„Ihr Mann ist heute recht borstig, liebe Tante“, bemerkte Nina in ihrer trockenen Weise.

Die schöne Blondine seufzte mit einer Duldermiene. „Wem sagen Sie das? Als ob ich nicht die Erste wäre, die das verspürte. Heute ist Konzert in der Tonhalle . . . aber er thut nichts dergleichen — und ich habe mich schon so gefreut.“

„Er wird schon gehen“, tröstete Nina, die Tantes Vorliebe für die Tonhalle kannte.

„Der, der! Da kennen Sie ihn schlecht — ich habe alle Hoffnung schon aufgegeben.“

„Vielleicht doch nicht so ganz“, bemerkte der junge Berliner schelmisch, „da Sie Ihre reizenden Stirnlöckchen noch immer in Papilloten tragen.“

Sie machte einen Ruck mit dem Oberkörper von ihm hinweg.

„Ach — gar — laßt mich — Eure Wiße, das paßt mir grade.“

Alle lachten.

„Na, nicht böse sein, Tantchen“, schmeichelte er und machte ein kleines Mündchen.

„Ihre Tante zu sein, das wäre so mein Pläfir, wie Sie wieder aussehen.“

„Ich habe auch Niemanden, der mich schön machte . . . nicht reißen, Tantchen, meine Kravatte hängt an dem letzten Faden!“

„D'rum will ich sie ja haben, geben Sie sie her, ich werde sie Ihnen ausbessern.“

„Sie sind ein Engel! Deshalb müssen Sie auch mit dem Onkel recht viel Nachsicht haben, Tantchen“, er sagte es so herzlich, als ob er für sich selbst etwas erbitten würde . . . „Es geht dem Manne zu viel im Kopfe herum.“

Sie nickte. „Natürlich, ich sage es ja immer, er macht sich krank.“

„Lassen Sie nur erst den Kongreß vorüber sein, dann wird es schon besser.“

„Was meinen Sie?“

„Nun, ich meine den geheimen Parteikongreß.“

„Na, der wird lange geheim sein, wenn Sie d'rum wissen.“

„Daß ein Kongreß abgehalten wird, weiß Jeder, es hat ja im „Sozialdemokrat“ gestanden, aber Keiner weiß wo.“

„Ja, das ist meines Mannes Geheimniß“, sagte die Tante stolz, „und er weiß es zu wahren.“

„Das soll er auch“, versetzte der junge Mann ernst, dann wieder in seinen leichten scherzhaften Ton zurückverfallend. „Wenn ich nur erfahren könnte, ob Ebner des Kongresses wegen hierher kam, Sie sollten das wissen, Tantchen.“

„Was frage ich danach; ich habe ihn gefragt, ob er nicht heute in die Tonhalle kommen würde, dann ginge mein Mann auch.“

„Und was hat er gesagt?“

„Kaum, hat er gesagt, und gelacht hat er dazu. Aber wer weiß, wenn Sie ihm ein wenig zureden wollten, vielleicht ginge er doch. Bitte thun Sie's, er kommt hierher, er hat mir's versprochen, er wird gleich da sein.“

„Ich bin fertig“, sagte Helene, schob ihr letztes Kouvert von sich und langte nach ihrem Hute: „Ich muß fort.“

Sie hatte sich wiederholt danach gesehen, Konrad wiederzusehen und sich mit ihm auszusprechen. Es dächte ihr, als sei sie ihm in Vielem näher gekommen, als hätte sie ihm viel zu sagen und mehr noch von ihm zu hören, und nun hatte der Gedanke, ihm jetzt, ihm hier zu begegnen, etwas Verwirrendes für sie, das fast dem Schrecken glich.

Sie wollte ihm eine Zeile schreiben, und ihn bitten, sie zu besuchen; gewiß, das war besser, als dem Manne, der ihr jetzt in so ernster Bedeutung erschien, zu ungelegener Stunde in den Weg zu treten.

Sie belächelte selbst ihre Eilfertigkeit, die einer Flucht glich, aber schon hatte sie ihren Hut aufgesetzt, grüßte und ging hinaus . . .

„Nun, ist sie wirklich drüben?“ fragte Ebner, der im Bureau vor einem der großen Schreibtische saß und eine Broschüre

durchblättert, den rückkehrenden Onkel, indem er gespannt zu ihm aufblickte.

„Natürlich, ich sagte es Dir ja. Ich hatte Frau Röder bemerkt, als sie ins Haus trat; jetzt schreibt sie mit den Anderen Adressen.“

„Steht sie in Verbindung mit der Partei?“ fragte Konrad weiter, und sah dabei sehr interessirt aus.

„Eigentlich nicht. Die Russen haben sie vollständig in Beschlag genommen, sie schleppen sie in alle ihre Versammlungen, und kommt sie einmal zu uns, geschieht es nur in ihrer Begleitung.“

„So, so, ganz russifizirt also“, Konrad runzelte die Brauen.

„Wir müssen sie uns gewinnen“, versetzte der Onkel. „Sie hat eine gewandte Feder, wir können sie brauchen.“

Konrad warf die Broschüre bei Seite. „Ich muß sie sehen!“

„Ihr seid alte Bekannte?“

„Ich habe sie gekannt, als sie noch ein Kind war, wir wohnten in einem Hause, dann hat sie geheirathet, ist eine Dame geworden und seitdem“ — Er machte eine Bewegung mit der Hand, als ob seitdem zwischen ihnen Alles zu Ende wäre.

„Die Dame hat sie so ziemlich an den Nagel gehängt“, meinte der Onkel.

„Wirklich? Es ist eigentlich sonderbar, daß wir uns so lange nicht gesehen haben.“ Er näherte sich rasch der Thür.

So lange er räumlich von ihr getrennt war, schien es ihm, als könne es gar nicht anders sein, aber jetzt war er von Ungeduld und einer schier unbezähmbaren Neugier erfaßt.

„Ich kann sie mir jetzt nicht vorstellen, nicht vorstellen, ich muß sie sehen!“ rief er und rannte zur Thür hinaus.

Es fehlte nicht viel, so wäre er vor derselben mit Helene zusammen gestoßen, die eben die wenigen Stufen herabsprang. Die Beiden prallten zurück, sahen sich an und blieben voreinander stehen, betroffen, stumm und verwirrt.

„Herr Ebner“, begann Helene mit unsicherer Stimme.

„Frau — gnädige Frau“, stotterte er.

„Ich heiße nun wieder Helene Röder“, sagte sie einfach und streckte ihm herzlich die Hand entgegen.

Ihre Verlegenheit war geschwunden.

Er faßte sie mit Wärme und hielt sie fest.

„Ich war eben im Begriffe, Sie aufzusuchen, Frau — Helene.“

„Ich hoffe, Sie werden zu mir kommen, ich wohne mit Sofia Dobukoff zusammen: Universitätsstraße, weit draußen, das Häuschen nennt man den Palmhof.“ Sie nickte ihm zu, als gedenke sie sich damit zu verabschieden.

Er aber machte eine unwillkürliche Bewegung, als wollte er das flüchtige Glück festhalten, das sich ihm endlich genah.

Schon hatte er die Thür des Zimmerchens aufgestoßen und bat sie, hier einzutreten.

Sie überschritt vor ihm die Schwelle.

Er bemerkte sofort, daß der rothe Postmeister sich in das anstoßende Expeditionslokal begeben hatte, und das bereitete ihm ein unsagbares Vergnügen.

Sie hatte auf dem alten Ledersopha Platz genommen.

Er blieb vor ihr stehen, mit dem Rücken gegen den Schreibtisch gelehnt und sah zu ihr nieder.

Er hätte sie immer nur so ansehen mögen, so gefiel sie ihm.

Seit ihrer Verheirathung hatte er sie stets in dem ihm fremdartigen Putz einer Modedame geschaut, jetzt erschien sie in Kleidung und Haltung schlicht und einfach, ihm lieb und vertraut, und doch in Allem so neu, so ganz anders, als er sich sie vorgestellt hatte.

Ihr schmales Gesicht hatte einen ernsten, gedankenvollen Zug, der für ihn etwas so Reizendes besaß, das er bisher nicht einmal geahnt hatte; ihre Augen sahen groß, ruhig und offen zu ihm empor; es schien ihm, als ob sie ihn musterten, und da fiel ihm plötzlich ein, daß er den Staub seiner Eisenbahnfahrt noch auf sich habe. Dergleichen hätte ihn sonst nicht bekümmert, jetzt juckte ihn der Staub gleichsam in allen Poren, und er war überzeugt, daß er einen sehr schlechten Eindruck auf sie hervorbringen

mußte. Sie hatte den runden Hut vom Kopfe genommen, der ihr lästig war; er langte dienstfertig danach und nahm ihn ihr aus der Hand, verwickelte aber richtig die Bänder an seinen Knöpfen, und erst nachdem sie ihn freigemacht, konnte er damit einen Stoß Flugblätter krönen, die auf dem Schreibtische gehäuft lagen.

Das geschah Alles rasch und fahrig, wie sich ein Neuling zu benehmen pflegt und nicht ein so gereifter, welterfahrener Mann, der er doch wirklich war.

Sie erzählte ihm von ihren Freundinnen, von Tania und Sofia. Er fragte, ob Lazar hier sei und ob Sofia noch den Namen desselben trage.

Nein, hier in Zürich lag kein Grund vor, diese Komödie weiter zu spielen, Sofia Alexandrowna hatte ihren Vaternamen wieder angenommen. Helene sprach dann von der Sitte der Russen, die keine Kaffeehäuser besuchen, bei ihren Freunden zusammen zu kommen. Auch Tania pflegte ihre Landsleute bei sich zu empfangen. Sie nannte ihm die Tage und versicherte, er würde willkommen sein.

Weiter und flüchtig hatten sie dies Alles berührt, als sie eine Frage that, die einen noch helleren Glanz in seine Augen brachte, die Frage nach seiner Mutter.

„Schnell erzählen Sie mir, wie es ihr geht, es ist so lange, daß ich nichts von Tante Luise gehört habe.“

Konrad nahm einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber. Es geschah leicht und ungezwungen und in eben solcher Weise fing er von der Mutter zu erzählen an. Seine Ausweisung hatte ihr großen Kummer bereitet, aber ihre Standhaftigkeit hatte ihnen Beiden über diese schlimmen Tage hinweggeholfen. Sie war in Berlin zurückgeblieben, es ging nicht anders, und er hatte sie seit seiner Ausweisung nicht wieder gesehen.

„Meine Mutter ist jetzt meine Parteigenossin geworden“, rief er fröhlich, „sie agitirt mit viel Geschick unter den Frauen, sie spricht herzlich von der Leber weg und läßt sich nicht leicht verblüffen, oh, sie ist noch immer die Alte, das heißt bei ihr,

die Junge“; und er gab ein Bröbchen ihrer agitatorischen Thätigkeit und ihres ungetrübten Humors zum Besten.

Helene lächelte und nickte zustimmend.

„So war sie eigentlich immer gewesen, frisch und resolut, so kannte ich sie.“

Und nun war die Erinnerung wach gerufen an jene ferne Zeit, wo sie Thür an Thür gewohnt und täglich miteinander verkehrt hatten.

Worte flogen hin und her, Blitzen gleich, die ihnen ein Vergangenes enthüllten, das plötzlich zum Gegenwärtigsten geworden war, und ein trautes Heimathsgefühl war ihnen erstanden, etwas unendlich Süßes, das sie nun lange vermisst hatten.

Konrad hatte eine Photographie seiner Brieftasche entnommen und hielt sie ihr hin.

„Sehen Sie, das ist meine Alte in jüngster Aufnahme.“

Sie steckten die Köpfe zusammen und besahen gemeinsam das Bild, das Frau Ebner in runder, behaglicher Fülle darstellte, mit lachenden Augen und schelmischen Grübchen, mit denen sie gegenwärtig fast allzureichlich gesegnet war.

Konrad scherzte darüber und sie lachten Beide, gut und herzlich, wie man über Diejenigen lacht, die man liebt.

Helene sah plötzlich erstaunt zu ihm auf.

„Ich finde Sie heiterer als je; liegt es daran, weil ich selbst ernster geworden bin?“

„Das ist wohl möglich, aber Sie sollten es nicht sein“, sagte er herzlich. „In der Freude liegt Kraft und jeder Muth muß ein froher Muth sein, das hab' ich von meiner Frau Mutter gelernt.“

„Es scheint mir nicht leicht, ihn zu bewahren, in einer Zeit, wie die unsere ist.“

„Und doch müssen wir ihn bewahren“, sagte er und das markante Gepräge seines Gesichts erhielt einen noch festeren Zug; dann aber lächelte er ganz eigenthümlich und heftete dabei einen strafenden Blick auf sie: „Wir sind ja keine melancholischen Russen, die Hamlet-Naturen sind bei uns selten, und auch die Verhältnisse

liegen anders. Wir Arbeiter gehören einer aufstrebenden Klasse an, das, was die Anderen Welterschmerz nennen, liegt uns fern, und muß es bleiben. Den weichen Bessimismus wollen wir den höheren Klassen überlassen, er ist das Symptom ihrer Zersetzung. Wir wollen lachen, und müßten wir uns selbst die Späßchen dafür erfinden. Glücklicherweise sorgen schon unsere Gegner dafür, daß uns der Stoff nicht ausgeht, und es liegt wirklich eine wundersame Ironie darin, daß das Gift, das sie gegen uns ausspeien, neues Leben in unsere Adern gießt.“

Er hatte sich erhoben, sein Gesicht, seine Haltung zeigte etwas flottes, das ungebrochen geblieben war im Kampf mit den Gewalten.

Sie sah auf diese geistig belebte Gestalt und schwieg.

Sie wußte selbst nicht, was in ihr vorging, aber es war etwas Neues, Gutes und Hoffnungsreiches, das auf sie wirkte und von dem sie sich tief ergriffen fühlte.

Sie fuhr zusammen, als von der Thür her ein böshaftes Richern ertönte und wandte sich um.

Der rothe Postmeister war in das Zimmer getreten, einige Zeitungsblätter in den Händen.

„Hört, hört!“ rief er, „eine neue Konfiskation, etwas noch nie Dagewesenes!“

„Nun?“ fragten Beide gespannt.

„Die Vertilgung des Ungeziefers ist auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden.“

„Aber dann wird es in Deutschland gar zu sehr überhand nehmen“, lachte Konrad.

„Was heißt denn das?“ fragte Helene.

„Nicht viel“, versicherte er, „das ist eines jener harmlosen Späßchen, die wir zur Belustigung der Unserigen fabriziren; wir können nicht dafür, daß die Regierung dafür Reklame macht.“

Konrad hatte Helenens Hut in die Hand genommen und ein Exemplar der zu einem Stoße gehäuftes Flugschrift darunter hervorgezogen, die den seltsamen Titel führte: „Die Vertilgung des Ungeziefers“.

„Darf ich Ihnen dieses lustige Rezept überreichen?“ fragte er und hielt es ihr entgegen.

„Es ist bereits in 50 000 Exemplaren verbreitet“, rieferte der Onkel, „jetzt mögen sie immerhin diese „Vertilgung“ vertilgen, die Brut ist ausgekrochen.“

Helene hatte sich bald darauf entfernt.

Der Onkel sah auf die Uhr und ging in seine Wohnung hinab, um Gut und Ueberzieher zu holen.

Ronrad aber stand am Fenster und sah Helene nach, bis sie zwischen den Gärten verschwand.

Er dachte nichts, er überlegte nichts, Alles in ihm war Freude.

II.

Ein heißer Nachmittag!

Die glühenden Sonnenstrahlen schienen von der breiten Univeritätsstraße, in der die Baulichkeiten noch vereinzelt standen und mit Wiesen und Weingärten wechselten, gar nicht Abschied nehmen zu wollen.

In einem der letzten Häuschen, das sonderbarerweise der „Palmhof“ genannt wurde, finden wir Helene mit ihren Freundinnen.

Helene und Sofia hatten gemeinschaftlich ein nettes Mansardenstübchen inne, während Tania, der das Steigen schwer fiel, ein großes Zimmer der Bel-Etage bewohnte, das gleichzeitig als Empfangsalon diente.

Es war fünf Uhr, und endlich kam auch der „Palmhof“, in dessen Vorgärtchen nur einige Nelken und Leokojen ein kümmerliches Dasein fristeten, in den Schatten.

Aber die kleinen rothen Blumen richteten ihre Köpfe nicht wieder auf, sie waren welk und versengt und unter dem warmen Wind, der sie leise bewegte, strömten sie einen matten Duft aus.

Die Fenster von Tania's Stube standen weit geöffnet. Tania selbst lag nahe dabei auf einem kleinen, schmalen Sopha, den

Kopf durch ein weißes Kissen gestützt, das sie ihrem Bette entnommen hatte.

Sie hatte die Füße weit heraufgezogen und es fröstelte sie, trotz der Hitze.

Ihre Gesichtszüge hatten sich wenig verändert, aber ihr Körper war noch zarter geworden und in ihrer schlaffen Haltung sprach sich ein völliger Verbrauch von Kraft aus.

Die arme Tania war krank.

Das tragische Geschick ihres Vaterlandes und ihr eigener Kummer unterminirten diese zarte Organisation und erhielten sie in einem beständigen Fieber.

Sie hatte in einem Zeitungsblatt gelesen und warf es nun schauernd zu Boden.

Es enthielt die aus allen Theilen Rußlands eintreffenden Nachrichten über die immer trostloser werdende, schier unerträgliche Lage der bäuerlichen Bevölkerung.

Aus den Städten aber kamen kurze, trockene Meldungen von neuen Aufständen und Studenten-Revolten, von der Entdeckung geheimer Druckereien und Verschwörungen und den darauf folgenden Willkürakten der Regierung.

Die Deportation nach Sibirien und alle die Qualen, die sie begleiteten, hatten die Revolutionäre nicht einzuschüchtern vermocht, nun ging der Zarismus in einem Anfall rasender Furcht noch weiter und ihnen direkt ans Leben.

Geben hatte Tania den Bericht über die Strangulirung des neunzehnjährigen Rohoröki gelesen, den man gehängt, weil er einem Zweiten die Proklamation des Exekutivkomites eingehändigt hatte.

Sie warf die Hand über die Augen und ein Seufzer, einem Schluchzen gleich, erschütterte die kranke Brust.

„Wann endlich — wann — wann!“ rief sie und warf sich hin und her in fiebernder Unruhe.

„Die Blüthe unserer Jugend, die Besten, die Edelsten fallen diesem Moloch zum Opfer — wann wird es anders — und kommen wir überhaupt in dieser Weise zum Ziele?!“

Und sie grub sich, die dunklen Haare zerwühlend, tiefer in ihr Kissen. Neue Bilder erstanden ihr; weicher wurden ihre Züge unter dem Ausdrücke eines sehnächtigen Verlangens.

Sie gedachte des Gatten. . . .

Er lebte noch; sie hatte endlich Nachricht von ihm erhalten.

Er befand sich noch immer in den feuchten Kasematten der Peter=Pauls=Festung und wartete noch immer, wie Michael Karzow und seine Genossen, wie Natalie auch, auf die Wiederaufnahme des Prozesses. Vier Jahre hindurch schmachtete er nun schon in einer Lage, die zum Wahnsinn führt, als ein Lebendiger in einer Todtengruft, dem Urtheilsspruch entgegen.

Wenn sie daran dachte, und sie mußte ja immer wieder daran denken, dann bohrte sich's auch in ihr Gehirn wie Wahnsinn, und diese nutzlose, ungeheuerliche Grausamkeit, die man über einen armen Menschen verhängte, für dessen Schuld noch keine Beweise erbracht waren, und der in diesem Augenblick vielleicht, seinen Martern erliegend, mit dem Tode kämpfte, ließ sie oft aufschreien vor Wuth und Schmerz. Dann resignirte sie sich wieder, der Mensch gewöhnt sich ja an Alles; ja, sie konnte scherzen und lachen wie ehemals, aber ihre Brust war wund, und die dunklen Stunden, in denen sie in Haß und Sehnsucht heimliche Projekte nährte, kamen immer häufiger.

Wenn sie sterben sollte, ohne ihren Gatten wieder zu sehen, nutzlos dahin ginge, ohne etwas für die Sache gethan zu haben?

Es dünkte ihr schrecklich, aber nein, so schnell ging's nicht! Sie hatte ein, vielleicht zwei Jahre noch zu leben, eine lange Zeit, und bis dahin —

Sie erhob sich aus ihrer liegenden Stellung, und preßte ihre kleinen Hände über die pochenden Schläfen, als könnte sie damit ihre Unruhe und ihre Gedanken meistern.

Dann lächelte sie, und abgespannt, mit einer gewissen weichen Trägheit, ließ sie sich wieder in ihr Kissen zurücksinken.

Nach einer Weile öffnete sich die Thüre und Sofia Alexandrowna trat leise herein.

Wie eine Leuchte ging es von diesem hellen und vornehmen Gesichte aus.

Sie schritt gerade auf Tania zu und fuhr ihr mit der Hand leicht und liebevoll über die Stirne.

„Es ist wunderbar draußen — Du solltest ein wenig ins Freie.“

Tania schüttelte den Kopf.

„Ich bin zu träge und es ist gut hier; dann werden auch bald die Freunde kommen.“

„Ich wundere mich, daß sie noch nicht hier sind.“

Sofia trat zum Fenster und sah hinaus.

Von diesem hochgelegenen Punkt der Vorstadt Oberstraß streifte der Blick ungehindert über die sanft aufsteigenden Matten und das junge Gehölz des Zürichberges.

„Ein herrlicher Nachmittag, kein Wölkchen am Himmel!“ Das klang so heiter, als wäre auch in ihrer Seele Alles hell und wolkenlos.

Sie blickte eine Zeit lang aufmerksam gegen die Universitätsstraße, als erwarte sie, Jemand von dort herauf kommen zu sehen, zuckte dann ein wenig mit den Achseln, als begriffe sie nicht, weshalb er so lange zögere und wendete sich wieder der Stube zu.

Es sah wieder einmal recht unordentlich darin aus.

Tania bemerkte so etwas nicht, sie hatte wenig Sinn für das Aeußerliche, und vernachlässigte es vollends, seitdem sie sich leidend fühlte.

Die Lampe mit dem Oelkännchen, die Schuhbürste und Tantias runder Hut — ein Teller mit Zwetschenmus, das sie „Süßes“ nannte, eine gebrauchte Serviette, Stuart Mill und Spencer in abgegriffenen Bänden lagen und standen auf dem Sophatische neben- und aufeinander.

Und darunter Tantias Stiefel, die sie beim Nachhausekommen von den Füßen gestreift und hingeworfen hatte, um ihre Pantoffeln anzuziehen.

Sofia beseitigte das Meiste, stellte den Teller mit dem Mus auf das Fensterbrett und ließ nur die Bücher zurück.

Tania sah ihr zu, mit zerstreuten Augen, dann fragte sie plötzlich:

„Ist Lazar nach Genf gefahren? Krapotkin erwartet ihn ja.“
Sofia erröthete wie ein junges Mädchen.

„Nein; er sollte es allerdings, ich weiß nicht, was ihn zurückhält.“

„Du weißt es nicht?“

Tania lächelte ein wenig, es sah recht schelmisch aus. Sofia aber fuhr fort:

„Er hat einen Freund aus Deutschland hier, mit dem er gestern beisammen war.“

„Meinst Du Konrad Ebner?“

„Ja, er hält viel von ihm“, sagte Sofia und sah sich um, als von außen das Gepolter rascher Schritte, die die hölzerne Treppe herauf kamen, vernehmbar wurde.

Tania setzte sich auf.

Mit der Hand strich sie die dicken zerwühlten Haare zurück und knöpfte die Bänder ihres weiten Säckchens zu, die sie vorhin geöffnet hatte: Sie hatte Toilette gemacht.

Gleich darauf klopfte es an die Thür.

„Entrez“, riefen die beiden Damen gleichzeitig.

Zwei junge Männer traten herein; es waren Landsleute, Emigrirte, der Eine Schriftsteller, Paul Fedorowitsch Ostrowski, der Andere Mediziner, Gregor Iwanowitsch Newolin. Sie wohnten zusammen und waren trotz ihrer äußerlichen und innerlichen Verschiedenheit die besten Freunde.

Sie stritten und debattirten unaufhörlich miteinander, erzürnten sich und versöhnten sich wieder.

Beide waren klein, aber Ostrowski ebenso zart und fein gebaut, als der Andere plump und schwerfällig; ebenso aufgeweckt und sarkastisch als Newolin herb und naturalistisch im Ausdruck war, der mit seinem unschönen, mürrisch drein sehenden Gesicht geradezu komisch wirkte. Auch in ihren revolutionären Anschauungen gingen sie auseinander, Newolin gehörte den Narodnik an.

Es war die ältere, volkstümliche Richtung, die sich von allen Einflüssen und Theorien des Westens befreien und spezifisch russisch sein wollte; die Narodniky setzten ihre Hoffnung auf die

Organisirung und Revolutionirung der Bauernschaft und ihre Lösung war: Alles für das Volk und durch das Volk.

So verdamnten sie jede politische Thätigkeit, der das ungebildete Volk nicht gewachsen war und suchten die Bewegung den urwüchsigen Begriffen und kommunistischen Instinkten, die in der Bauernschaft ruhten, anzupassen.

Die Obschtschina, d. h. das Gemeineigenthum an Grund und Boden, diese schöne altehrwürdige Einrichtung sollte ihrer Meinung nach der Eckstein des künftigen Gebäudes werden.

Ostrowski hatte sich der Partei der Narodnaja Wolja angeschlossen. Während des Kampfes hatte sie sich gebildet aus einer todesmuthigen, begeisterten Schaar, der die Jugend und die Intelligenz Rußlands angehörte. Sie waren von rein ethischen Ueberzeugungen getragen, sie kämpften für die Aufklärung, für die Gerechtigkeit; auch sie wollten Alles für das Volk, aber nicht durch das Volk zu Stande bringen, sie glaubten nicht an die Mission der Bauernschaft, aber sie glaubten an ihre eigene.

Bewußt traten sie in einen politischen Kampf mit der Regierung. Sie wollten den Absolutismus stürzen, eine provisorische Regierung einsetzen und auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes eine Konstitution herbeiführen. Aber in einem despotischen Staate konnte ihre Thätigkeit nur eine geheime sein und dem Terror der Regierung gegenüber wurden sie, um sich zu behaupten, zu derselben Kampfweise gezwungen, welche diese Heldenjünglinge in furchtbarer Weise zu bezimiren begann.

„Bonjour, mesdames“, sagte Ostrowski. Er sah sehr heiter aus und schwenkte seinen Hut, sich verneigend.

Nemolin war von Einer zur Anderen gegangen, drückte Jeder schweigend aber sehr stark die Hand, ohne sie anzusehen, und blieb dann vor einem Stuhle stehen.

„Gehst es Ihnen noch immer nicht besser, Tania Michailowna?“ fragte Ostrowski, ihr die Hand reichend. „Ich möchte Ihnen eine Segelpartie vorschlagen, das würde Sie restauriren — wir haben herrlichen Segelwind — ich führe Sie hinaus — ich bekomme den Rutter geborgt; — Sie wollen nicht? Das ist schade.“

„Ein anderes Mal, lieber Freund, bleiben Sie nur hier“, sagte Tania. „Bazar und Nina kommen und Georg Andrejewitsch, vielleicht auch Atschin und Pisanoff. Setzen Sie sich doch, auch Sie, Newolin.“

Newolin murmelte etwas und ließ sich auf der äußersten Kante des Sessels nieder. Den Spazierstock und seinen weichen stark zerknüllten Hut zwischen den Beinen haltend, saß er da, mit vorgeneigtem Kopf und gebogenem Rücken, als wollte er in der nächsten Minute wieder davonlaufen.

Ostrowski hatte Tania gegenüber Platz genommen. Er sprach rasch und lebendig und in dem schmalen Gesicht, das von rabenschwarzen Haaren und einem großen Vollbart umrahmt war, funkelten die kleinen Augen gleich glühenden Kohlen.

Er erzählte ihr von der Thätigkeit des Exekutivkomites und fingerte dabei nervös in den Taschen seines zerfranzten Röckleins herum, offenbar nach einem Gegenstand suchend, den er nicht finden konnte.

Er gelangte dabei in das Unterfutter seines Rockes und jetzt blickten seine Augen verheißend auf. Mit einem Ruck hatte er ein Papier hervorgezogen und überreichte es ihr. Es war ein vom Exekutivkomite verfaßtes Schriftstück, betitelt „Die Vorbereitungsarbeit der Partei.“

„Lesen Sie das, Sie werden sehen, wir betreten ganz neue Wege.“

Tania nahm es entgegen, las die Aufschrift und sah ihm ernst in die Augen:

„Was Sie hier lächelnd mir bieten, wird in Rußland mit dem Tode bestraft.“

Um seinen Mund zuckte es hohnvoll, während er seine Augen zu einem Spalt zusammenkniff, hinter dem es blinzelte und blickte.

„Was thut das? Rohorski wurde gehängt, weil er ein Exemplar davon verschenkt hatte, seitdem sind Tausende davon verbreitet und in allen Händen. Je schrankenloser der Despotismus wüthet, um so rascher werden wir ihn besiegen — wir werden reinen Tisch machen.“

„Ihr seid Idealisten“, brummte Newolin.

„Wir? Wir kennen unsere Kräfte — die Intelligenz ist auf unserer Seite — die Idealisten seid Ihr, die Ihr auf die Bauernschaft zählt.“

Newolin fuhr auf, setzte sich aber sofort wieder nieder. Er klemmte den Stock zwischen die Beine, so daß seine plumpen Kniee schief gegeneinander standen, und murmelte einige Worte in sich hinein.

„Wollen Sie nicht gefälligst Hut und Stock bei Seite legen, Gregor Iwanowitsch?“ fragte Sofia, die ihn lächelnd betrachtete.

„Danke“, sagte er kurz, ohne seine Stellung zu verändern.

„Haben Sie's noch nicht bemerkt, daß er sich stets nur provisorisch niederläßt?“ höhnte Ostrowski, „er wartet auf eine Volkserhebung.“

„Sie wird auch kommen.“

„Aber vielleicht doch nicht so schnell, daß Sie sich's nicht bequemer machen könnten“, versetzte Sofia lächelnd.

Wieder brummte Newolin etwas und rutschte nach rückwärts bis an die Lehne. Aber nun konnten die kurzen Beinchen nicht mehr den Boden erreichen; er ließ sie baumeln und sah mit einem trozigen, höchst unzufriedenen Ausdruck gerade vor sich hin.

Es wirkte unwiderstehlich komisch und Tania lachte und versicherte, er sehe jetzt aus, wie ein Schuljunge, der nachsitzen müsse.

Und nun folgte ein Witz dem anderen, die Newolin mit stoischem Gleichmuth entgegen nahen.

Als aber Ostrowski einen gar zu scharfen Ausfall that, setzte er, wie der Präsident in der Kammer, seinen Hut auf und wollte fort.

Aber sofort fiel ihm sein Freund reuevoll um den Hals, bat ihn, doch nicht gleich böse zu sein, und zog ihn wieder auf seinen Platz zurück. Und jetzt lachte Newolin laut und hölzern und gegen Ostrowski gewendet, versicherte er nicht ohne Raune:

„Ich kenne Dich ja, Paul Fedorowitsch, Du bist ein gefürchteter Terrorist, aber Du kannst keinem Menschen weh thun.“

Und nun lachten Alle. Sie waren in eine liebenswürdig heitere Stimmung gekommen, und die Unterhaltung nahm einen ganz harmlosen Charakter an.

Sofia stellte den Samowar auf. Als sie einige Vorbereitungen treffend auf und nieder ging, blieb sie plötzlich stehen und lauschte.

Ein Schimmer der Freude flog über ihr Antlitz, dann sprang sie gegen die Thür.

Sie ging auf. Dobuskoff stand auf der Schwelle. Sie begrüßten sich und ihre Augen ruhten einen Augenblick ineinander, wie ihre Hände. Aber so glücklich sie auch aussah, so mußte doch etwas in ihrem Blick einen Vorwurf enthalten haben, denn er neigte sich zärtlich ihr zu und flüsterte leise: „Ich konnte nicht früher kommen.“

„Ist etwas vorgefallen?“ fragte sie in jener reizenden Vertraulichkeit, die an Vertrauen gewöhnt ist.

„Krapotkin hatte mir geschrieben, daß er diesen Nachmittag kommen werde, ich erwartete ihn bis sechs vergebens. Da ging ich denn und habe die Weisung hinterlassen, wo ich zu finden sei.“

Sie nickte ihm zu und nach einem Druck lösten sich ihre Hände.

Wie einen Raub genossen sie ein Glück, gegen das ihr Gewissen sich sträubte.

Lazar trat zu den Anwesenden und reichte Tania die Hand.

Auf sein Befragen, wie es ihr ginge, versicherte sie: „Ausgezeichnet!“

Sie fühlte sich angeregt, und sah in der That merklich erfrischt aus.

Sie fragte ihn, weshalb er seinen Freund aus Deutschland nicht mitgebracht habe.

„Die haben Konferenzen“, erwiderte Lazar. „In der Redaktion des „Sozialdemokrat“ wird etwas gebraut.“

„Ja ja, dort geht etwas vor“, versetzte Ostrowski mit schlauem Blinzeln.

„Bei Denen soll etwas vorgehen?“ stieß Newolin verächtlich hervor, „diese deutschen Sozialisten sind Reaktionäre.“

„Sie organisiren die Arbeiterschaft, und das ist wohl von Bedeutung“, entgegnete Lazar mit Nachdruck.

„Das ist gut für die Deutschen“, brummte Newolin.

„Wir können es ihnen leider nicht nachmachen“, versetzte Ostrowski.

„Wir brauchen ihnen überhaupt nichts nachzumachen“, erklärte Newolin mit Entschiedenheit, „was dem Westen taugt, taugt nicht für uns, wir müssen uns an die Bauern halten.“

„Du immer mit Deinen Bauern“, rief Ostrowski, und nun begann der Streit zwischen den Beiden aufs Neue.

Lazar schritt dem Fenster zu und Sofia trat zu ihm.

Beide lehnten sich hinaus und flüsterten leise miteinander. Sie ließ ihre Blicke über die waldumsäumten Hügel des Zürichberges schweifen, während er die feinen nicht von ihr loszulösen vermochte. Unter den Luftreflexen des klaren Himmels schimmerten ihre Augen im tiefsten Blau; jedes Aederchen zeichnete sich in dem lichten Gesichte, und der feine Ton ihrer Haut erschien transparent unter dem wärmeren Roth, das Hals und Nacken ihr färbte.

Und er empfand ihre Schönheit wie eine Seligkeit und einen Schmerz zugleich, nach dem er immer sehnlicher verlangte.

Da ertönte ein Durcheinander verschiedener Stimmen vom Vorhause her; darunter ein lauter Alt und der alles dominirende Diskant eines Kindes.

Dann wurde die Thür aufgerissen und Nina Zwanowna, einen hübschen Knaben auf dem Arm, hopste mit ihm herein.

Helene folgte und hinter ihr drein zwei junge Männer, Beide gedrungen und breitschultrig, mit offenen und intelligenten Gesichtern.

Der Größere und Schlanke war der Student der Medizin Pisanoff, dessen Frau unlängst entbunden hatte. Er brachte sein Söhnchen mit, den fast dreijährigen Kola. Er hätte auch seinen Neugeborenen mit sich genommen, wenn ihn nicht seine Frau selbst davon abgehalten hätte.

Er hatte den großen überaus schäßigen Filzhut schon draußen abgenommen und das weiche lange Haar fiel in Locken auf einen sehr schmutzigen Hemdkragen herab, der durch seine Kravatte zusammengehalten war, ein Mangel, der indeß nicht allzusehr auffiel, da der hübsche herabwallende Vollbart ihn gnädig verdeckte.

Und nonchalant wie seine Kleidung, war auch seine Haltung, die trotzdem, oder vielleicht eben deshalb einer gewissen Anmuth nicht entbehrte.

Und dieser Mann, der mit den kleinlichsten und quälendsten Sorgen täglich und stündlich zu kämpfen hatte, gewann den Anschein der größten Sorglosigkeit dadurch, daß er seine bittere Armuth nicht zu verbergen suchte.

Das „qu'en dira t'on“ der guten Gesellschaft spielte bei ihm keine Rolle. Weshalb auch? Die Genossen kannten seine Lage, sie wußten, daß er selbst die härtesten Entbehrungen ertrug, um all seinen Pflichten als Mann und Vater zu genügen, der ganzen übrigen Welt aber stand er ohnedies revolutionär gegenüber, was kümmerte sie ihn.

Er war Mitarbeiter und Anhänger des „Tschornii Peredjel“, eines Organs, das zur „Narodnaja Wolja“ in einem scharfen Gegensatz stand und eine neue Taktik befürwortete.

Aus den Narodniky hervorgegangen, strebten auch die Anhänger des „Tschornii Peredjel“ die Bildung einer Volkspartei an, aber nicht auf politischer, sondern ökonomischer Grundlage, wobei sie sich dem wissenschaftlichen Sozialismus, obwohl sie ihn noch nicht völlig begriffen hatten, zu nähern suchten.

Sein Gefährte, der sich bescheiden hinter ihm hielt, war Georg Andrejewitsch Bilinski. Erst vierundzwanzigjährig, hatte er doch ein ganzes Leben des Kampfes hinter sich.

Er war in Petersburg drei Jahre hindurch unaufhörlich für die Propaganda thätig gewesen. Er hatte sich an die Arbeiter gewendet und versuchte es, sie über ihre Lage und die Bedingungen ihrer Fortentwicklung aufzuklären, und traf unter ihnen auf Opfermuth und Verständniß.

Aber je bedeutsamer seine Erfolge waren, um so hitziger gestaltete sich die Verfolgung. Er lebte das schreckliche Leben eines Ungefehligen, stets die Polizei auf den Fersen. Er konnte es selbst nicht begreifen, daß er noch immer frei war.

Tag und Nacht trug er den geladenen Revolver bei sich, um in dem Moment seiner Festnahme den Angreifer nieder zu schießen oder sich selbst, und begrüßte jeden neuen Tag, mit Verwundung, als ein unerwartetes Geschenk.

. . Aber morgen, sagte er sich, morgen haben sie mich sicher. Schließlich gewöhnte er sich an dieses Leben und ertrug es mit Heiterkeit; er wußte gar nicht, wie sehr es ihn innerlich angriff.

Seine Freunde bemerkten die furchtbare Ueberreizung seiner Nerven, die selbst die Nahrungsaufnahme beeinträchtigte — er konnte fast nichts mehr essen — und boten ihm die Mittel zur Flucht.

Er wollte nicht emigriren — dann ging er doch.

„Nicht für lange“, sagte er ihnen, „ich muß nur wieder zu mir kommen, muß wieder einmal anfangen, als Mensch zu leben, sonst, ich fühl's, müßte ich zum Verbrecher werden.“

Wer ihn jetzt sah mit den guten, klaren, braunen Augen, dem sanften gescheidten Ausdruck und dem etwas schüchternen Wesen, ein Denker, voll Talent, eifrig mit historischen und nationalökonomischen Studien beschäftigt, der hätte in ihm niemals den verfehlten Agitator vermuthet. Er vertrat unter den hier Versammelten gleichsam eine vierte Richtung, die dem Marxismus am verwandtesten war . . .

Die Damen sprachen sehr laut; Helene wollte Nina den kleinen Kola streitig machen; sie könne ihn immer haben, meinte sie, hier möge sie ihn einmal einer Anderen vergönnen.

Und als der so Umworbene nun wirklich treulos zur Tante Lenotschka verlangte, riß sie den Knaben mit einem Jubelruf in ihre Arme, um ihn zu Herzen und abzuküssen.

Nina spielte die Unglückliche und Gefränkte, der Vater aber wehrte sie Beide ab.

„Wollt Ihr mir den Jungen verderben? Soll er sich für

etwas Wichtiges halten und seine Gunst wie eine Gnade verschenken? Nein, Du bist kein Prinz, mein Junge, und wir haben hier was Besseres zu thun, als uns mit Deiner werthen Persönlichkeit zu beschäftigen.“

Er stellte ihn dabei fest auf den Boden.

Man lachte über den strengen Pädagogen und Ostrowski zog den Kleinen an seine Knie heran und hob seinen Zeigefinger zu weiser Belehrung.

„Mein Sohn, Du mußt Dich frühzeitig gewöhnen, Deine Wünsche denen der Allgemeinheit unterzuordnen, sie verlangt in dem Augenblick nichts weniger von Dir, als daß Du in ruhiger Beschaulichkeit alle menschlichen Tugenden übst, verstehst Du das?“

„Nein.“

„Das freut mich von Dir.“

Das Wasser brodelte und sang im Kessel, und Bisjanoff nahm von der Kommode Tassen und Gläser und stellte sie auf den Tisch, wo Sofia bereits mit der Bereitung des Thees beschäftigt war. Sie schenkte sie voll und gab Zucker herum, von dem Jeder ein Stückchen nahm und es vor sich hinlegte, um gelegentlich daran zu knupfern. Bisjanoff dankte für sich, bat aber für Kola um zwei, die man ihm gleich in die Schale werfen möge.

„Du trinkst wohl Deinen Thee sehr dünn, lieber Kola?“ fragte Sofia den Kleinen, der sich neben ihr auf die Behen stellte, um besser auf den Tisch zu sehen und mit der Zuckerschale zu liebäugeln.

„O nein“, sagte er.

„Du bist ein Nihilist, Du sagst immer nein“, lachte Ostrowski.

„Es war das erste Wort, das er aussprechen konnte“, versicherte der Vater mit einem gewissen Stolz, „aber bitte, bemühen Sie sich nicht, Tante Genotschka, Kola trinkt seinen Thee allein, er verschüttet keinen Tropfen, so — und jetzt könnte man ihm ein Buch geben, mit dem er spielen kann.“

„Vielleicht Spencer gefällig?“ scherzte Ostrowski, auf den Band vor ihm deutend.

„Was immer, er zerreißt es nicht, er hat bereits Achtung vor Büchern; bei den einlaufenden Druckschriften z. B. reißt er nur die Adreßschleifen herunter, während er die Blätter mir säuberlich überbringt.“

„Ja, er weiß auch, daß Gedrucktes einen Inhalt hat“, versicherte Nina.

„Nicht immer“, bemerkte Ostrowski.

„Nun er giebt ihm wenigstens einen, und während er in den Büchern blättert, erzählt er sich lange Geschichten vor, die darin stehen könnten.“

„Du bist ja ein famoser Junge; da, ich liefere Dir den Spencer aus“, und Ostrowski übergab dem Kleinen das Buch, der damit vergnügt zum Fenster lief und es auf den daselbst befindlichen Sessel niederlegte.

Tania hatte sich zuerst eine Zigarette angezündet und nun ahmten die Uebrigen ihrem Beispiele nach.

Sie hatte die kleinen Füße wieder herausgezogen und lehnte sich in das Kissen zurück, in der lässigen Stellung des *dolce far niente*. Ihr Haar erschien auf dem weißen Polster rabenschwarz und haushchte sich hoch in dichten Partien um dieses kleine Gesichtchen, dessen leidender Zug in diesem Augenblick der Ruhe einen mehr schmachtenden Ausdruck erhielt.

In zwei Fingern hielt sie gar zierlich ihre Zigarette, die sie von Zeit zu Zeit an den Mund führte, um einen Zug zu thun, und dann in Absätzen den Rauch langsam vor sich hin zu blasen.

Da ward an die Thüre geklopft, zwei kurze und harte Schläge ertönten.

„Das ist Altschin“, sagten Alle. „Entrez.“

Ein schlanker, mittelgroßer Mann trat herein, es war Altschin.

Er begrüßte alle mit einem „Guten Tag“ und warf dann seine Mütze bei Seite.

Ostrowski bot ihm seinen Stuhl an, er aber schwang sich auf die Kommode und blieb vorgebeugt sitzen, mit hohler Brust und aufgezogenen Schultern. Er war ein Kleinrusse, ein körperlich

schwächlicher und unschöner Mensch, aber wer dies Kosakengesicht mit den tiefliegenden Augen, von gewaltigen Brauen beschattet, einmal gesehen hatte, konnte es nicht so leicht wieder vergessen.

Er war noch jung, aber die niedere Stirne zeigte Falten und sein zerwühltes Haar, wie sein kurzgeschnittener Vollbart waren von Silberfäden durchzogen. Die grausame Behandlung in dem Gefängniß von Kiew hatte ihre Schuldigkeit gethan; er erkrankte daselbst und kam in das Hospital. Von dort war es ihm gelungen, zu entfliehen. Er hatte sich nach Genf gewendet, wo er viel mit dem ebenfalls aus dem Gefängniß entflohenen Fürsten Skrapotkin verkehrte. Seit einigen Monaten erst lebte er in Zürich, wo er als Chemiker in dem Laboratorium des Polytechnikums arbeitete. Unter den Genossen hieß es, er hätte ein neues Sprengmittel erfunden, genaues wußte man indeß nicht, denn er war ein schweigsamer und zurückhaltender Mann.

An theoretischen Diskussionen theilte er sich nie, er belächelte sie. Aber trotzdem schenkte er ihnen sein Ohr und im gegebenen Moment fuhr er mit einem schneidigen Ausspruch dazwischen, der eine Beurtheilung enthielt oder ein Vorwärtsdrängen zur That.

Er war eine ganz aktiv angelegte Natur, wie Tania, und die Beiden verstanden sich wohl. Beide brustkrank, wußten sie, daß ihre Zeit gemessen war, und doch mußten sie sich resigniren und warten.

Als Tania hustete und ihr Sacktuch gegen den Mund führte, blickte er mit finsternen Augen zu ihr hinüber.

„Warum rauchst Du?“ fragte er, „hast Du mein Mittel genommen, das ich Dir gegeben habe?“

„Nein“, sagte sie kurz, dann fast höhnisch, „meinst Du, daß Du mit Deinem Mittelschen mir helfen könntest?“

Er zuckte die Achseln: „Wollen und Können ist zweierlei, wir können nicht viel, und thun nicht einmal das, was wir können.“

Dankend nahm er das Glas Thee aus der Hand Helenens und stellte es zwischen seine Beine auf die Kommode.

Die Konversation hatte sich bisher leichtflüssig in heiteren Bahnen bewegt, jetzt nahm sie eine andere und ernstere Wendung.

Ostrowski sprach von dem Grad der Unzufriedenheit, die bereits alle Reihen erfüllte, die sich noch immer steigern, da alles Hoffen und Harren auf die allerbringendsten Reformen vergeblich sei. Er berichtete voll Schadenfreude, daß jetzt selbst die liberalen Zeitungen die Einberufung einer Landesversammlung verlangten. Natürlich thaten sie es, wie immer, in einem schüchternen, servilen Ton und ebenso natürlich verhartete die Regierung auf ihrem Standpunkt und antwortete ihnen, daß Rußland noch nicht reif für Reformen sei.

„Nicht reif! hört Ihr's.“ Ostrowski verzog seinen Mund ironisch nach einer Seite hin. „Die Intelligenz Rußlands soll nicht reif sein zur Mitwirkung an den Staatsgeschäften, aber Rußlands durchfaulte und korrumpirte Beamtenschaft, die ist reif, die besitzt das Verständniß für die Bedürfnisse des Volkes, die ist würdig des Vertrauens der Regierung!“ Er begann sich die Hände zu reiben, während seine Augen noch kleiner wurden, aber um so intensiver aus den tiefen Höhlen hervorfunkelten.

„Nur fort so, nur zu! Die Regierung sorgt dafür, daß die Empörung immer noch wächst und zu einer unüberwindlichen Macht wird.“

„Ich sehe, Ihr wollt darauf warten, bis sie sich selber ihr Grab gegraben hat“, krächzte der kleine Newolin.

„Wir brauchen gar nicht zu warten“, nahm Lazar das Wort, seine Stimme klang sonor und ruhig, „die Ereignisse selbst treiben uns vorwärts, Schritt für Schritt; und wie die Dinge heute stehen, müssen sie eine Konstitution geben.“

„Konstitution!“ Newolin wiederholte das Wort im Ton unfähigster Verachtung und spuckte dabei aus, „wenn sie eine Konstitution geben, dann wird sie auch darnach sein, dafür danke ich.“

Bisanoff, der gierig seinen Thee getrunken hatte, nickte beistimmend: „Ein Schemen würde es sein, ein Nichts, auch ich sage, nur terroristisch läßt sich etwas erreichen.“

„So ist's“, schrie Newolin, „der Schuß der Sassulitsch ist der Beweis dafür.“

„Die Sassulitsch! — die Sassulitsch!“ ertönte es von allen Seiten.

Der Name übte eine elektrisirende Wirkung. Tania richtete sich auf, warf ihre Zigarette bei Seite und sie und Alle, Atschin ausgenommen, sprachen nun erregt durcheinander.

Jeder und Jede wußte etwas über diesen Schuß zu berichten, der Diejenige, die ihn abgefeuert, zu so allgemeiner und unbestrittener Berühmtheit gebracht hatte.

„Durch sie wurde der ganzen Welt erst offenbar, wie Rußland seine politischen Gefangenen behandelt“, sagte Lazar.

„Es läßt sie auspeitschen!“ schrie Newolin.

„Einen Gefangenen seiner politischen Meinungen wegen auspeitschen lassen, das ist doch zu abscheulich!“ rief Nina in ihrer lauten Weise.

Tania aber preßte konvulsivisch ihre kleinen Hände zusammen und stöhnte kaum hörbar:

„Das dürfen sie — das —!“

„Dieser Schuß ist ein großer, ein unvergleichlich agitatorischer Effekt gewesen“, versicherte Ostrowski.

„Das ist ja, was ich sage“, rief Newolin heftig gestikulirend.

„Dieser Schuß hat das ganze schlafmüßige Rußland aufgeweckt.“

„Es war die That einer Heldin“, bestätigte Sofia.

„Und doch besitzt Wera Sassulitsch nichts in ihrem Wesen, das den landläufigen Vorstellungen einer Heldin entsprechen würde“, sagte jetzt Georg Andrejewitsch, der bisher bescheiden geschwiegen hatte, mit sanfter melodischer Stimme.

Helene, die ihm zunächst stand, wendete sich nach ihm um.

Das schöne Gesicht des Jünglings war etwas nach aufwärts gewendet und die klaren, sonst so ruhigen Denkeraugen erstrahlten im Glanze innerer Begeisterung.

„Sie kennen sie?“ fragte ihn Helene, von dieser allgemeinen Erregung mit erregt, in warmer Antheilnahme.

„Gewiß, Wera steht seit ihrem sechzehnten Jahre in der Bewegung; ich bin mit ihr in Petersburg oft und oft zusammengekommen.“

„Und wie sieht sie aus, wie ist sie in ihrem Wesen?“

„Anders als je eine Heldin vorher gewesen ist — unschön, ja unpoetisch; ihr Aeußeres verräth nichts von ihrer heroischen Sinnesart, es erscheint ganz gewöhnlich.“

„Und sie liebte den Mann, den sie gerächt hatte?“ fragte Helene weiter.

Georg Andrejewitsch schüttelte sein Haupt.

„O nein, auch darin ist sie den Heldinnen ungleich. Sie kannte Bogoljubow nicht einmal persönlich; er war ihr ein Gesinnungsgenosse, ein Mitkämpfer. Aber da sie selbst eine glühende Sozialistin ist, wußte sie am besten, daß das, was die Menschen zu diesem Kampfe treibt, edel und gut ist, und als sie erfuhr, daß der Stadthauptmann Trepow über den politischen Sträfling Bogoljubow die entehrendste Strafe verhängt hatte und ihn auspeitschen ließ — er hat hundert Stockschläge empfangen — da erfaßte sie eine Empörung, die an Verzweiflung grenzte.“

„Sie aß nichts, sie schlief nicht mehr, immer und überall hatte sie das grinsende Bild vor sich: die Bestialität im Gewande und mit dem Schwert der Gerechtigkeit . . . Da ging sie zu Trepow, und —“

„Und schoß die Bestie nieder!“ ergänzte Altschin.

Kalt und scharf, wie eine Klinge, fiel das Wort in die warmblütige Darstellung des Jünglings; es machte Helene erschauern und mochte auch auf die Uebrigen eine starke Wirkung üben, denn eine allgemeine Stille trat ein.

Dann aber wendete sich Helene, die Einzige in diesem Kreise, der diese Ereignisse nicht in allen Einzelheiten bekannt waren, an Georg Andrejewitsch und fragte leise in tiefer Ergriffenheit:

„Sie war zu Trepow auf die Stube gekommen, was war denn unmittelbar nach dem Attentat mit ihr geschehen?“

„Sie hatte sich ruhig gefangen nehmen lassen. ‚Ihr könnt jetzt mit mir machen, was Ihr wollt‘, hatte sie gesagt. Sie war

der Meinung, daß man sie hängen würde; aber sie hatte den Stadthauptmann nur verwundet, nicht getödtet, und sie kam vor ein Geschworenengericht.

„Ihre That hatte in der Bevölkerung indeß eine namenlose Begeisterung erweckt; die ganze öffentliche Meinung Rußlands hatte sich für sie erklärt und als sie jetzt vor ihre Richter trat, einfach und schlicht, nachlässig in ihrem Aeußeren — die Saffulitsch dachte nicht daran, vortheilhaft zu erscheinen — da fühlten Alle, der war es nie und nimmer um sich zu thun. Und als sie fest und ruhig sich zu ihrer That bekannte, nicht, als hätte sie damit etwas Großes, Ungewöhnliches gethan, sondern einfach eine Pflicht erfüllt, da erschien sie wie das lebendig gewordene Gewissen Rußlands, das sich dagegen erhebt, daß das Höchste, was eine Menschenbrust erfüllt, von einem Feigling als das Niedrigste gebrandmarkt wird.

„Sie wurde freigesprochen.“

„Ja, freigesprochen, und trotzdem nicht freigegeben“, rief Helene.

Altshin lachte hohnvoll.

„Weil in unserem heiligen Rußland Freisprechung keineswegs gleichbedeutend mit Freiheit ist.“

Und nun sprachen einen Augenblick wieder Alle erregt durcheinander über den Terrorismus der Regierung, die unbekümmert um die Gerichtshöfe und ihre Urtheile Diejenigen beseitigt, die sie beseitigen will, indem sie sie auf administrativem Wege nach Sibirien schickt.

Dies Loos, das Tausende schon getroffen, war auch der Saffulitsch bestimmt gewesen, aber es war ihren Freunden gegliickt, sie demselben zu entreißen.

„Wir, eine Anzahl Studenten, hatten sie vor dem Justizgebäude auf der Straße erwartet“, nahm Georg nun wieder das Wort, „als wir aber einen Wagen unter Bedeckung von Gensdarmen herauskommen sahen, wußten wir sofort, was das zu bedeuten habe. Wir stürzten uns auf denselben und haben sie jubelnd befreit. Alle Thüren öffneten sich ihr und alle Herzen . . .

Trotz der Kasernei, die sich damals der polizeilichen Organe bemächtigt hatte, die Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um ihrer wieder habhaft zu werden, blieb sie doch durch Wochen in Petersburg verborgen, bis es ihr endlich möglich wurde, und zwar unter Mithilfe eines hohen Würdenträgers, nach Genf zu entkommen.“

„Dort lebt sie seitdem?“ fragte Helene.

„Aermlich und bescheiden“, versicherte Lazar, der sie vor einigen Wochen besucht hatte. „Sie liebt es nicht, sich öffentlich zu zeigen, obwohl sie der Gegenstand einer abgöttischen Verehrung geworden ist.“

„Sie ist unsere Heilige“, sagte Georg mit einem schönen Blick, „aber sie will nichts davon wissen, sie ist nicht für den Ruhm gemacht, er wird ihr lästig, und so weist sie alle Ehren beharrlich zurück. . . . Ganz erfüllt von den Prinzipien der Freiheit und Gleichheit will sie nur ein Mensch unter Menschen sein.“

„Der Hauptzug ihres Charakters scheint der unendlicher Güte zu sein“, sagte Sofia Alexandrowna.

„Der Hauptzug ihres Charakters ist Originalität“, sagte Pisanoff.

„Ach was, das versteht sich von selbst“, fiel jetzt der kleine Newolin, der bislang geschwiegen hatte, in tölpischem Ungestüm ein. „Originell sind wir Alle, so lange wir uns nicht zu den Affen des Westens machen. . . . ganz Rußland ist originell, seine Lage, seine Verhältnisse, seine Lebensbedingungen — Alles, Alles! Freilich, wer kümmert sich darum? Wer studirt das? Die Cassulitsch hat diesen Erfolg gehabt, weil sie nur aus sich heraus gehandelt hat, als eine echte Russin — das müssen wir auch thun. Aber da studirt Alles Buckle und Stuart Mill — Herbert Spencer, Karl Marx und was weiß ich; das sind Euch gute Bekannte; die Entwicklung des Westens ist Euch Allen geläufig, aber wer von Euch kennt Rußland und seine Eigenart? Da liegt der Fehler — das muß anders werden und zwar bald. . . . Daran liegt es ja eben, weshalb unsere Leute, die

in die Dörfer gehen, so wenig Erfolg haben. Was wissen sie von den Bauern? Sie wissen nicht einmal, was sie mit ihnen reden und anfangen sollen.“

„Wir wissen eben, daß mit ihnen nichts anzufangen ist“, entgegnete Ostrowski schlagfertig wie immer, „wir sind einer dummen, stumpfsinnigen und devoten Masse gegenüber gestanden, die das Bildniß Väterchens abkuckt und vor ihm auf den Knien rutscht, diese Menschen nehmen ihr Glend wie eine Schickung hin, aus der sie nur der Zar erretten kann, oder ein Wunder.“

„Gut, und wenn es so ist“, rief Newolin und schlug zornig mit dem Stock, den er wieder ergriffen hatte, auf den Boden, „wenn eine Volkserhebung nicht anders zu erreichen ist, dann muß das Wunder eben vollbracht werden, es muß inszenirt werden.“

Ein lauter Protest der Anwesenden, dem sich auch die Damen anschlossen, ließ ihn nicht weiter reden.

„Nein, nein, so geht es nicht — niemals wird ein Volk durch ein Wunder befreit werden — niemals durch eine Lüge! —“

„Aber wir müssen und müssen nun einmal aus dieser Lage herauskommen!“ schrie der Kleine und stampfte mit Stock und Fuß auf den Boden.

„Nur durch eine große Umwälzung wird dies möglich sein“, sagte Lazar mit ruhiger Bestimmtheit.

„Beseitigt den Cinen und die Umwälzung ist da“, rief Atschin, ohne eine Geste zu vollführen, aber in seinen grauen Augen loderte ein Feuer auf, bestimmt auch Andere zu entzünden.

Lazar wehrte ihn ab.

„Dann haben wir eine Erregung, keine Umwälzung, und auf den Cinen folgt ein Zweiter. Nein, nein, die Umwälzung, die ich meine, wird nur durch eine allgemeine ökonomische Umgestaltung erfolgen. Sie macht sich ja auch bei uns schon bemerkbar, sie bringt das Arbeiterproletariat hervor, sie vermehrt es stetig. Auf diese kraftvolle, revolutionäre Klasse müssen wir uns stützen, wenn wir vorwärts kommen wollen, diese müssen wir aufzuklären

und zu organisiren suchen und mit der westeuropäischen Arbeiterbewegung in Verbindung bringen.“

„Aha, Alles im Sinne und nach dem Vorbild des Westens“, höhnte Newolin, „aber dafür werdet Ihr die russischen Bauern niemals gewinnen — das sage ich Euch.“

„Dann werden wir sie einstweilen bei Seite lassen“, versetzte Georg Andrejewitsch in seinem sanften melodischen Ton und doch sehr entschieden. „Lazar hat recht, wir müssen uns an die Arbeiter halten; bei ihnen finden wir Auffassung und Verständniß, und es wird wachsen mit dem zunehmenden Industrialismus Rußlands. Ich behaupte schon heute, wenn so viel Mittel und Energie zur Propaganda unter den Arbeitern verwendet worden wären, wie unter den Bauern, so wären wir weiter, und —“

Ein lautes Weinen vom Fenster her schnitt alle weiteren Ausführungen rasch ab.

Die Blicke wendeten sich dahin und Alle mußten lachen, als sie Kola vor dem Sessel wie angewurzelt stehen sahen, als könne er sich absolut nicht rühren, Gesicht und Hände mit Pflaumenmus verschmiert.

Das Lachen schien ihn zu reizen und er schrie noch lauter: „Ich habe zu viel gegessen!“

„Wer hat Dir das erlaubt?“ rief sein Papa, auf ihn losstürzend.

„Warum haben sie Süßes vor mich hingestellt?“ brüllte er.

„Der Junge sieht nett aus“, sagte Nina, die näher zusah.

„Und der Spencer hat auch seinen Theil“, lachte Ostrowski.

Nina, Helene und Sofia, Pisanoff und Ostrowski, der Kinderfreund, bemühten sich um den Knaben.

Er sollte gewaschen und dann gleich fortgebracht werden.

Atschin war von seinem hohen Sitze herabgesprungen und näherte sich Tania, die ihr Kissen zurechtgeschoben und sich wieder darauf niedergelassen hatte.

Sie, Atschin und Lazar sprachen nun leise miteinander, während Newolin grollend und in sich hineinmurmelnd auf seinem Plaze sitzen blieb.

Tania hatte Afschin das Zeitungsblatt zugeschoben und fragte ihn, der die Agrarverhältnisse Rußlands sehr wohl kannte, ob diese Berichte über die verzweifelte Lage des Bauernstandes nicht vielleicht übertrieben seien.

Afschin zuckte die Achseln und lächelte kalt: „Das Schlimmste will man sich doch nicht eingestehen.“

„Also die bäuerliche Gemeinde?“

„Zerfällt.“

„Die Bauern —?“

„Verhungern.“

„Wie ist das möglich, bei dem fruchtbarsten Boden?“ forschte Tania weiter.

„Er wird nicht mehr gedüngt, dieser Boden . . . der Bauer hat dem Bauern das letzte Stück Vieh aus dem Stalle gepfändet — jetzt kann er sich selbst vor den Pflug spannen . . die Mißernten nehmen zu — die Hungersnoth ist da — die schrecklichsten Epidemien in ihrem Gefolge — das Land wird zur Wüste —“ Er hielt inne, als schnürte es ihm die Brust zusammen. Dann wandte er sich um gegen Lazar und heiser, noch ohne Ton, aber in schneidiger Schärfe höhnte er: „O, wir wissen das Alle, aber wir wollen noch warten, gelt? Das bäuerliche Rußland verthiert, verhungert, verseucht, unser gesundes kräftiges Volk wird in seiner Kindheit erdroffelt — aber wir leben im Auslande, wir treiben gelehrte Studien und vergnügen uns und sprechen von seiner Entwicklung!“ Es schien, als wolle er lachen, aber es war nur ein Krampf, der seine Züge verzerrte — dann faßte er plötzlich Lazars Hand und sah ihn an mit seinen tiefen Augen — „Wenn Du wirklich Gefühl hättest für die Leiden des Volkes, dann müßtest Du denken wie ich — nur ein Gewaltstreich bringt Rettung!“

„Nein“, antwortete Lazar in energischer Abwehr, „niemals!“

Helene trat in diesem Augenblick mit der Meldung zu ihnen, daß ein Telegramm für Dobuckoff da sei.

Der Bote, der ihn nicht zu Hause angetroffen hatte, war hierher gekommen und wollte es ihm selbst einhändigen.

„Ein Telegramm?“ fragte Tania.

„Wahrscheinlich von Krapotkin“, sagte Lazar, „er wird sein Ausbleiben entschuldigen.“

Der Bote war zu ihm getreten, erhielt den Lohn und die Unterschrift und entfernte sich wieder.

Lazar erbrach das Telegramm und las.

Die Farbe wich von seinen Wangen, von seinen Lippen selbst, während seine Augen starr und glanzlos auf diesen Zeilen hafteten, die eine Welt des Schmerzes zu enthalten schienen.

„Was ist's?“ fragte Sofia, die Nina und Pisanoff hinausgeleitet hatte und nun zurückkam.

Lazar erbehte bei dem hellen ruhigen Klang dieser Stimme. Mit krampfhaften Fingern preßte er den Zettel zusammen.

„Nichts“, sagte er mit gewaltsamer Anstrengung über sich selbst, aber ohne sie anzusehen, „ich muß schnellig darauf Antwort geben.“

Er nahm seinen Hut und ging hinaus, mit dem unsicheren Schritt eines Trunkenen.

Altshin eilte ihm nach und erreichte ihn bald.

Er nahm Lazars Arm in den seinen und ging mit ihm durch das Gärtchen und die Straße entlang.

„Sag', was enthält das Telegramm?“ fragte er kurz, fast befehlend. „Schlimme Nachrichten aus Rußland? Ich kenne sie schon. Ich habe heute einen Brief von dort erhalten, der mir das Schreckliche mittheilt. . . Aber Tania darf es nicht erfahren, ihr muß es verborgen bleiben, so lange als möglich.“

„Tania?“ wiederholte Lazar, als könne er nicht begreifen, wieso dieser Name sein Ohr traf.

„Ihr Mann, Eugen Wassiljewitsch, ist wahnsinnig geworden.“

„Wahnsinnig!“ wiederholte Lazar mit stammelnden Lippen und faßte sich dabei am Kopf, als fürchte er, es selbst zu werden.

„Wundert es Dich?“ fragte Altshin, „von den Hundertdreißig undneunzig, die in der Peter Pauls-Festung seit vier Jahren auf den Ausgang ihres Prozesses harren, sind 75 schon während

der Haft zu Grunde gegangen, sie sind wahnsinnig geworden oder haben durch Selbstmord geendet; Dein Telegramm berichtet nun von einem weiteren Opfer, oder nicht? Sprich doch."

"Da", sagte Lazar, mühsam sich zum Sprechen zwingend, "Du magst es ihr sagen — ich kann's nicht."

"Ihr? — Tania?"

"Nein, Sofia Alexandrowna, thue es schonend, es wird sie hart treffen — wie mich — Natalie Michailowna —"

"Karzows Tochter?"

"Ist — gestorben."

Altshin hatte das Telegramm entfaltet. Es kam aus der Krim und war mit Karzow gezeichnet; es lautete:

"Meine Nichte ist gestern ihren Leiden erlegen, sie entschlummerte sanft und schmerzlos in meinen Armen."

Lazar langte wieder nach dem Telegramm, steckte es zu sich und ging die Straße hinab.

Altshin sah ihm nach.

"Arme Menschen!" seufzte er. In seinem dunkelgebräunten, faltigen Gesicht drückte sich ein verzehrender Kummer aus, ein namenloses Wehe, aber alsbald gewann es wieder seinen gewöhnlichen harten und kalten Ausdruck.

Den Kopf gesenkt, die Zähne fest aufeinander gebissen, ging er langsam nach dem Hause zurück.

III.

Noch ehe Altshin wieder kam, hatte Helene ihr Dachstübchen aufgesucht. Sie wollte allein sein, sie fühlte sich müde und abgespannt. Sie ging auf und nieder und legte ihre Hand zeitweilig an die Stirne, als könne sie damit ihre Gedanken in ruhigere Bahnen lenken.

Sie konnte sich's nicht verhehlen, daß diese Kämpfe sich täglich heißer und erbitterter gestalteten. Einer Macht gegenüber, die gegen die berechtigtesten Forderungen taub blieb, die unnütze Grausamkeiten beging und selbst Gesetz und Recht gering achtete,

fühlten sich diese Menschen zum Aeußersten getrieben; Alles schien ihnen erlaubt und ihr Haß gegen die brutale Gewalt wurde nur noch von der wilden Energie übertroffen, sie zu bekämpfen.

Aber wohin mußte das führen? Zum Verbrechen — zum Wahnsinn! Und konnte damit etwas erreicht werden? Würde nicht vielmehr diese ganze Bewegung nutzlos zerschellen, nachdem ihre muthigsten Kämpfer gefallen waren?

Und war dieser Terrorismus auf beiden Seiten nicht in der That das Schrecklichste, das ein Volk treffen kann?

Sie setzte sich an das Fenster, stützte den Kopf in die Hand und sah hinaus. Sie blickte gegen die Nebengelände des Zürichberges, die im röthlichen Schimmer der untergehenden Sonne erglänzten.

Lange saß sie so, bis der letzte Schimmer geschwunden war, und der Himmel fahler wurde und grauer die Erde.

Um ihre Lippen aber irrte ein Lächeln.

„Freude ist Kraft“, murmelte sie, „ja, wer diese besitzt, wen sie zu kluger Besonnenheit leitet, der mag sich gestählt fühlen — der kommt vielleicht, wenn auch langsam, zum Ziele —“

Und wieder sah sie hinaus mit träumendem Blick, wie in eine unendliche Ferne.

Die Luft war still und warm, kein Blatt regte sich in dem Gärtchen. Niemand hatte seitdem das Haus verlassen, Atschin war noch immer bei Tania und Sofia. . . .

Sie lauschte nach unten, kein Ton drang zu ihr. . . .

Da überkam sie ein Gefühl der Vereinsamung und — der Sehnsucht.

Plötzlich erhob sie sich und griff nach ihrem Hute. Sie setzte ihn auf, ohne vor den Spiegel zu treten, warf einen Umhang über den Arm und verließ die Stube und das Haus.

Langsam ging sie die breite, von Gärten eingesäumte Universitätsstraße abwärts.

Es war schon fast dunkel geworden, keine menschliche Seele begegnete ihr.

In der Rämistrasse kam ein Mann rasch hinter ihr drein,

und als er sie erreicht hatte, berührte er leicht ihre Schulter. Entrüstet sah sie sich um und blickte in die lachenden Augen des rothen Postmeisters.

Der strenge Ausdruck ihres Gesichtes verwandelte sich ebenso rasch in das Gegentheil; sie schien von der Begegnung entzückt zu sein.

Er grüßte ritterlich, und seinen Schnurrbart in eine noch kühnere Spitze drehend, rief er:

„Aber, schönste Frau, warum rennen Sie denn so wie ein Windhund den Berg hinunter?“

Und als sie statt jeder Antwort ihn anlachte, bot er ihr seinen Arm.

Er hatte die Empfindung, dieser hübschen Frau gegenüber ungewöhnlich galant zu sein.

Sie nahm seinen Arm und gestand ihm, daß sie die Absicht habe, in die Versammlung zu gehen.

„Wollen Sie Ebner hören? Bravo, schön von Ihnen. Wo sind die Russen?“

Helene sagte, daß sie allein komme.

Er drückte ihre Hand und versicherte, es freue ihn, daß sie einmal etwas Selbstständigkeit zeige.

„Haben Sie nur Geduld, lieber Onkel“, sagte sie lächelnd, „Sie werden mich schon noch zu einer tüchtigen Parteigenossin heranziehen.“

„Das hoffe ich, Frauchen, selbst wenn ich nicht lange mehr hier bleibe.“

„Wie meinen Sie das?“

Er sah sich um, es kam ihm vor, als ob Jemand hinter ihnen ginge, und er dämpfte seine Stimme zu einem Flüstern herab: „Ich sage Ihnen, die monarchischen Staaten machen die ungeheuersten Anstrengungen, um das Asylrecht der Schweiz zu untergraben, sie versteigen sich bis zu Drohungen; läßt sich die Bundesregierung einschlichtern, dann heißt's wieder wandern — dann müssen wir nach England oder Amerika — bin neugierig, wie wir da unser Archiv hinüberschiffen und — meine Alte. Sie kriegt die Seekrankheit, wenn ich nur darauf anspiele.“

„Kommt Ihre Frau heute in die Versammlung?“

„Nein, sie hat noch im Hause zu schaffen.“

„Sie ist eine musterhafte Gattin“, versicherte Helene, „und Sie meinen also, daß die Bundesregierung —“

„Pst“, machte er und drückte ihren Arm stärker an sich.

„Was ist's?“ fragte sie.

„Es geht Jemand hinter uns her.“

„Aber in ziemlicher Entfernung.“

„Weil er stehen geblieben ist, — das ist ihre schlaue Taktik — ich kenne sie.“

Stumm gingen sie weiter. Es blieb Alles stille, man vernahm nichts, als das Geräusch ihrer eigenen Schritte.

„Aha — abgebogen — das alte Manöver!“ rief der Postmeister, „geben Sie Acht, an der nächsten Straßenecke kommt der Bursche wieder zum Vorschein. . . . O, diese preussischen Spitzel, wenn ich mich nur in den nächsten Tagen für sie unsichtbar machen könnte!“

„Weshalb gerade in den nächsten Tagen?“ fragte sie aufmerksam.

„Hm“, er sah sie von der Seite an, forschend und ein wenig mißtrauisch. Dann bemerkte er in einem ganz veränderten Ton: „Der Abend ist recht warm, finden Sie nicht?“

„Wir sind im August.“

„Mitte August, wir haben heute, glaube ich, den —“

„Den fünfzehnten.“

„Schon den fünfzehnten . . . es ist zum — hm, und Sie meinen, daß aus Ihnen so etwas wie eine richtige Parteigenossin zu machen wäre?“

„Eine getreue gewiß, ob ich noch andere Eigenschaften dafür besitze, das —“

„Das wird sich erst zeigen“, sagte er trocken.

„Ihr gebt einer Frau nur selten Gelegenheit, sich zu bewähren.“

„Das ist auch nicht so leicht, und Sozialist wird man nicht von heute auf morgen, dazu gehört viel — sehr viel — mehr als man glaubt.“

„Ich weiß es wohl, aber ich glaube, einige Lehrjahre durchgemacht zu haben“, sagte sie bescheiden.

„So, so, Konrad sagte mir, Sie hätten einmal vor Jahren den Russen einen erheblichen Dienst geleistet.“

„Das war ein kleiner Dienst.“

„Was — kleiner Dienst — er ist gelungen, und das ist die Hauptsache. O, es giebt so kleine Dienste, so echte Handlangerdienste, von denen man nicht spricht, von denen Niemand erfährt, und die doch so wichtig sind, daß ein Mißlingen schwer zu verwinden wäre, aber — freilich — Sie —“

„Wenn Sie glauben, daß ich Ihnen nützlich sein könnte — —“

„Vielleicht.“

„Dann sprechen Sie, ich bitte.“

„O nicht hier, nicht jetzt. . . . Kommen Sie morgen in mein Bureau, aber frühzeitig, dann wollen wir sehen.“

Sie waren in die untere Stadt, in ein Gewirr kleiner Häuser und ineinander laufender Straßen gekommen, als er sie plötzlich mit einem Ruck in einen dunklen Thorweg hinein dirigierte.

„Wohin führen Sie mich?“ fragte Helene erstaunt.

Der Onkel lugte vorsichtig aus dem Versteck hervor.

„Sehen Sie ihn, da unten?“

„Ich sehe gar nichts.“

„Da wartet er an der Ecke auf uns, aber da kannst Du lange warten“, und lachend führte er sie durch das Haus, das einen zweiten Ausgang hatte, der auf ein kleines Plätzchen mündete, das steil abwärts nach der Kruggasse führte.

Es war ein altes, enges Gäßchen und ein kleines, dunkles Siebelhaus, in dessen Parterre sich das Café Refler befand, von dem man unter diesen Lokalverhältnissen nicht erwarten konnte, daß es sich als ein Kaffeehaus modernen Stils präsentire.

Von der Kruggasse führte eine Glashür, deren kleine Scheiben durch rothe Vorhänge verhüllt waren, in einen länglichen, nicht allzu hellen Raum von einfachster Ausstattung, in welchem einige Tische und Stühle aufgestellt waren. Morgens und Mittags waren sie von Arbeitern besetzt, denen Madame Refler, die im

Hintergrunde hinter einem großen Schanktische Posto gefaßt, eigenhändig Bier und Kaffee kredenzte.

Es konnte überraschend scheinen, daß sich hinter diesem karglichen Raum ein geräumiger Saal befand, mit hübscher Wandvertäfelung, mit Oberlicht und einem mächtigen Gaslüfter versehen.

Herr Kexler hatte vor einigen Jahren seinen Hof überdecken lassen und damit diesen Saal gewonnen, der sein Stolz und seine Freude war.

Hier pflegten die Internationale und die deutschen Sozialisten ihre Versammlungen abzuhalten.

Sie waren öffentlich und Jedermann hatte Zutritt zu denselben.

Heute Abend stand ein Vortrag des Bürgers Ebner über internationale Arbeiterschutzgesetzgebung auf der Tagesordnung.

Es war ein Thema, das damals in der Schweiz, die eine fortgeschrittene Fabrikgesetzgebung hatte, vielfach ventilirt wurde.

Als der rothe Postmeister mit Helene von der Straße aus die vordere Stube betrat, traf ein dumpfes Brausen ihr Ohr, es war das Stimmengewirr aus dem anstoßenden Saale.

„Da haben wir heute die Bude voll“, meinte der Postmeister zu Frau Kexler gewendet.

„Ja, da sind so Viele drin, daß sie kaum japsen können“, versicherte diese.

„Wollen 'mal sehen.“ Als er aber die Thür aufriß, purzelten sofort Einige, die daran gelehnt standen, unter lautem Lachen heraus und über ihn her.

„Da kommt nur mehr Einer aus der vierten Dimension herein“, versicherte ein hochgewachsener bulgarischer Student, der vermöge seiner Größe stets für den Hintergrund bestimmt war. Als er aber den kleinen Postmeister erkannte, der eine so hübsche Frau am Arme führte, setzte er sofort Stimme und Ellbogen in ausgiebiger Weise in Bewegung, um für sie Platz zu machen. Helene hat, sich ihretwegen nicht zu bemühen, sie werde nach Hause zurückkehren.

Aber da legte sich Frau Refler ins Mittel und meinte, auf der Gallerie, wo sonst die Musikanten saßen, wäre noch Platz, nur einige Arbeiterinnen seien oben, und da käme sie wenigstens nur mit Weibsleuten ins Gedränge.

Sie winkte Helene mit dem linken Zeigefinger zu sich und sagte mit Bönnermiene:

„Kommen Sie nur, Madamchen, Sie brauchen nicht einmal durch den Saal zu gehen.“

Helene nickte dem Onkel vergnügt zu und trippelte hinter ihrer Führerin her, die hölzerne Treppe hinauf, die sie auf die Gallerie brachte.

Einige Mädchen saßen da, die ihr freundlich Platz machten.

Sie nahm die äußerste Ecke ein und konnte nun bequem den Saal übersehen.

Es waren zumeist deutsche und schweizer Arbeiter versammelt. Auch Arbeiterfrauen und einige ausländische Studenten hatten sich hier eingefunden.

Sie saßen dicht gedrängt an den Tischen oder begnügten sich mit einem noch bescheidener abgemessenen Stehplatz. Die meisten hatten den Hut auf dem Kopfe und ein Glas Bier vor sich auf dem Tisch. Einige rauchten, Alle beobachteten eine ernste, ruhige und zuwartende Haltung.

Eben ließ man im Saal die Sammelbüchse „für die Familien der Ausgewiesenen“ zirkuliren. Es gab derzeit viele unschuldige Opfer in Deutschland und Tausende von Weibern und Kindern befanden sich im größten Elend, weil ihre Ernährer oft binnen vierundzwanzig Stunden den sicheren Erwerb verlassen und von ihren Familien sich trennen mußten.

Helene konnte beobachten, wie Jeder und Jede der Anwesenden sich erhob, um seinen Obolus zu entrichten. Es entstand dadurch ein arges Gedränge, ohne daß ein ungeduldiges Wort gefallen wäre.

Die Hitze nahm zu, die Luft wurde schlechter und der weiße, von der Flamme durchleuchtete Rauch, der gegen die Decke emporstieg, begann sich zu verdichten.

Aber diese Atmosphäre schien Niemand zu bedrücken, alle diese Arbeiter und Arbeiterinnen waren an eine viel schlechtere Luft gewöhnt. Als aber einige Oberlichtfenster geöffnet wurden und ein frischer Luftzug hereinwehte, ging doch ein Ah! der Befriedigung durch den Saal. Das Gemurmel wurde lauter, hier und da ertönte ein Witzwort, ein Ausbruch der Heiterkeit, der sich rasch wieder dämpfte.

Auch Helene empfand mit Wonne die belebende Wirkung der frischen Luft. Sie war mit ihrer Nachbarin in ein Gespräch gekommen, als eine Bewegung wogenähnlich den Saal durchlief und ihre Aufmerksamkeit dahin lenkte.

Der Einberufer hatte sich von seinem Platze erhoben und bat die Anwesenden, das Bureau zu wählen. Er brachte einige Namen in Vorschlag, die lebhaft akklamirt wurden.

Der Vorsitzende und sein Stellvertreter waren ernannt und nahmen an einem besonderen Tische ihre Plätze ein.

Alle hatten zu rauchen aufgehört und auch das leiseste Gemurmel verstummte, als der Vorsitzende nach kurzer Begrüßung der Anwesenden und einigen einleitenden Sätzen Konrad Ebner das Wort ertheilte.

Ein blonder, ausdrucksvoller Kopf tauchte aus der Menge empor.

Aller Augen wendeten sich ihm zu, mit größerer Sympathie und andächtigerem Interesse, als in unseren Tagen irgend einem Prediger auf der Kanzel.

Mit ruhigem und doch warmem Ton begann er zu sprechen. Er hatte es nicht nöthig, sich auf irgend welche Autoritäten zu stützen, weder auf göttliche, noch menschliche. Als ein Gleicher sprach er zu Gleichen, schlicht und verständig. Und sie horchten gierig auf seine Worte, die so lebensvoll und brüderlich klangen und Aufklärung brachten über Dinge und Verhältnisse, die sie zunächst berührten. Er suchte das Wesentliche und Bedeutende hervor, um die Entwicklung der Arbeiterklasse und die moderne internationale Bewegung des Proletariats zu kennzeichnen und als einen historischen Prozeß zu erläutern, der unentwegt fortschreitet, unbekümmert um die sich ihm entgegensetzenden Gewalten.

Er sagte ihnen, daß diese Entwicklung Niemand in der Hand habe, aber die Sozialdemokratie wolle sich's zur Aufgabe machen, ihre Geseze zu erforschen, um gewappnet und immer bewußter in einem Kampf zu stehen, dessen Sieg die Menschheit einer neuen und höheren Stufe der Kultur entgegenführen würde.

Aber wenn auch diese großen Ziele beständig im Auge zu halten seien, so sei es ebenso wichtig, die gegebenen thatsächlichen Verhältnisse genau zu studiren, um die nächsten und praktischen Ziele festzusetzen und ihre Verwirklichung anzustreben.

Als ein solches Ziel bezeichnete er den Arbeiterschuz, und namentlich den Normalarbeitstag von acht Stunden.

Brausende Zurufe erhoben sich und die Worte, die die nächsten praktischen Forderungen der Arbeiterschaft aussprachen, gingen von Mund zu Mund.

„So ist's — richtig — Arbeiterschuz, Achtstundentag, das ist das Allerwichtigste für uns — das müssen wir haben!“

Konrad fuhr fort, und wenn seine Stimme bisher warm und überzeugend geklungen, wurde sie jetzt schärfer und polemischer. Er hatte nicht nur die Bedeutung dieser Forderungen festzustellen, er ging auch auf die Einwürfe ein, die von den Gegnern dagegen erhoben wurden. Punkt für Punkt nahm er diese Einwürfe vor, zergliederte sie und widerlegte sie in so nachdrücklicher Weise, daß nichts Stichhaltiges übrig blieb, als die Thatsache, daß der Achtstundentag eben noch nicht durchgeführt sei.

Helene hatte sich über die Brüstung gebeugt, als könne sie ihm dadurch näher kommen. Was er da sagte, war durchaus real und sachlich gehalten, aber es weitete ihr den Sinn und die Seele, und als er geendet hatte, that sie wie die Uebrigen, sie zollte ihm stürmischen Beifall.

Da hob er den Kopf und mit merkwürdiger Treffsicherheit trafen seine Augen mit den ihrigen zusammen.

Sie fuhr zurück in einer Verwirrung, die sie für Augenblicke den Vorgängen im Saale entriß.

Erst als einige schneidig und zornig herausgestoßene Worte ihr Ohr berührten, sah sie wieder in den Saal hinab.

Ein junger Mann hatte sich erhoben, sein Gesicht war stark geröthet und er gestikulirte mit weit ausgreifenden Händen.

Sein Ton wurde bald freischend und er schrie, als ob die Stärke seiner Lunge auch die Beweisraft seiner Worte erhöhen könne.

Er hatte sofort mit persönlichen Ausfällen und Beschuldigungen begonnen. Zur Sache gerufen, lenkte er ein, um sich mit dem gegebenen Thema oberflächlich, mit einigen revolutionären Phrasen abzufinden.

Seine Ausführungen gipfelten darin: Der Achtstundentag sei ein werthloses Palliativmittel.

„Nur keine Angstmichel sein!“ brüllte er. „Damit kommen wir nicht vom Fleck. Wir dürfen keine Reformpartei sein, sondern eine Umsturzpartei und das einzige Mittel zu unserer Rettung, hört Ihr, das allereinigste, ist die Gewalt!“

Da erhob sich Widerspruch und energische Gegenrufe, die er mit einem noch größeren Aufwand an Stimme beantwortete.

Der junge Mann mit dem erhitzten Gesicht und überhitzten Gehirn mochte es ehrlich meinen, aber sein Ton war roh und maßlos exaltirt, und er steigerte absichtlich seine Erregtheit, um die Anderen damit fortzureißen.

„Wer ist der Sprecher?“ fragte Helene ihre Nachbarin.

„'s wird wohl ein Mostianer sein“, meinte diese, „die schreien Alle so, es ist oft zum Todtlachen.“

Rede und Gegenrede erfolgte, die Debatte wurde leidenschaftlicher und steigerte sich zum Tumult. Einen Augenblick schien es, als würde es zu einem Handgemenge kommen. Aber der Vorsitzende hatte Ruhe geschaffen und Konrad erhielt das Schlußwort.

Seine Haltung war ruhig, seine klare, wohlredende Stimme beherrschte die Versammlung, ohne sich zum Pathos zu erheben.

„Genossen!“ sagte er, „wir haben die Stimmen des Hasses, der Erbitterung gehört, die die proletarischen Herzen durchwühlen und immer lauter in unseren Reihen ertönen; wahrlich, sie scheinen mir wohl berechtigt. Wir, die organisirten Arbeiter, schmachten heute als Rechtlose unter einem maßlosen Drucke —“

„Sozialistengesetz“, erscholl es rundum.

„Es ist ein infames Gesetz, bestimmt uns zu vernichten, aber der Mann, der es über uns verhängt hat —“

„Bismarck!“ ertönte ein gellender Zwischenruf.

„Er wird seine absolutistischen Zwecke nicht erreichen — er wird es vielmehr sein, der die Proletarier zu immer engerem Zusammenschluß treibt, zu einer großen mächtigen Organisation. Und so wird die Erbitterung selbst, die er geschaffen, unser Bundesgenosse sein —“

„Bravo — Bravo!“

„So lange sie sich nicht zum Wahnwitz steigert . . . Freunde, wir müssen klaren Sinnes bleiben, selbst mit dem glühendsten Haß in der Seele, denn, merkt es wohl, Genossen, in unserer Besonnenheit liegt unsere Kraft. Darum werden wir in diesem Kampf uns nicht zu vereinzelt Ausbrüchen der Verzweiflung provoziren lassen.“

„Hört, hört! — Das ist Feigheit, Schwäche!“ gellte es wieder dazwischen.

„Nein, und wir werden uns dazu auch nicht von Euch provoziren lassen —“ rief Konrad lauter in den Saal — „wir werden den Kampf konsequent um die Eroberung der politischen Macht führen!“

Die Rufe der Zustimmung waren anhaltender, aber auch der Widerspruch lauter geworden.

Konrad fuhr unbeirrt fort:

„Die Parlamente haben an Vertrauen eingebüßt, wir werden sie erst zu echten, wirklichen Volksvertretungen machen. Aber um politische Macht zu erlangen und zu behaupten, brauchen wir auch politische Bildung.“

„So ist's.“ — „Richtig.“ — „Wie sollen wir dazu gelangen?“ — „Uns fehlt die Zeit dazu“, tönte es ihm entgegen.

„Es ist wahr, wir können uns Wissen und Erkenntniß nur mühsam und mit tausend Opfern verschaffen, aber wir sehen ja, sie werden gebracht, diese Opfer. Lesen wir nicht alle unsere Blätter und Broschüren, auch wenn sie verboten sind?“

Applaus und Lachen im Saale.

„Und wir lesen auch die Blätter der Gegner und wenn auch unser Vereins- und Versammlungsrecht uns genommen ist, wo nur zwei der Genossen beisammen stehen, sprechen sie über Politik und suchen sich gegenseitig zu unterrichten.

„Unser Interesse für politische und ökonomische Entwicklung ist eben überaus wach und lebendig, es verschlingt jedes andere, denn wir fühlen, das geht uns an, von dieser Entwicklung haben wir Alles zu erwarten. So wird durch die Verhältnisse, so wird durch unsere Klassenlage selbst uns der Geist geschärft und das Verständniß, und hierin sind wir den Bourgeois weit überlegen — heute schon. Der Bourgeois hat keine Freude und kein Interesse an den politischen Dingen. Ihm erscheinen die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände so unklar und verworren, so unwahr und ungesund, daß er sich mit Unbehagen davon abwendet. Politisch Lied, garstig Lied, heißt es bei ihm. Demgemäß hat er die Politik aus seinen Zirkeln verbannt, aus seinen Vereinen. Er will ihr weder auf der Bühne begegnen, noch im gesellschaftlichen Leben, und er liest von politischen Blättern nur die, die gesinnungslos seinen Interessen schmeicheln und weil er sie bezahlt, ihm feige die Wahrheit verhüllen.

„So ist er blind und will es bleiben, denn das Sehen thut ihm weh. Wir Proletarier aber sind jeder Wehleidigkeit längst entwöhnt. Seit Jahren stehen wir in offenem Kampfe, wir haben uns täglich unserer Haut zu wehren und wir wehren uns! Und sobald wir dazu kommen, das staatliche Leben zu beeinflussen, dann werden wir es verjüngen und neu beleben. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Diese herrliche Dreieinigkeit, wir werden sie zur Wahrheit machen, denn Alles, was die Gesellschaft in Wirren und Widersprüche verwickelt und immerwährende Spaltungen erzeugt, alle die ungelösten Fragen der Konfession, der Rasse, der Nationalität, uns sollen sie nicht mehr trennen, für uns sind sie gelöst! Und siehe, schon drängt sich der Bourgeoisie eine neue Frage auf, kaum weniger brennend als alle übrigen: die Frauenfrage. Ihre Frauen sind unzufrieden und unglücklich. . .

Die Bourgeoisie hat die Frau ökonomisch abhängig gemacht und zur Sklavin herabgedrückt, und diese wendet sich nun rebellirend gegen die Bedrücker. So ersteht ihr kein geringer Feind im eigenen Lager, während wir in den Frauen unserer Klasse die tapfersten Mitstreiterinnen gewonnen haben. Kräftig, willensstark und begeistert werden sie uns zur Seite stehen, sie werden uns nicht nur anfeuern, sie werden thätigen Antheil nehmen an der großen Mission, die die Geschichte der Arbeiterklasse überwiesen hat, an der Wiebergeburt der Gesellschaft!"

Seine Augen hatten sich wieder erhoben und diesmal traf sein leuchtender Blick mit einem ebenso leuchtenden zusammen.

Helene beugte sich ihm entgegen, ihre Augen, ihre Hände, ihre Lippen winkten ihm zu, brachten ihm gleich einer Huldigung ihr Entzücken dar.

Seine Brust hob sich höher und er nickte ihr leise zu mit einem seligen Lächeln.

Anhaltender und stürmischer Beifall umbrauste ihn, und als er jetzt geendet hatte, drängten sich die Genossen an ihn heran, um ihm die Hände zu schütteln.

Helene blieb unbeweglich auf ihrem Sitz, in sich versunken und wie betäubt, bis die Hand ihrer Nachbarin sie berührte.

"Wir gehen, adieu, es ist aus; aber Sie warten wohl noch auf Einen?" fügte sie schelmisch hinzu.

Auch die übrigen Mädchen blinzelten zu ihr herüber und lüchelten, während sie sich zum Fortgehen rüsteten.

Helene hatte sich rasch erhoben.

"Ich gehe auch", sagte sie.

Und nun polterten Alle, Eine hinter der Anderen, die Treppe herunter.

Sie kamen in ein dichtes Gedränge, das sie sofort auseinanderriß.

Wogengleich wälzte sich dieser Menschenstrom durch die enge Passage des Café Reßler und gelangte durch die offenstehende Thür auf die Straße.

Helene athmete auf, als sie im Freien war; die frische Luft that ihr wohl.

Der Mond war heraufgestiegen, aber er erreichte nur die Dächer des schmalen Kruggäßchens.

Auf dem gegenüberliegenden Trottoir machte Helene Halt, um Hut und Umhang, die sich im Gedränge verschoben hatten, wieder in Ordnung zu bringen.

Sie mußte nach dem kleinen, dunklen Giebelhause hinüberblicken und nach den erleuchteten Fenstern des Café Reßler, die gleich der Thür weit offen standen.

Die Menge hatte sich verlaufen, spärlich, in Absätzen kamen die Nachzügler; aber so oft die Thür nach dem Saal sich aufthat, drangen im brausenden Schwall die gewaltigen Töne der Marseillaise an ihr Ohr, von hundert Kehlen gesungen.

Und wieder ging die Thür — eine schlanke Mannesgestalt trat heraus — es war Konrad.

Sie wollte ihn anrufen — aber ihr stärker klopfendes Herz schien sie zu hemmen und unwillkürlich drückte sie sich noch tiefer in den Schatten des dunklen Thorwegs, unter welchem sie stand.

Er blickte spähend die Straße hinauf und eilte dann in derselben Richtung vorwärts.

Suchte er sie? Dachte er, sie noch zu erreichen?

Ein Gefühl hoher Freude überkam sie und überwand die Scheu, die sie thöricht nannte.

Sie fühlte sich ihm in so Großem verbunden und wollte es ihm sagen. Sie ging ihm nach.

Als sie nach dem Plaze hinaustrat, sah sie Konrad mit einem Fremden in lebhaftem Gespräch.

An der Ecke des Plazes blieb er stehen und blickte aufwärts — er überlegte einen Augenblick, dann nahm er den Arm des Mannes und beide wendeten sich nach rechts.

Sie sah ihnen einen Augenblick nach, dann ging sie durch die breite, monderleuchtete Straße aufwärts.

Einsam war ihr Weg, die Gegend ringsum wie ausgestorben. Sie kam an dem Turnplatz vorbei und weiterhin an den großen öffentlichen Gebäuden der Universität. Kein Licht, kein Laut drang heraus, sie waren zu dieser Stunde von Menschen ver-

lassen, aber auf den mächtigen Quadern und vorspringenden Nischen lag das Mondlicht klar und weiß, wie festgenagelt.

Und an den prangenden Gärten schritt sie vorüber, wo hinter dichten Baumgruppen die Villen der reichen Besitzer versteckt lagen.

Die Zweige, von den sanften Strahlen durchflimmert, neigten sich ihr entgegen, und mit Wonne nahm sie den süßen Duft in sich auf, den diese milde durchleuchtete Sommernacht über sie ausströmte. Sie ging immer aufwärts, den Kopf etwas gesenkt, Gedanken hingeeben, die ein Lächeln auf ihre Lippen zauberten. Ihr war, als sei sie lange, lange nicht so glücklich gewesen. So bewußt glücklich, so innerlich ruhig und befriedigt vielleicht niemals.

Und immer heller wurde es in ihr und in ihrer Seele sang sie die Worte des herrlichen Liedes nach, dessen begeisterter Klang ihr noch in den Ohren brauste: „les jours de gloire sont arrivés!“

Sie hatte den Palmhof erreicht, ging leise die Treppe aufwärts und gelangte in ihre Stube.

Ohne Licht zu machen, begann sie sich zu entkleiden, als ein leises Wimmern ihr Ohr traf.

Sie trat an das Bett ihrer Freundin und bemerkte, daß sie sich angekleidet darüber geworfen hatte.

„Sonja!“ rief sie bestürzt, „was ist's, sprich, sprich doch!“

Aber diese vermochte nicht zu sprechen, sie weinte bitterlich, fassungslos, unaufhörlich. Atschin hatte ihr den Tod Nataliens mitgetheilt.

* * *

Lazar trieb sich indeß auf den Höhen des Zürichberges ruhe- und rastlos umher.

Ohne Weg und Plan irrte er durch das junge Gehölz, das mit breiten Lichtungen wechselte, immer weiter trieb es ihn, als könne er sich und seinem Schmerz entfliehen.

Er hatte den Hut fortgeworfen, das Hemd aufgerissen und meinte doch in dieser bleischweren Atmosphäre, die ihn umgab, zu ersticken. Er verlangte nach Luft. Dort oben mußte sie kräftiger wehen.

Er hastete aufwärts mit ungleichen Schritten.

Endlich erhob sich der Wind, aber er brachte ihm keine Erquickung, er war heiß wie der Samum, unter dem alles Leben verborrt.

Jetzt warf er sich der Länge nach in das Gras und war so matt, daß er liegen blieb.

Aber wenn auch seine Glieder den Dienst versagten, sein Gehirn arbeitete fieberhaft weiter.

Er sah Natalie vor sich in dem weißen, langherabwallenden Kleide, wie er sie zum letztenmale gesehen hatte, eine Gefangene in ihrem eigenen Hause. . . . Er glaubte den Blick dieser stillen, großen, melancholischen Augen noch zu fühlen und den Vorwurf, den sie enthielten, tiefer als damals, wo er zürnend vor ihr stand. . . . Im Zorn war er von ihr gegangen und war nicht wieder gekommen. . . . Er hat sie nicht mehr gesehen . . . jetzt ist sie todt . . . begraben! Nicht er war an ihrem Bett gestanden . . . nicht er hat ihren letzten Seufzer gehört! . . . Sie hatte auch nicht nach ihm verlangt. Sie hatte nicht ihn gerufen, als sie sich sterbend fühlte! . . . Er stößt mit dem Kopf gegen den Boden; er ruft ihren Namen, sehnächtig und verzweifeln, und klagt sich selbst an, von Neue gefoltert.

Aber dann erhebt sich doch wieder die Stimme der Selbstvertheidigung.

Was hätte er Anderes thun können, als er gethan?

Und wenn sie nicht mit ihm ging, war es seine Schuld? Wahrlich nein, er konnte sich freisprechen.

Er liegt eine Weile ganz still, ohne Bewegung.

Erinnerungen tauchen auf — Längstvergeßenes.

War es nicht sonderbar, daß sie so oft und dringend nach Sofia gefragt hatte? Jedes Wort fiel ihm ein, das er über sie gesprochen, das sie ihm gleichsam zu entlocken gewußt . . . und er erinnerte sich des Blickes, der Handbewegung, die ihre knappen Aeußerungen begleitet hatten. Schon hat sein krankhaft erhöhtes Schuldgefühl eine neue Anklage gegen sich erhoben. Natalie war geblieben, weil sie seine Neigung für Sofia errathen und seine Abtrünnigkeit vorausgesehen hatte.

Damals schon? — Wie konnte sie das? — Er schüttelte den Kopf — nein, nein, das war unmöglich!

„Heuchler, Heuchler!“ ruft er sich zu und schlägt sich hart vor die Stirn, „ist es Dir noch nicht klar geworden, daß Du nach ihr verlangt hast, von dem ersten Augenblick an, wo Du sie geschaut? Und heute, und jetzt?! Du kannst kaum die Stunde erwarten, wo Du sie wieder siehst, ihre Stimme hörst und ihr in die Augen blickst. . . . Und bist Du nicht selig, wenn ihre Hand Dich berührt, wenn nur die Falte ihres Kleides Dich streift? Und verlangst Du nicht nach dem Glück, von ihr geliebt zu werden, so wie Du sie liebst, in heißer, verzehrender Gluth?!“

Er erschauert . . . ihm graut plötzlich vor diesem Glück, an das er seine Seele gehängt hatte. Und da fällt ihm das Wort Atschins ein, die grausame Selbstverspottung:

„Wir leben vergnügt im Auslande, wir studiren und philosophiren und sonnen uns, und schwagen von der Entwicklung Rußlands.“ Ja, er hatte sich gesonnt im Lande der Freiheit und sich berauscht in allen Süßigkeiten des Lebens und darüber die Tyrannei und die Knechtschaft vergessen, die die Brüder zum Wahnsinn treiben, worunter die ganze Nation erstickt. Er wendet sich ab von dem, was sein Glück gewesen, er verwirft es, um sich dahin zu stellen, wohin Rußlands tausendfältiger Jammer ihn ruft. Dort ist sein Platz, und nirgends sonst! . . .

Der Mond ging unter und die flimmernden Sterne blickten in mildem Glanze auf diese dunkle Erde hernieder und auf den bleichen Mann, der da sann und sann.

Als er sich wieder erhob, war er ein Anderer.

Er hatte die weichlichen Empfindungen von sich geworfen, er war ein Kämpfer geworden, der vor nichts mehr zurückschreckt.

Langsam, aber festen Schrittes ging er abwärts, die Augen zu Boden geheftet.

Mechanisch nahm er den Weg nach Oberstraß. Er ging an dem Palmhof vorüber und verschwand in dem Gewirr unregelmäßiger Häuschen, die von der Universitätsstraße abbiegend nach abwärts führten. Es graute im Osten, als er sein Zimmer betrat.

Eine Gestalt erhob sich bei seinem Eintritt von dem Stuhle, auf dem sie gesessen.

Es war Atschin.

„Du?!“ rief Lazar.

Atschin ging auf ihn zu.

„Ich habe Deine Rückkehr erwartet“, forschend sah er ihm ins Antlitz: „Was nun?“

Lazar legte seine kalte Hand in die seine.

„Ich bin der Cure.“

IV.

Der rothe Postmeister zeigte sich an dem Morgen nach der Versammlung noch ein gut Theil nervöser als gewöhnlich. Es ging ihm auch gar so viel im Kopf herum, es war um die Wände hinauf zu laufen.

Der Kongreß der deutschen sozialdemokratischen Partei sollte in den nächsten Tagen stattfinden.

Da dieser Partei genommen war, was allen andern durch die Verfassung gewährleistet, da für sie das Versammlungsrecht aufgehoben und jede öffentliche Thätigkeit untersagt war, so mußten ihre Vertreter heimlich zusammen kommen und im Geheimen tagen. Man durfte 60—70 Delegirte erwarten, die aus allen Theilen Deutschlands entsendet, sich auf Schweizerboden zusammen finden sollten.

Der rothe Postmeister hatte den Ort ausfindig zu machen, an dem sie ungestört ihre Sitzungen abhalten konnten. Aber er hatte es auch unternommen, für alle leiblichen Bedürfnisse der Kongreßmitglieder Sorge zu tragen.

Bei der beständigen Ueberwachung, der die Mitglieder der Partei unterworfen waren, war das Eine eben so schwierig wie das Andere.

Eine große Anzahl wohl gekannter und zumeist signalisirter Persönlichkeiten sollte tagelang, wie unter einer Tarnkappe leben und noch dazu mit Speise und Trank versehen werden.

Welche Vorsicht mußte da nicht beobachtet, wie strenge das Geheimniß bewahrt bleiben, sollte nicht Verrath unterlaufen.

Es war eine schwer zu bewältigende Aufgabe, aber die fruchtbare Phantasie des rothen Postmeisters zeigte sich ihr gewachsen.

War nicht das Schwerste schon geschehen — das Wichtigste vorbereitet? Jetzt noch eine helfende Hand — um — um — — Er rannte in seinem Bureau hin und her, überlegte, rechnete, kombinierte, dann sah er nach der Uhr.

Er erwartete Telegramme — sie konnten schon da sein — er erwartete die Ankunft seines „Seelöwen“, der ihm Bericht erstatten sollte, ob es wieder einmal gelungen war, den „Reichsanzeiger“, so hatte er ironisch den „Sozialdemokrat“ getauft, über die Grenze zu schmuggeln.

„Es geht immer schwerer“, murmelte er, „ich muß weitere Verbindungen einleiten — neue Ausfallsthore schaffen.“

Er fingerte in der Luft herum, als schriebe er geheimnißvolle, nur ihm sichtbare Zeichen in dieselbe.

So, die Augen in die Höhe gerichtet, stieß er mit den Füßen unversehens an eine Tonne Weinstein, die in der Ecke lagerte.

„Verdammtes Zeug!“ rief er, „muß mir immer aufs Neue die Galle erregen!“

Es war seine Idee gewesen, den „Sozialdemokrat“ in solche Tonnen zu verpacken, diese mit Weinstein aufzufüllen und als Weinstein zu verschicken. Aber der „Sozialdemokrat“ wog im Verhältniß zu schwer, und so mußte es unterbleiben.

Aber fehlgeschlagene Experimente konnte sein Ehrgeiz, und das verschwendete Geld seine Sparsamkeit als Administrator nicht verwinden.

Er versetzte der Tonne einen dröhnenden Fußtritt und sagte gallig:

„Jetzt kannst Du Dir daraus kühlende Tränkchen bereiten, so viel Du willst — Weinstein soll sehr gesund sein — daß man sich auch noch über seine eigenen Dummheiten so ärgern muß!“

Es klopfte leise an die Thür.

Sie öffnete sich gleich darauf und ein junger, stämmiger, tiefgebräunter Mann, mit breiter Brust und großem Kopfe, der durch einen braunen Vollbart noch mächtiger wurde, erschien auf der Schwelle.

Der Postmeister war mit einem Sprunge an seiner Seite und blickte ihn angstvoll forschend an.

Er athmete auf, als der Ankömmling aus dunklen Augen ihm treuherzig entgegen lachte.

Gott sei Dank, die Sendung war nicht abgefangen worden.

„Ohne jeden Unfall?“ fragte er, während er dem Mann die Hände schüttelte.

„Trotz des starken Wogenganges kam ich über den Bodensee, aber ich mußte mit der Landung warten, bis der Mond untergegangen war, und diese war ziemlich schwierig.“

„Mein tapferer Seelöwe“, rief der Postmeister entzückt, indem er zärtlich die muskulöse Gestalt des Mannes betrachtete, der seines Zeichens Schuster war, aber dieser friedlichen Beschäftigung entsagte, um ein gefährvolleres Handwerk zu üben.

„Seit fünf Wochen haben sie uns nichts mehr weggeschnappt.“

„Es ist einzig, dafür werde ich Dich zum Admiral ernennen“, und der Postmeister schlug den jungen Mann auf die Schulter, der in dem Augenblick so glücklich aussah, als wäre ihm soeben eine offizielle Auszeichnung zu Theil geworden.

„Für die nächste Zeit werden wir aber doch die großen Ausfallsthore vermeiden müssen und neue Listen ersinnen“, sagte der Schuster.

„Selbstverständlich, selbstverständlich — es krabbelt mir schon wieder so was im Kopfe herum — etwas ganz Niederträchtiges — Du sollst in diesen Tagen mit Freuden meine Künste sehen“, deklamirte der Postmeister, rieb sich die Hände und lachte vergnügt in sich hinein.

Da klopfte es wieder.

„Schon wieder eine Störung, daß die Leute Einen nicht in Ruhe lassen können!“ rief der Postmeister so laut und unwirsch,

daß der Draußenstehende sich über die Aufnahme, die er finden würde, kaum täuschen konnte.

Aber die Thür ging auf und Helene trat herein.

Der Postmeister starrte sie an, als begriffe er nicht, was sie wolle, dann schien er sich zu erinnern und nickte ihr zu.

„Aha, schon gut. — Nehmen Sie Platz, wir sind gleich fertig.“

Der Stämmige erhielt im Flüstertone einige Befehle und entfernte sich. Jetzt erst streckte der Postmeister der jungen Frau die Hand entgegen und drückte sie kräftig.

„Sie sind wirklich gekommen, schau, schau!“

„Sie haben mich dazu aufgefordert.“

„Ja, ja — ja — es war vielleicht ein Unsinn.“

„Wenn Sie das glauben, lieber Onkel, dann will ich wieder gehen.“

„Es ist eine heikle Geschichte“, er seufzte und fuhr sich so energisch in die schwarzen Haare, als wenn er sie sich ausreißen wollte, dann vertrat er ihr doch den Weg, und sich gleichsam ermunternd: „Hol's der Ruckuck, ich hab' Sie einmal ins Auge gefaßt und wenn Sie wollen? —“

„Wenn Sie mich zu etwas brauchen können —“

Er musterte sie von oben bis unten und begann zu schmunzeln.

„Es wird gehen — Sie sehen nicht grade verdächtig aus.“

„Das hoffe ich“, sagte Helene ebenfalls lächelnd, „aber hat denn mein Aeußeres etwas damit zu thun?“

Der Postmeister ging um sie herum und examinirte sie weiter.

„Natürlich . . . das schlichte schwarze Kleid wäre ganz gut . . . Sie sehen bescheiden und anständig darin aus — nur —“

„Nur?“

„Eines ist dabei unangenehm, und das können Sie nicht ändern —“

„Was ist denn das?“

„Daß Sie so hübsch sind.“

Helene lachte.

„Lachen Sie nicht, dann werden Sie ja noch hübscher!“ rief er in seinem humoristischen Mergel.

„Liebster Onkel, drücken Sie darüber ein Auge zu, in allem Anderen sollen Sie mit mir zufrieden sein, und nun sagen Sie, was Sie von mir erwarten.“

„Mein Gott, es ist etwas sehr einfaches, simples, was jede Frau auszuführen vermag.“

„Um so besser.“

„Es ist etwas, von dem Niemand sprechen wird, keine That, es wird weder Ihren Ehrgeiz befriedigen, noch Ihrer Eitelkeit schmeicheln.“

„Die Sie beide als selbstverständlich bei mir voraussetzen“, scherzte sie.

Er sah sie etwas böshaft an.

„Na, Ihr denkenden Frauen strebt doch Alle höher, und kochen z. B., das ist eine Beschäftigung, die nichts Verlockendes für Euch hat.“

„Ei, kochen ist gut und nützlich, wir werden kochen, verlangt nur nicht, daß Küche und Herd das Einzige sein soll, für das wir Verständniß besitzen sollen, das Einzige, das uns was angeht. Jede Arbeit ist ehrenvoll, wenn sie gut gemacht wird, aber auch die Frau hat höhere Interessen, sie muß an allen geistigen Bestrebungen ihrer Zeit Theil nehmen und Zeit und Gelegenheit haben, sich dafür zu bilden. Und das wollen wir doch, wir Sozialisten, das streben wir doch an — oder nicht?“

Sie sah ihn schelmisch von der Seite an.

„Bravo, Frauchen! Gleich hat sie's weg — ja darauf fallen sie Alle“, lachte er. „Na, die Aufgabe, die ich für Sie ins Auge gefaßt habe, verlangt in der That eine treue Genossin . . . überdies Klugheit, Geistesgegenwart, Verschwiegenheit — Ah, Verschwiegenheit vor Allem.“

„Ich werde schweigen“, sie hielt ihm die Hand hin.

Der kleine Mann ergiff sie und führte Helene nach dem Sopha. Er setzte sich neben sie und nahm aus seiner Brusttasche einen Zettel, den er ihr vor die Augen hielt.

Es war ein Verzeichniß von Lebensmitteln — Quantität und Qualität genau angegeben . . . weiteres von einigen Küchengeräthen, namentlich Geschirr. Sie sollte das Alles besorgen; dann fuhr er in diktatorischer Weise fort:

„Wenn Sie das einkaufen, werden Sie ein Häubchen aufsetzen, ein Tuch umnehmen, oder so etwas, vielleicht auch eine Schürze vorbinden, damit Sie aussehen wie eine Wirthschafterin oder so etwas . . . diese Stirnlöcher da machen Sie besser fort, Sie brauchen Niemanden zu bezaubern.“

„Ich werde mir einen Scheitel machen — so vielleicht?“

„Das ist gut, das macht Sie viel älter . . . Wenn Sie eingekauft haben, fahren Sie mit dem ganzen Krempel nach dem Bahnhofe und lösen ein Billet nach —“ der Name wollte ihm nicht über die Lippen — nach Winterthur“, sagte er dann mit einiger Anstrengung.

„Nach Winterthur“, wiederholte sie.

Der rothe Postmeister fuhr auf, als hätte man ihn gestochen.

„Ich möchte Sie doch bitten, den Namen erst wieder auszusprechen, wenn Sie Ihr Billet lösen. . . Sind Sie an Ort und Stelle, sehen Sie sich nach einem Wagen um. Unter der großen Anzahl von Fahrgelegenheiten, die am Bahnhofe die Passagiere erwarten, werden Sie ein kleines ländliches Wägelchen entdecken. Der Kutscher wird ein Büschel rother Nelken am Hute haben und Sie militärisch begrüßen. Sie werden ihn fragen: „Wen erwarten Sie?“ und wenn er darauf antwortet: „Die Schloßfrau“, dann ist die Sache in Ordnung. Dann lassen Sie Ihre Siebensachen auf den Wagen schaffen, setzen sich selbst dazu und fort — ins Land hinein!“

Helene hatte aufmerksam zugehört.

„Wohin?“ fragte sie gespannt.

„Direkt auf Ihr Schloß.“

„Ich habe also ein Schloß?“

„Haben Sie vergessen, daß Sie die Schloßfrau sind? Ueberlassen Sie sich nur getrost Ihrem Führer und „bald grüßt Sie die herrenlose Burg“. Es ist ein uraltes Raubritterschloß, mit

dem ich Guer Gnaden hiermit feierlichst belehne. Abseits von der Heerstraße steht es, einsam auf einem Hügel, versteckt hinter Bäumen — seine Hallen sind öde und leer — unheimlich hallen die Tritte — und aus dem halbverfallenen Thurm bringt zur Nachtzeit das Geschrei der Käuzchen und Fledermäuse . . .“ Der phantasiebegabte Schilderer hielt inne und fixirte sie scharf und ein wenig böshaft — „ich hoffe, Sie werden sich doch nicht fürchten?“

Helene lächelte.

„Sie stellen mich ziemlich hart auf die Probe. . . . Wenn ich nur wüßte, was ich in meinem uralten Schlosse vollbringen soll.“

„Habe ich es Ihnen nicht schon gesagt? Kochen sollen Sie, edle Herrin, nichts als kochen. . . .“ Er rückte ihr näher, berührte leicht und wie beruhigend ihre Hand, während er ihr geheimnißvoll zublinzelte.

„Die Sache ist einfach und kinderleicht . . . Eine Schaar kampflustiger Ritter werden sich auf Ihrem Schlosse zu einem Turnier zusammenfinden . . . und als tüchtige Schloßfrau müssen Sie für ihre Unterkunft Sorge tragen. Meine Ritter sind zwar genügsame Kerle, aber hungrig trotz alledem. Und wenn ihrer so sechzig bis siebzig zusammenkommen und mehrere Tage verbleiben, dann braucht es schon etwas, um ihren Magen zu füllen. . . . Auch für den Trunk muß vorgesorgt werden, damit wir nicht ausdorren, wenn die Kämpfe hitziger werden. Und für die Nacht brauchen wir eine Lagerstatt . . . ganz primitiv, wenn wir uns nur ausstrecken können — das genügt. Bekommen wir Stroh, dann werden wir es dankbar genießen.“

„Genießen?“

„Sie verstehen mich schon.“

„Ja, ich verstehe Sie“, sagte Helene lachend.

„Ihr Knappe wird Ihnen getreulich helfen. Er wird für den Mittersaal Tische und Bänke zimmern und für die Beleuchtung Sorge tragen, während Guer Gnaden in der Küche Ihre Schuld über uns walten lassen. . . . Wollen Sie also?“

„Ja, ich will“, sagte Helene fest, „und ich freue mich, daß Sie mich dazu ausersehen haben, ich werde mir Ihr Vertrauen zu verdienen suchen.“

„Geben Sie mir die Hand, der Pakt ist geschlossen.“

„Sie haben nur Eines vergessen, lieber Onkel.“

„Was wäre das?“

„Sie haben mir den Namen meines Schlosses noch nicht genannt.“

Der rothe Postmeister drehte seinen Schnurrbart zu einer noch kühneren Spitze aufwärts und lächelte höhniſch.

„O, den entreißt mir Niemand.“

„Ich muß ihn doch wissen.“

„Gar nicht nöthig. Ihr Knappe und Kutscher, den ich gleichzeitig zum Kastellan ernannt habe, wird Sie dahin bringen.“

„Hoffentlich nicht mit verbundenen Augen?“

Er hatte ein lustiges Lachen. „Bewahre, die müssen Sie im Gegentheil groß aufmachen, damit Sie sehen, daß Ihnen nicht vielleicht ein preußischer Reichspizel folge . . . und nun will ich Ihnen den Mammon ausfolgen.“

Er seufzte. Es kostete ihm stets große Ueberwindung, Geld aus der Parteikasse zu nehmen, aber er setzte sich tröstend hinzu: „Das kriegen wir wieder — denn jeder Ritter muß zahlen. . . . Und nun sage ich, Gott befohlen, edle Frau, und halten Sie reinen Mund.“

„Aber, bester Onkel, das ist selbstverständlich, ich weiß ja gar nichts.“

Er kniff die Augen zusammen:

„Das ist das Richtige.“

V.

Das Hügelland, das die Thur in raschem Lauf, dem Rhein entgegenstrebend, durchfließt, besitzt ein bewegtes, abwechslungsreiches Terrain.

Dunkle Fichtenwäldungen krönen die Hügel, während an den

südlichen Abhängen reichgesegnete Weingärten sich ausdehnen und mit stattlichen Maisfeldern abwechseln, in denen auf hochragenden Halmen die schweren goldigen Kolben sich schaukeln.

Man ist aus den Bergen herausgetreten, aber wenn man den Blick zurückwendet, erscheint zur Linken der mächtige Säntis und weiterhin die langgestreckte Kette der Glarner und Schwyzer Alpen, deren beschneite Häupter in der wechselnden Beleuchtung des Tages erglänzen.

Inmitten dieser Landschaft, die schon das Gepräge des Rheinthals trägt, unweit der wild schäumenden Thur, liegt auf einem Hügel in einsamer Lage das alte Schloß Wyden.

Es war kein stolzer, mächtiger Feudalsitz, sondern der prunklose, engbegrenzte Bau eines jener wegelagernden Gesellen, die das Raubritterthum gleichsam als Kleingewerbe betrieben, und hinter den Büschen lauernd, sich damit begnügten, die nach Konstanx reisenden Kaufleute ein wenig zu plündern.

Diesem ritterlichen Handwerke entsprechend war die Lage des Schlosses gewählt.

Nach drei Seiten wurde es von einer tiefen Schlucht umgeben, auf deren Grunde ein Mühlbach floss. Die steilen Abhänge waren überdies mit dem stachlichsten Gestrüpp so üppig bewachsen, daß ein Ueberfall von dieser Seite nicht leicht zu besorgen war.

X
Gingegen lag die Rückseite des Schlosses, wo die Straße nach Dssingen vorüberführte, völlig ungeschützt. Aber die Raubritter hatten an dieser Stelle die alten Bäume geschont und neue so dicht gesetzt, daß ihre Burg dahinter verschwand und nur das Thürmchen verrätherisch darüber hervorlugte.

Erst der allerneuesten Zeit war es vorbehalten, auch diese Seite durch ein Bollwerk zu decken.

Die Bahn Dssingen-Winterthur hatte hier einen mächtigen Bahndamm aufgeführt und ein Durchlaß in demselben vermittelte den Zugang zur Landstraße.

Das alte Raubnest gehörte jetzt einem reichen Herrn aus Basel, der die dringendsten Reparaturen hinausshob und seinem Verfall nicht wehrte.

Der rothe Postmeister hatte es von ihm für die Dauer einer Woche gemiethet „zum Zwecke einer Delegirten-Versammlung der Krankenkassen und deutschen Vereine in der Schweiz“, wie er vorsichtig angab.

Aber den reichen Herrn aus Basel schien es blutwenig zu interessiren, wer die Leuten waren und was sie miteinander vereinbaren wollten, wegtragen konnten sie ihm nichts, denn es war nichts mehr da, und so waren dem Postmeister, nachdem er eine kleine Summe erlegt hatte, die Schlüssel übergeben worden.

Nun war mit einemmale in das verödete Schloß neues Leben eingezogen, eine rastlose, wohlberechnete Geschäftigkeit.

Die schweren, Thüren und Fenster verrammelnden Bohlen waren hinweggenommen und Luft und Licht der Zutritt gewährt.

Gilige Schritte durchmaßten die Räume und polsterten über die Treppe; helle Stimmen ertönten und die Schläge der Art und des Hammers hallten laut von den hohen Gewölben wieder.

Das schwere, eisenbeschlagene Thor, das von dem Garten in die von einer einzigen massiven Säule getragene Halle führte, stand weit geöffnet.

Aber das einfallende Licht vermochte das darin herrschende Dunkel kaum zu erhellen.

Das Holz der Deckenbalken war schwarz geworden und eine schwarze schmiedeeiserne Lampe, vom Roste zerfressen, hing schief von der Decke hernieder. Der Putz war von den Mauern herabgefallen und zeigte graue, halb verwitterte Steine. Auch der Estrich war dunkel und feucht, und die massive Holzstiege, die aus der Halle nach dem oberen Geschoß führte, brachte kaum einen helleren Ton in all diese Finsterniß. Da oben aber in den hohen, völlig kahlen Räumen, mit dem stillösen, weit herausgebauten Erker, standen die Fenster, die nach dem Graben gingen, weit offen, und die aufgewirbelten Staubtheilchen tanzten, von den Sonnenstrahlen belebt, lustig durcheinander.

Hier sollten die Sitzungen des Kongresses stattfinden und der Kastellan hatte gleich hier seine Werkstatt aufgeschlagen.

In einem kleinen Kamin, dessen Mantel die Jahreszahl 1534

zeigte, hatte er Feuer angezündet, um den Leim zu wärmen, und nun hobelte und sägte er die Bretter, fügte und leimte Tische und Bänke zusammen und pffif dabei das Lied von der rothen Republik so eifrig und unverdrossen, als wäre er eben dabei, sie aufzurichten.

Helene machte sich in der Küche zu schaffen.

Durch ein winziges Thürchen, man mußte sich bücken, um nicht anzustoßen, gelangte man vom Halbstock aus in dieselbe.

Die massiven Mauern bildeten eine tiefe Fensterische, in die links und rechts zwei Steinsetze eingefügt waren, mit einem Tisch dazwischen. Der Boden zeigte stark ausgetretene Backsteinfliesen und einige Stufen führten zu einem mächtigen offenen Herde, dessen Mantel weit herabreichte.

Helene packte das mitgebrachte Geschirr und die Lebensmittel, die sich um sie herum zu thürmen begannen, vorsorglich aus. Sie sortirte, berechnete und theilte ein, und suchte in dieses Chaos Ordnung und Folge zu bringen.

Das Geschirr war staubig, es mußte gewaschen und bereitgestellt, die Lebensmittel hergerichtet und gekocht werden.

Und es galt Wasser heraufzuschaffen und für die Feuerung vorzusorgen.

Sie hatte in froher Geschäftigkeit ihre Ärmel zurückgeschlagen, aber sie merkte bald, daß ihr Kleid für diese Arbeit nicht taugte. Es saß zu knapp und krachte bei kräftigerem Ausgreifen in allen Nähten.

Aber wenn schon die Verproviantirung von sechzig bis siebenzig Personen in diesem verödeten Schloß keine leichte Sache war, so gestaltete sich die Errichtung eines Massenquartiers noch schwieriger. Der Kastellan meinte, da bliebe nichts übrig, als daß die Herren jeden Abend nach Andelfingen und Ossingen gingen, und in den dortigen Wirthshäusern unterzukommen suchten.

Helene aber schüttelte den Kopf. Sie erinnerte sich der Weisungen des rothen Postmeisters, Alles zu vermeiden, was Aufsehen erregen könnte.

Niemand durfte erfahren, daß eine so große Anzahl Menschen auf Schloß Wyden zusammenkäme.

„Wäre es nicht möglich, sie in der Scheune unterzubringen?“ fragte sie den Kastellan.

„Daran habe ich auch schon gedacht, aber wir haben diese nicht gemiethet.“

„Nicht?“

„Sie ist Eigenthum des Bauern, dem auch das Häuschen gehört, es ist der einzige Nachbar.“

„Ich will mit ihm reden.“

„Er ist nicht daheim, er hat einen Weinberg in der Gegend, nur die Frau ist zu Hause.“

„Um so besser.“

Helene ließ Alles liegen und stehen und sprang die Treppe hinab.

Sie hatte einige Mühe, das große Thor zu öffnen. Sie durchschritt den Garten, in dem das Gras hoch stand und Büsche und Unkraut wild durcheinander wucherten, und betrat durch ein Thürrchen in der niedrigen, halbverfallenen Mauer den Hof, in dem sie sich umsah.

Es war ein weiter, fast ebener Platz, der sich da ausbreitete, auf der einen Seite von dem Graben, auf der anderen von dem Bahndamm begrenzt.

Eine Gruppe schlanker Pappeln und Ulmen, die regellos durcheinander standen, warfen ihre langgestreckten abendlichen Schatten über die Böschung des Dammes. Sie schimmerten im glänzendsten Grün, während der schlechte Boden des Angers nur spärliches Gras hervorbrachte, das von der Hitze gelb und versengt war.

Zur Rechten, gegen die Mauer des Schloßgartens gelehnt, befand sich die Scheune. Sie hatte ein neues Dach und erschien sehr geräumig; darin konnte man wohl Schlafstellen genug errichten.

Jetzt wendeten sich Helenens spähennde Augen nach links. Da stand das Häuschen, ärmlich und klein, mit rothen Blumen am Fenster. Ein niederer Stall schloß sich daran, davor ein mächtiger Düngerhaufen, auf dem sich ein Hahn mit seinen Hennen ergözte.

Ein junges, rothblondes Weib stand hier in der Sonne und hechelte Hauf.

Sie schielte, ohne die Arbeit zu unterbrechen, neugierig und verwundert nach der jungen Frau, die sie auf sich zukommen sah. Den freundlichen Gruß gab sie mürrisch zurück und besann sich lange, ehe sie auf eine Frage die knappe Antwort gab.

Aber Helene kannte die Art der Schweizerin und wußte sie zu behandeln. Sie sprach so lange freundlich und eindringlich in sie hinein, bis sie die Einladung erhielt, ins Haus zu treten.

Als sie wieder heraustrat, mußte man gut hinsehen, um sie wieder zu erkennen.

Sie hatte das städtische Kleid abgelegt und erschien im kurzen Perkalrock und grobem Hemde. Ein schwarzes Nieder umschloß nicht allzu eng den schlanken Leib, aber die Verschmürung über dem Brustlage stand weiter auseinander, als man es hier zu Lande gewöhnt war. Die Tracht bot außer dem Nieder nichts Charakteristisches mehr, aber sie war leicht und bequem. Die Schweizerin kam sichernd hinter ihr drein.

Es machte ihr Spaß und schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß der Frau ihr Alltagszeug so wohl anstand. Sie fand, daß diese Fremde überhaupt ein nettes Weibsbild sei.

Hatte sie ihr nicht ein goldenes Ringlein geschenkt und es ihr selbst an den Finger gesteckt? Das war doch lieb. Die Frau ließ den Ring in der Sonne funkeln, wobei ihr das Herz im Leibe lachte. Dann wendete sie sich wieder der jungen Frau zu, nahm sie derb an der Schulter, richtete und nestelte an ihr, drehte sie dabei um und um wie ein Püppchen und gab ihr die treuherzige Versicherung, daß sie „wirkli nid übel“ sei. „Und jetzt chönned er wenigstens d'Aerm rühre und äppis schaffe“, fügte sie hinzu, wobei sie, als gelte es, den Effekt zu zeigen, mit den eigenen Armen energisch ausgriff.

Helene machte es ihr lachend nach, ja, das war ganz was Anderes.

„Jetzt sollen Sie sehen, daß ich auch arbeiten kann!“ versicherte sie. Und sie drückte der rothblonden Schweizerin die

Hand und lief nach dem Schlosse, um dem Kastellan die gute Nachricht zu überbringen, daß sie die Scheune bekämen und so viel Stroh hinein, als sie nur wollten. Sie selbst mußte am Abend nach Ossingen wandern, wo sie in dem ersten Gasthause des Fleckens befriedigende Unterkunft fand.

* * *

Donnerstag den 19. August war Konrad Ebner mit dem Mittagzug nach Winterthur gekommen und in einem Gasthose abgestiegen, um sich eine Unterkunft für die Nacht zu sichern.

Am Zwanzigsten, so war es bestimmt, sollten sich im Verlaufe des Tages sämmtliche zum Kongreß Delegirten hier einfinden, durch der Partei bekannte Vertrauensmänner empfangen und an den Ort ihrer Bestimmung geleitet werden.

Konrad zählte zu diesen Erwählten.

Nachdem er zu Mittag gegessen hatte, schlenderte er müßig durch die Straßen, von Zeit zu Zeit sich umsehend, ob Niemand ihm folge.

Nach den politischen Ereignissen der letzten Jahre war dieser Kongreß eine Nothwendigkeit geworden.

Das Sozialistengesetz hatte den Zusammenhang der Partei gelockert, er mußte neu gefestigt und den veränderten Verhältnissen gegenüber eine veränderte Taktik berathen werden.

Für die Abhaltung dieses geheimen Kongresses war von den Führern der Partei Alles auf das Beste eingeleitet worden. Aber nun quälte Konrad der Gedanke, ein Zufall könne noch im letzten Augenblick störend eingreifen und die wichtige Arbeit verhindern.

Eine innere Unruhe trieb ihn weiter und aus den Straßen hinaus; er verließ die Stadt und schritt die grünen Wiesen entlang, Hügel auf, Hügel ab, gegen Ossingen zu. Nach der Karte mußte das alte Schloß in dieser Richtung liegen. Morgen sollte er mit den Genossen hier einziehen — morgen die Berathungen beginnen — wär's nur schon morgen!!

Eine ungeduldige Erwartung spricht sich in seinem Gesichte und in seiner Haltung aus.

Wir wissen es ja, er ist der Sache mit Leib und Seele ergeben, all' sein Denken und Sinnen ist damit verknüpft und verwoben, Alles in seinem Leben scheint sich darauf zu beziehen, Alles ihn dafür zu bilden und vorzubereiten. Er ist der Typus eines Kämpfers und ungetheilt hat er sich bisher seinen Bestrebungen hingegeben.

Aber heute tauchen noch andere Gedanken in ihm auf und rein persönliche Empfindungen wollen sich seines Herzens bemächtigen.

Er macht wohl eine ungeduldige Bewegung mit der Hand, als wolle er sie verscheuchen und sagen: „Geht, geht, heute nicht, laßt mich los, ich kann Euch heute nicht brauchen.“ Aber sie kehren sich nicht daran, auch sie sind rebellisch. Und er giebt den Widerstand auf und überläßt sich willenlos den hereinbrechenden Wogen.

Er vergegenwärtigt sich jedes Wort, das Helene zu ihm gesprochen, ihr Lächeln, den Blick ihrer Augen . . . und eine tiefe Sehnsucht erwacht in ihm, für die er keine Worte findet, nur Seufzer. Warum macht sie es ihrem alten Freunde so schwer, sich ihr zu nähern?! — Aber war sie nicht seinetwegen in die Versammlung gekommen? — dann hätte sie auch gewartet, bis es ihm möglich gewesen wäre, zu ihr zu kommen . . . freilich, es dauerte verzweifelt lange, ehe es ihm gelungen war, sich von all' den Händen zu befreien, die sich ihm freundschaftlich zu festem Druck entgegenstreckten.

Immer neue kamen ihm in die Quere, er mußte sich förmlich durchschlagen.

Als er die Straße erreichte, war sie verschwunden, und als er am nächsten Morgen im Palmhof vorsprach, traf er sie nicht zu Hause. —

Er hätte am liebsten gewartet, bis sie heimgekommen wäre, so sehnte er sich nach ihr.

Dann nannte er sich einen Thoren.

Er war doch nicht ihretwegen nach Zürich gekommen und jetzt — wahrhaftig — er hatte andere Dinge zu thun. . . .

Er hatte einen Fußpfad eingeschlagen, der an schattigen Baumgruppen reich war.

Die Sonne brannte noch heiß und das rasche Gehen hatte ihm warm gemacht.

Plötzlich warf er sich ins Gras, in den Schatten einiger Buchen.

Er streckte und dehnte sich, legte die Arme unter den Kopf und das Gesicht dicht an den Boden.

Weit und breit war keine menschliche Seele — in der Ferne knarrten die Räder eines schwerbeladenen Wagens, dann verhallten auch diese.

Es blieb still und ruhig in dieser schwülen Nachmittagsstunde.

Er sah gegen den tiefblauen Himmel empor, in die klimmernde Luft, dann schloß er die Augen.

Von Zeit zu Zeit strich ein kühlender Lusthauch über ihn hin, weich und lind, und die würzigen Kräuter, die zwischen dem kurzen kräftigen Gras emporwuchsen, dufteten stärker.

„Es ist schon nicht anders“, dachte er, „da hilft kein Sträuben mehr“, und er flüsterte das Geheimniß seiner Liebe den kleinen zarten Blüthen zu, in die er sein Gesicht tiefer vergrub.

„Aber weißt Du denn, Du Narr, ob sie Dich will?“ fragte er sich dann. „Und hast Du ihr etwas Anderes zu bieten als damals? Deine Liebe und Deine Treue? . . . Aber ist das nicht mehr, als sie jemals besessen hat? . . . Und heut ist sie kein Kind mehr, sondern ein selbständiges Weib. . . . Heute weiß sie, was sie thut und was sie will. . . . Und wenn sie Ja sagte, wenn — —“

Es deuchte ihm ein so großes Glück, kaum zu fassen. . . . Und dann schien es ihm doch, als ob er, gerade er es ein wenig verdient hätte, weil er ein leichter zu erringendes bisher verschmähte.

Dann wies er doch wieder all' diese wonnigen Gedanken an eigenes Glück von sich. Vorerst hatte er eine andere Pflicht zu erfüllen, eine ernste und wichtige Aufgabe war ihm zugefallen.

Durch die stille Luft drang der Schlag einer Thurmuhr.

Er sprang empor und schüttelte sich, und als hätte er, wie Antäus, aus der Erde neue Kräfte gezogen, sah er frisch und entschlossen aus.

Er mußte in der Nähe von Dssingen sich befinden, er war also sehr weit gegangen.

Er langte nach der Uhr. In der That, er war fast drei Stunden gelaufen. Wenn aber Dssingen so nahe war, mußte Schloß Wyden noch näher sein.

„Das will ich mir ansehen“, dachte er. Dann wollte er das Viertelstündchen bis Dssingen wandern und von dort bei guter Zeit mit der Bahn nach Winterthur zurückfahren. Es schien das Vernünftigste. Und wieder streckte und reckte er seine schlanke, feine und doch muskulöse Gestalt, zog seinen Rock an, setzte den runden Filz auf das blonde Haar und ging weiter.

Eine Rauchsäule, die über hochstehende, den Horizont begrenzende Bäume emporstieg, machte ihn stutzig. Er trachtete aus dem Hohlweg herauszukommen, wo ihm die Aussicht versperrt blieb, und alsbald hatte er ein Schloß mit Erker und Thürmchen vor sich, von dem nur eine tiefe und breite Schlucht ihn trennte.

War das Schloß Wyden? Und wenn es so war, wer weilte zur Stunde darin?

Es schien ihm nicht unwichtig, dies zu erfahren.

Er ging hin und her, ohne den Zugang zu finden.

Endlich hatte er den Durchlaß bei dem Bahndamm erspäht und hindurchschreitend befand er sich auf dem weiten Platz vor dem Schlosse, von dem nur das Thürmchen über die es umgebenden Bäume hinwegschaute.

Er ging näher, als er aber das Bauernhaus bemerkte, und auf der anderen Seite die offene Scheune und zwei Mägde, die große Bündel Stroh oder Getreide in dieselbe schleppten, machte er Halt.

Er mußte sich wohl getäuscht haben. Er suchte ein einsam liegendes, ruinenhaftes Gebäude, und das hier sah so freundlich

und bewohnt aus. Es schien ein großes ländliches Anwesen zu sein, in dem Alles in bestem Gange war.

Unbemerkt wollte er sich wieder davon schleichen, aber nachdem er einige Schritte gethan, blieb er stehen, und sah noch einmal sich um.

Das Lachen der beiden Mägde hatte sein Ohr getroffen, es lag wirkliche Fröhlichkeit darin.

Sie waren lachend und plaudernd aus der Scheune zurückgekommen und wieder hatte Jede nach einem Bündel gegriffen.

Die Eine hatte es rasch mit beiden Armen gefaßt und auf den Kopf gelegt, und ermunterte die Andere, ein gleiches zu thun. Sie selbst aber stemmte die Arme in die Seiten und trug es auf dem Kopf balancirend hinein.

Die Andere hatte indeß ihr Tuch vom Halse genommen; sie stand im Lichtkreis der Sonne, von ihren goldenen Strahlen umwoben, und wie sie jetzt die runden Arme hob, um das schützende Tuch sich über den Kopf zu binden, war ihre Haltung reizend und von ungewöhnlicher Anmuth.

„Ist es denn möglich!“ rief er sich zu, „ist es denn möglich!“

Ihm hüpfte das Herz, eine mächtige, nie gekannte Freude, ein Entzücken durchbrauste ihn, das ihm fast die Besinnung raubte.

Er ging nicht, er flog ihr entgegen.

Sie sah ihn kommen, das Bündel entfiel ihrer Hand.

„Ist es denn möglich!“ rief er und wiederholte es noch einmal, als er jetzt vor ihr stand, und ihr beide Hände entgegenstreckte: „ist es denn möglich!“ Er brachte nichts Anderes heraus.

Sie war vor Ueberraschung ganz roth geworden und die Arme sanken ihr nieder, aber sie hatte sich rasch gefaßt.

„Wie kommen Sie daher?“ fragte sie und sah ihm in die strahlenden Augen.

Er lachte.

„Ei, die Frage möchte ich an Sie stellen — Ihr Hiersein erscheint mir viel wunderbarer . . . das grenzt ja an Hexerei.“

„Und es ist auch ein richtiger Hexenmeister, der mich hierher

gezaubert hat“, sagte sie mit einem schelmischen Lächeln, „unser gemeinsamer Dunkel.“

„Der, ah der — er ist doch wirklich ein genialer Kerl“, rief Konrad mit ausbrechendem Entzücken, dann verstummte er plötzlich.

Aus der Scheune ließ sich eine helle, etwas ungeduldige Stimme vernehmen.

„Wer ist das?“ fragte Konrad leise.

„Die Bäuerin von hier, sie kommt heraus.“

„Sie braucht mich nicht zu sehen.“

Mit einem Sprung war er hinter der Thür, eben noch rechtzeitig, um von der Heraustretenden nicht gesehen zu werden.

Das junge Weib lachte spöttisch, als sie Helene so unbeholfen und schier verlegen neben dem Strohbündel stehen sah, das noch immer am Boden lag.

„Se hätt' wohl Angst vor dem Flüg? Will's nüd use? Länd's nur, i bring's scho fertig, 's ischt ja nüd derwerth!“ Ohne Zaudern hatte sie das Bündel aufgenommen und trug es hinein.

Konrad trat wieder hervor.

Sie sahen sich an und ohne weitere Auseinandersetzungen nahmen sie, wie Kinder es thun, sich an den Händen und liefen, als würden sie gejagt, über den sonnenbeschienenen Ager.

Als sie an der Mauer angekommen waren, löste sie ihre Hand und schlüpfte durch das Thürchen voran in den dicht verwachsenen, schier ganz verwilderten Garten.

Eine angenehme Kühle umfing sie.

Sie befanden sich im Schatten des Schlosses, unter den alten Bäumen, deren Zweige wild ineinander gewachsen waren und sich nach allen Seiten hin ausbreiteten.

Sie gingen über das üppige Unkraut und die wild sprossenden Blumen dahin und standen bald vor dem Thor, das ein steinernes Wappen zierte.

„Also das ist Schloß Wyden?“

„Das ist Schloß Wyden.“

„Aber das Thor ist verschlossen?“

„Wir haben auf der Nordseite ein Hinterthürchen entdeckt, das ist bequemer, da gehen wir nun aus und ein.“

„Wir?“

„Der Rastellan und ich.“

Er sah sie von der Seite an, lächelte und schüttelte den Kopf, als befände er sich allen diesen Vorgängen gegenüber wie in einem Traum, den er nur immer fortträumen wollte.

Sie wendeten sich dem rückwärtigen Theile des Schlosses zu. Hier waren junge Ahorne emporgewachsen, und die tieffstehende Sonne, die um die Thurmecke hervorguckte, warf ihre schrägen Strahlen in die großen saftgrünen Blätter und machte sie durchsichtig und flammend.

Die Gebüsch trugen schon reife Früchte und die rothen Beeren funkelten und wurden in der Gluth des Abends noch röther, während die blauen und weißen Winden und Wicken, die sich über die dunklen Hecken empor schlängelten, entzückend wirkten durch die transparente Zartheit ihrer lichten zahllosen Blüthen. ... Ein Trauermantel flatterte lautlos darüber hin.

Es war eine ruhige farbengesättigte Pracht, die sich in diesem stillen Winkel entfaltete und die Luft war von einem süßen Duft erfüllt.

Die Zwei wandelten Seite an Seite. Die Sonne warf spielend Lichter vor ihnen her und färbte auch ihre Wangen mit einem wärmeren Roth.

Sie sprachen kein Wort.

Aber jetzt wies Helene auf eine kleine hölzerne Thür, die schief in den verrosteten Angeln hing. „Das ist der Eingang“, sagte sie leise.

Dicht davor war ein kräftiger Hollunderbusch wohl aus dem Samen emporgewachsen, der jetzt reife granatfarbige Fruchtdolben trug, und eine wilde Hopfenpflanze, die über ihn hinweggeklettert war, schaukelte ihre zarten und lichten Spizen vor dem Eingange auf und nieder, als wolle sie ein Eindringen verwehren.

„Muß man nicht hier ein Zauberwort sprechen, damit sich

das Thürchen öffne?“ fragte er lächelnd, sich ihr entgegenneigend.

„Wir gehören zu den Berufenen“, erwiderte Helene und stieß die Thür auf.

Ein dunkler, gewundener Gang nahm sie auf. Nach einigen Schritten waren sie in der Halle, die durch das vergitterte Fensterchen über dem Thor ein dämmeriges Licht erhielt.

Sie ging immer voraus, plötzlich wandte sie den Kopf nach ihm um.

„Bitte, geben Sie Acht, da kommt eine Stelle, wo die Steine herausgebrochen sind, ich hätte mir vorhin bald den Fuß verstaucht.“

Sie kamen an die Treppe, die in einer Windung nach oben führte.

Sie legte ihre Hand auf das dunkle Geländer und stieg leicht und elastisch aufwärts.

In dem herrschenden Halbdunkel kam es ihm vor, als ob sie vor ihm empor schwebte.

Auf dem ersten Treppenabsatz machten Beide Halt und horchten auf das Pochen und Hämmern, das über ihren Köpfen erscholl.

„Ist das der Kastellan, der da herumrumpelt?“ fragte Konrad.

„Er schlägt im Saal Tische und Bänke auf“, erklärte Helene.

„Und diese kleine Thür?“

„Führt nach der Küche.“

„Auch eine Küche haben wir?“

„Eine ambulante, kommunistische Küche, darin wird für Alle gekocht.“

„Und schon heute brennt das Feuer auf dem Herd? Ich habe den Rauch emporsteigen sehen, er hat mich hierher geführt.“

„Wirklich? — aber da fällt mir ein, ich habe den Kessel am Feuer — Sie entschuldigen, ich muß wirklich nachsehen — ich bitte, nur einen Augenblick.“

„Sie schließen mich aus?“

„Mein Gott, nein, wenn Sie wollen —“

Er wollte sehr und so betraten die Beiden die Küche und ließen den Kastellan im oberen Stock ungestört forthämmern.

Sie waren allein in dem engen, traulichen Raum, in dem Helene mit fleißigen Händen und sorglichem Sinn gewaltet hatte.

Das Fenster mit den kleinen Buzenscheiben stand offen und die Sonne schien gerade herein und lag ruhig und breit auf dem Tisch und dem Steinsitz in der Fenstervertiefung, während sie auf dem ausgetretenen rothen Ziegelboden in einzelnen leuchtenden Flecken aufsprang, um sich in allen Farben des Regenbogens in den Flaschen und Gläsern wiederzuspiegeln, die Helene fast symmetrisch auf einer umgestürzten Kiste aufgestellt hatte.

Sie erklärte ihm die Einrichtungen, die sie getroffen hatte, wies auf die mächtigen Brotlaibe, die aufeinander geschichtet lagen; und auf die Kübel mit saurer Milch und das Gemüse.

Und er ging hin und her, von ihr geführt und geleitet, und betrachtete Alles, nickte und lächelte und wußte doch nicht recht, was er sah, noch was er sprach.

Er blieb wie in einem Rausche befangen.

Ueber sie war indeß jene erhöhte Regsamkeit gekommen, jene Elastizität, die in der Spannung der Nerven liegt und dem Weibe einen bestrickenden Zauber verleiht.

Auf dem Herd war das Feuer fast erloschen, aber es sollte nicht ausgehen.

„Ich habe nur einen Kessel“, sagte sie, „und muß Eines nach dem Anderen kochen.“

Sie scharrte die glimmenden Kohlen zusammen und blies sie an . . . sie blühte sich um das Holz und legte es zu . . . bald brannte es lichterloh.

Dann stach sie mit der Gabel den Schinken an, der im Kessel lag und versuchte, ob er schon gar sei, aber er war noch zu fest, er mußte noch weiter kochen.

Dazwischen rief sie ihm zu:

„Setzen Sie sich, Sie werden müde sein, nach dem langen Marsch — ich bin gleich fertig — nehmen Sie dort im Fenster Platz.“

Er stand, die Arme gekreuzt, in der Nähe des Herdes und rührte sich nicht.

Er verfolgte ihr Mienenspiel und jede ihrer Bewegungen, die sie mit den runden Armen vollführte, sah nach dem schlanken Halse, der unter der Gluth des Feuers rosig schimmerte, und es beklemmte ihn, daß sie so schön war. Er konnte es nicht begreifen, wieso ihm ein Glück, nach dem er sich lange gesehnt, nun so plötzlich und unerwartet gekommen war.

Sie fragte ihn, ob er nicht etwas essen wolle.

„Danke, ich bin nur durstig.“

„Leider ist das Bier noch nicht angekommen — aber ein Glas Milch vielleicht?“

„Wenn Sie mir das geben wollten.“

„Sogleich.“

Er fuhr empor. „Das heißt, ich will es mir selbst holen“, sagte er, vor dem Gedanken erröthend, von ihren Händen bedient zu werden.

Sie lächelte.

„Ueberlassen Sie das nur mir; aber bitte, nehmen Sie zwei Gläser und stellen Sie sie auf den Tisch.“

Er that, wie sie geheißen, und sie brachte in einem Kruge die Milch und schenkte die Gläser voll.

Und Jedes griff nach dem seinen, und hob es ein wenig, zugleich mit den Augen und im hellen Klang klrzten die Gläser zusammen. Sie that einen tüchtigen Zug, er aber leerte das Glas, ohne es von den Lippen zu nehmen.

„Bitte noch einmal“, bat er, „ich bin ganz Durst.“

Es klang so eigenthümlich.

Sie schenkte ihm ein und stellte den Krug auf den Tisch.

Dann hatten sie Beide Platz genommen auf den Steinsitzen zur Rechten und zur Linken.

Oben hämmerte und klopfte es noch immer, vor dem Fenster sang eine Drossel.

Helene wendete den Kopf ein wenig seitwärts und sah zum Fenster hinaus.

„Das ist der Kirchthurm von Andelfingen, der da herüber-sieht“, sagte sie, ihn mit dem Finger bezeichnend, „sehen Sie, wie das Kreuz jetzt auf der Spitze im Sonnenglanz funkelt, das ist hübsch.“

„Sehr hübsch“, bestätigte er, aber er sah gar nicht nach dem Kreuze hinüber.

„Werden Sie während der Sitzungen im Schlosse bleiben?“ fragte er plötzlich.

Sie wandte sich rasch nach ihm um.

„Ja, es wird nöthig sein. Der Kastellan kann unmöglich Alles allein besorgen. Sollen wir eine Andere dazu bitten? Ich bin einmal mit im Geheimniß, man hat mir einen Vertrauens-posten übertragen, und wenn ich mich auch etwas in der Reserve halte, so will ich doch meinen Posten behaupten.“

Er sah ihr voll ins Gesicht mit glänzenden Augen.

„Ich hätte es nie gedacht.“

„Was?“

„Daß ich Sie als eine so tapfere Parteigenossin wieder finden würde.“

„Ich gehöre zu Euch, ganz und gar“, sagte sie entschieden in einem fast leidenschaftlichen Ton und sie legte ihre Hand in die seine, die er ihr weit über den Tisch entgegengestreckt hatte und drückte sie fest.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich das glücklich macht, Helene, nachdem —“

„Nachdem?“ Sie hatte die Hand wieder zurückgezogen und ihr Blick wurde ernster, „nachdem Sie sich gewöhnt hatten, mich als eine Feindin zu betrachten.“

„Als eine Frau, die einer anderen Klasse angehört, mit anderen Interessen und anderen Bedürfnissen.“

„Die ich nicht hatte, die mir künstlich aufgepfropft wurden.“

„Innerlich hätten Sie also immer zu uns gehört?“

„Ich glaube ja, das ist schon so in mir gelegen.“

„Und es stimmte auch zu der Lene, wie ich sie kannte.“

Ein neugierig rascher Blick traf ihn aus ihren Augen.

„Wie Sie sie kannten? Kannten Sie sie denn?“

Er zuckte die Achseln und ein schalkhaftes und dabei zärtliches Lächeln legte sich um den feinen Mund.

„Die Lene von damals ist noch gar kein richtiges Frauenzimmer gewesen. All der alte Kram, mit dem man anderen Mädchen die Köpfe anfüllt, hatte sie nicht beschwert. Sie wußte wenig von den herkömmlichen Zierereien . . . sie wußte überhaupt nicht viel. . . . Voll naiver, ursprünglicher Kraft, hatte sie sich intellektuell doch langsam entwickelt und man konnte sich leicht über ihr Wesen täuschen. . . . In ihr verlangte eben Alles nach einem neuen Inhalt.“

„Aber man hat ihn ihr nicht gegeben.“

„Wer hätte es thun sollen? Die Mutter konnte nicht geben, was sie selbst nicht besaß, und der Vater? — er hatte den Kopf voll Sorgen, er mußte immer daran denken — wie kann ich die Kinder ernähren . . . sie zu erziehen hatte er keine Zeit — und so hat er einzig durch seine Unzufriedenheit den revolutionären Geist in sie verpflanzen können.“

„Und Lenes guter Freund — Konrad Ebner?“ fragte sie.

„Ach der — der hatte damals so viel mit sich zu thun . . . bei dem wogten die neuen Ideen noch ganz ungeklärt durch einander, da trug sie die Lene viel sicherer in ihrem jungen und begeisterten Herzen.“

„So haben Sie die Lene gesehen — so viel von ihr gehalten?“

„Ich habe die Lene sehr lieb gehabt“, sagte er leise.

„Und doch haben Sie sie aufgegeben?“

Ein rasch aufflammender Blick traf sie aus seinen Augen. Dann zogen sich die Brauen zusammen, und sich den blonden Schnurrbart streichend, starrte er auf den schöngedachten Marmor des Tisches.

„Meinen Sie, daß es mir leicht geworden ist? Die Lene wußte nicht, was sie mir angethan . . . sie hat sich auch nie darum gekümmert. . . . Sie hat einen Anderen geliebt und geheirathet.“

„Weil er der Erste war, der ihr gesagt hat, daß er sie lieb habe, daß sie ihm das Theuerste auf der Welt sei. . . . Kann denn Niemand begreifen, welch' bestimmenden Eindruck das auf ein junges Herz macht? Die Sehnsucht ist da . . . die erwacht so früh . . . und man prüft nicht und zweifelt nicht. . . . Felsenfest glaubt man, weil man ja Alles glaubt, so lange man gut ist. Und da ist Niemand, der ein Mädchen von seinen Illusionen befreite, die so kindisch sind, und zugleich so ungeheuerlich, wie sie nur ein Geschöpfchen haben kann, das nichts weiß, nichts, gar nichts kennt und versteht . . . nicht einmal seinen eigenen Körper — da bleibt denn Alles dem Zufall überlassen . . . aber es giebt nicht immer glückliche Zufälle.“

Sie legte die Finger leicht über die Augen, die unteren Partien ihres Gesichtes zeigten ein nervöses Zucken.

Er sieht sie an — sein Athem ist heiß — stürmisch pocht ihm das Herz, ihr Bekenntniß hatte ihn tief erschüttert, aber er fürchtet, ein Wort zu sagen, das ihr mißfallen und sie verletzen könnte.

Als sie aber schweigend verharrt, neigt er sich ihr entgegen.

„Das ist nun Alles vorüber“, sagt er ernst und gehalten.

„Vorüber?“ wiederholt sie, wie für sich hin.

„Ich dachte so . . . Sie haben doch Ihre Ehe getrennt . . .“

Forschend sieht er sie an und als sie leise nickt, steigt eine kräftige Röthe in seine Wangen und aus seiner Stimme klingt es wie zurückgehaltener Jubel: „Sie hatten den Muth, ein Verhältniß zu lösen, das niemals ein sittliches gewesen ist, denn dieser Mann hatte in seinem unsäglichen Hochmuth sein Weib nie als seine Gleiche betrachtet. Er hat dies Uebergewicht nicht aus seiner höheren Bildung geschöpft — die denkt anders . . . auch nicht aus seiner höheren Sittlichkeit — sondern einzig und allein aus seiner ökonomischen Ueberlegenheit.“

„Sie haben den ungleichen Pakt zerrissen — es war eine sittliche That! . . . Jetzt sind Sie frei und unabhängig . . . heute brauchen Sie Niemand zu fragen . . . heute können Sie Ihren Gatten selbst wählen, und eine Ehe schließen, die einzig

diesen Namen verdient . . . Eine Ehe, wo sich zwei Menschen zusammenfinden in ihren feinsten, subtilsten Empfindungen, aber auch in ihrem kräftigsten physischen Wollen und Verlangen und — „ . . . er hielt inne, in flammender Erregung — und plötzlichem Zagen . . . seine zitternden Lippen sprachen nicht weiter . . . aber seine Augen setzten die leidenschaftliche Werbung noch fort.

Und sie empfindet den ganzen Zauber dieser keuschen und frischen Männlichkeit, und es ist der herrlichste, den ein Mann auf ein Weib üben kann — aber gerade seine jungen flehenden Augen brachten einen Stachel in ihre Seele, ein jähes Erschrecken.

Sie kam sich ihm gegenüber plötzlich alt vor . . . ihre Blüthe war abgestreift. Eine so schreckliche Ehe, wie die ihrige, verwüstet sie nicht den Geist und den Körper? Und kann auf's Neue erblühen, was zerpfückt und zertreten ist? Wie ein großer Schmerz überkommt sie's, über ein zu spät erkanntes, unwiederbringlich verlorenes Glück.

Thränen stürzen in ihre Augen, die sie rasch mit den Händen bedeckt.

Und er steht noch immer vor ihr mit wild klopfendem Herzen, ein Wort erwartend, einen Blick nur, der diesen Sturm in seinem Innern beschwören soll; aber als er den Schauer bemerkt, der sie überrieselt, erbleicht seine männliche Wange.

In diese bewegte Stille drang das Abendläuten vom Thurme von Andelfingen her, dem die Glocken von Ossingen antworteten.

Konrad richtete sich auf.

„Ich muß fort!“

Auch sie erhebt sich.

„Wenn Sie den Zug in Ossingen noch erreichen wollen, dann ist es hohe Zeit.“

Er rührt sich nicht — er steht unbeweglich — was geht in ihm vor?

Da ergreift sie's wie Angst, und in zitternder Verwirrung — sie weiß kaum, was sie thut — springt sie gegen die Thür und öffnet sie.

Er nimmt seinen Hut und geht ihr nach.

Sie sind im Stiegenhaus — oben hat das Bochen und Hämmern aufgehört.

„Der Kastellan wird gleich herunterkommen“, flüstert sie; darauf gehen sie rascher die Treppe hinab, als flüchteten sie vor einem Feind. Als sie die Halle erreicht hatten, hörte man im oberen Stockwerk die Thüre öffnen.

Helene, die voran ging, beschleunigte ihre Schritte.

Da entfuhr ihr ein leises „Ah!“, ihr Fuß strauchelte über die ausgebrochene Stelle.

Aber ebenso rasch hatte er sie gefaßt und vor dem Hinstürzen bewahrt.

Er behielt ihre Hand in der seinen und fühlte ihre jagenden Pulse, sein eigenes Herz klopfte nicht heftiger; aber er umschlang diese zitternde Hand mit keinem heißeren Druck und ohne ein Wort zu sagen geleitete er sie durch den dunklen, gewundenen Korridor ins Freie.

Die Sonne war schon gesunken, aber die Höhen leuchteten in einem glühenden Roth, das Alles verklärte.

Er hatte ihre Hand losgelassen und sie gingen die Mauer entlang, stumm nebeneinander her.

Schon konnte man durch die Bäume nach dem Anger blicken, da war Niemand, er konnte sich unbemerkt entfernen. Er blieb stehen.

„Leben Sie wohl, Helene.“

Sie sah zu ihm auf und blieb betroffen vor der ernstesten nervösen Entschlossenheit, die sich in jedem Zuge seines Gesichtes ausdrückte.

Nie vorher hat sie ihn so gesehen und sie kann nicht loskommen von diesen ernstesten Augen mit dem tiefen Schatten unausgesprochenen Wehes.

Er wird gehen in seiner trotzigen Männlichkeit und schweigend es tragen — aber sie —

Sie wankt und lehnt sich gegen die Mauer. . . : Etwas Außerordentliches geht in ihr vor . . . plötzlich ist es ihr klar

— sie wußte bisher nicht, was Liebe sei, weil Keiner, Keiner sie noch geliebt hat, wie er, mit jenem heiligen und großen Gefühl — das auch ihr die Brust zersprengen will — und das ein Almosen verwirft, weil es nur Alles um Alles tauscht.

Errieth er, was sie bewegt? In einer energischen Bewegung streckte er ihr beide Hände entgegen.

Sie wirft sich an seinen Hals . . . ihre Arme umschlingen ihn fest.

Nur das Abendroth guckt in den stillen Winkel herein und wirft seinen glühenden Widerschein auf ihr schönes Gesicht, das aufwärts, ihm zugewendet bleibt und auf das er Kuß um Kuß drückt.

„Auf Wiedersehen!“ sagen sie und sagen es immer wieder, weil sie sich nicht zu trennen vermögen. Endlich geht er doch.

Aber ehe er um die Ecke biegt, muß er noch einmal sich umsehen.

Sie steht an die Mauer gelehnt, wie in seliger Ermattung und lächelt und grüßt mit den Augen.

Und in seinem überströmenden Glück überkommt ihn der alte Uebermuth: mit beiden Händen faßt er die zarten weißen Blüthen der Waldrebe zu einem Büschel zusammen und schlingt die langstieligen Winden und Wicken darüber und formt einen großen Blumenknauel, den er ihr zuwirft, als seinen endgiltig letzten Liebesgruß.

Die blauen und weißen Blumen umrieseln sie. Sie faßt sie zusammen, drückt sie an ihr Herz, an ihre Lippen, und während Thränen aus ihren Augen stürzen, befragt sie sich selbst über das Wunder: Ist es denn möglich! Ist es möglich, daß Alles, was sie erstorben glaubte, nun erst zu Blüthe und Duft gekommen ist!

VI.

Der große, weitläufige Perron des Bahnhofes in Winterthur, wo die verschiedensten Linien zusammentreffen, zeigte, wie immer während der Reisesaison, bei Ankunft und Abgang der Züge eine

mannigfaltige, ineinanderfluthende Bewegung. Viele Reisende verließen hier den Zug, um die Richtung zu wechseln, andere kamen herzu. Unter Denen, welche, um die rasch nacheinander eintreffenden Züge zu erwarten, den Perron auf- und abschritten, befanden sich auch Konrad und ein jüngerer Genosse, die sich indeß absichtlich voneinander fernhielten.

Konrad hatte seinen zugespitzten Knebelbart heute noch etwas kürzer geschnitten; er trug keine Kravatte; der Hemdkragen war weit zurückgeschlagen und der Rock bis an den Hals zugeknöpft, so daß auch kein Streifen Wäsche zum Vorschein kam.

Eine junge Engländerin, die promenirend auf- und niederschritt und bald von rechts, bald von links an ihm vorbeischlenderte, äußerte sich ihrer Begleiterin gegenüber sehr entrüstet über diese Unkorrektheit. „The fellow looks shocking!“ versicherte sie.

Aber die Aeltere lachte, während sie hinter ihrem Fächer den Wäschelosen noch aufmerksamer betrachtete und meinte, daß dieses „Short of linen“ nur Koketterie von dem Manne sei, um seinen kräftigen, schön gebauten Hals sehen zu lassen.

Konrad schenkte den Damen keine Aufmerksamkeit. Er lächelte wohl einmal, worauf sich die Beiden mit den Ellenbogen stießen und ein „look at his teeth“ einander zuflüsterten, aber das Lächeln schien nur seinen eigenen Gedanken zu gelten.

Der heranbrausende Zug machte diesem müßigen Zeitvertreib ein Ende und nahm die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch.

Ein Hasten und Hinundherlaufen begann, ein Rufen nach den Kommissionärs, ein sich Rüsten zum Einsteigen, denn der Zug hatte nur einige Minuten Aufenthalt.

Konrad hatte sich breit auf den Perron hingepflanzt, um sich jeden Aussteigenden genau anzusehen.

Zwei Herren gingen an ihm vorüber und musterten ihn verstohlen.

„Schwarzer Rock — keine Kravatte — keine Wäsche — das stimmt“, flüsterten sie; der Eine kam auf ihn zu:

„Mein Herr, können Sie uns sagen, wo hier der Doktor Pförtner wohnt?“

Konrad nickte. „Ja.“ Dann mit den Augen den jüngeren Genossen bezeichnend, der einige Schritte von ihm stand: „Wenden Sie sich an diesen, er wird Sie führen.“

Konrad grüßte und ging zurück, um gleich darauf von einem Zweiten angesprochen zu werden und hierauf von einem Dritten. Das Frage- und Antwortspiel wiederholte sich noch oft an diesem Vormittage.

Mit den von allen Richtungen anlangenden Zügen waren nach und nach sämtliche Delegirte eingetroffen.

Sie wurden nach ihrem Namen befragt und hierauf ein Gasthaus in Winterthur ihnen bezeichnet, in dessen Saal sie sich, ohne Aufsehen zu erregen, zusammenfanden.

Hier hatten sie sich zu legitimiren, und erst nachdem ihre Identität unzweifelhaft festgestellt war, erfuhren sie den Ort des Kongresses aus dem Munde des rothen Postmeisters selbst.

Truppweise wurden sie nun von ihm auf verschiedenen Wegen nach Schloß Wyden dirigirt.

Die Einen fuhren mit der Bahn nach Andelfingen, die Andern nach Dssingen, die Meisten zogen als fahrende Gefellen gleich von Winterthur aus zu Fuß dem alten Raubschloß entgegen, in dessen Mauern sich am Abend des 20. August sämtliche Theilnehmer des Kongresses vereinigt hatten.

Die Winzer, die in einer Reihe von Häuschen in der Umgebung des Schlosses sich angesiedelt, waren von der Arbeit nach Hause gekommen und hatten sich bald darauf zur Ruhe begeben. Keiner sah nach dem alten Schlosse hinüber, das wie immer in Stille und Dunkel begraben lag.

Aber plötzlich wurde es darin lebendig; die Fenster erschienen erleuchtet und die leeren Wände hallten wider von lauten kräftigen Stimmen.

Die Männer, die aus allen Gauen Deutschlands, aus Oesterreich und der Schweiz sich hier zusammengefunden hatten, schüttelten sich die Hände mit jenem festen, innigen Druck, mit dem sich Brüder und Kämpfer begrüßen.

Sie Alle sind sich der Bedeutung des Augenblicks wohl be-

wußt, und es ist wie ein Ueberspringen von Kraft und Feuer von Einem zum Andern, das seine einigende und belebende Wirkung übt.

Sie Alle waren Angefeindete und Verfolgte.

Die Meisten waren ihrer bürgerlichen Existenz beraubt, getrennt von Weib und Kind, und doch hatte Keiner gezögert, das Mandat anzunehmen, das seine Genossen ihm vertrauensvoll übertragen hatten.

Es war ein tieferster, feierlicher Moment, als einer der Führer der Partei, ein Mann noch jung an Jahren, ein Denker mit klarem, weitschauendem Blick, sich erhob, um die Genossen, die sich unter den schwierigsten Umständen hier versammelt hatten, in warmen, freudig bewegten Worten zu begrüßen.

Ein edles Hochgefühl leuchtete aus seinen Augen, jener Muth, jenes Feuer, die nur der Kampf für unpersönliche und hohe Ziele entzündet.

Mit Befriedigung und Nührung konnte er darauf hinweisen, daß die Partei trotz der Drangsalirungen der letzten Jahre an Haupt und Gliedern gesund geblieben war.

Ungebrochen, voll innerer Lebenskraft, von den Verhältnissen selbst vorwärts getrieben, verlangte sie gebieterisch nach Weiterentwicklung. Und so konnten denn Alle, die hier versammelt waren, im Namen jener großen Gemeinschaft sprechen, die zu einer Macht sich gestaltet, bestimmt, die Welt in neue Formen zu wandeln. Und diese Proletarier, diese Schwachen und Unterdrückten, die man als eine inferiore Masse getnebelt hält, als Heerdenthier behandelt, sie sind in Wahrheit die aufstrebende Klasse, die den Fortschritt auf ihre Fahne geschrieben, sie sind die Träger neuer Ideale geworden.

Die erste Sitzung dauerte bis spät in die Nacht hinein.

Eine junge Magd, die von einem verliebten Abenteuer nach Hause ging, bemerkte, daß die Fenster des alten Schlosses erleuchtet waren.

Entsetzt ob dieser nie geschauten Erscheinung floh sie in ihre Stube und barg sich unter der Decke.

Am nächsten Morgen erzählte sie, auf die Gefahr hin, sich selbst zu verrathen, was sie gesehen habe.

Man lachte sie aus und wollte ihr beweisen, daß sie dumm sei und daß es nur der Mond gewesen sein könne, der sich in den Fenstern gespiegelt habe.

Als sich aber in den darauffolgenden Nächten das Schauspiel mit den beleuchteten Fenstern wiederholte, kamen die unglaublichsten Gerüchte in Schwang.

Der Schloßbauer wurde vernommen. Er erzählte, daß die Mitglieder eines Krankenvereins hier ihre Sitzungen hielten, aber das glaubte ihm Niemand.

Wie kam es, daß bei Tage keiner dieser guten Leute zu sehen war? Nein, nein, so einfach war die Geschichte nicht, in keinem Falle ging es mit rechten Dingen zu. Am Sonntag Abend legten sich die Häusler nicht zu Bette.

Sie rotteten sich zusammen, setzten sich an den Rand der Schlucht und starrten über diese hinweg nach dem erleuchteten Schlosse hinüber.

Einige Berwegene wagten es sogar, sich demselben zu nähern, aber alsbald erging aus einem der offenstehenden Fenster die barsche Weisung an sie, sich eiligst zurückzuziehen.

„Das muß in Andelfingen angezeigt werden“, lautete nach kurzer Berathung der allgemeine Beschluß der Häusler.

In diesem Augenblick erschollen aus den Fenstern brausende Rufe — ein bröhnendes Lachen folgte — grausig wild tönte es durch die stille Nacht, wie von tausend Teufeln ausgestoßen.

„Der Gemeinde=Ammann muß her, der muß glei in die Höll’ da ’nein luege“, riefen die Männer.

Aber in der nächsten Minute waren die Lichter erloschen, das Lachen verstummte, und das alte Schloß versank wieder in Schweigen und Dunkel.

Die Männer sahen einander an.

„Heut’ wollen wir doch lieber ins Bett gehen“, entschieden sie dann, schnell ernüchtert, „morgen ist auch ein Tag.“

Am nächsten Morgen aber hatten sie’s richtig und prompt der Behörde in Andelfingen angezeigt.

*

*

*

Der Kongreß war bei seiner Schlußsitzung angelangt. Die Verhandlungen waren mit großer Gründlichkeit und mit einer Ausdauer geführt worden, die sonst bei Kongressen nicht üblich zu sein pflegt.

Von acht Uhr morgens bis nach Mitternacht, mit nur je zweistündiger Pause, saßen die Männer berathend beisammen.

Die Debatten gestalteten sich oft erregt, über die einzuschlagende Taktik waren die Ansichten getheilt, aber man einigte sich rasch und alle wichtigen Beschlüsse waren doch schließlich einstimmig oder mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität gefaßt worden.

Die wichtige Aufgabe war zu einem gedeihlichen Abschluß gekommen und Alle befanden sich in freudig gehobener Stimmung.

Und da waren die Jüngsten — ein lustiges Kleeblatt — das nach der erschöpfenden Arbeit noch genugsam Laune und Humor in Bereitschaft hielt.

Sie hatten ein Witzblatt geschaffen und illustriert, das die strengsten, ernstesten Persönlichkeiten in den drastischsten Situationen vor und während der Nachtruhe — vor und während der Morgentoilette am Brunnen wiedergab. Und all' die edlen Ritter waren da abkonterfeit, die unter einer neuen Fahne in diese alte Burg gezogen waren — und all' die guten und schlechten Witze, die freiwilligen und unfreiwilligen Bonmots, die in der Hitze des Kampfes gefallen, sie waren von diesen jungen Historikern, die noch nicht auf ein „obligates Staatsbewußtsein“ gedrillt waren, getreulich aufgezeichnet worden.

Die Kongreßler waren bei dem letzten Punkt ihrer Tagesordnung angelangt, als die Meldung einlief, daß der Statthalter von Aundelfingen mit seinem Stabe — das heißt von seinem Schreiber begleitet — Einlaß begehre.

Der Beamte wurde auf die zuvorkommendste Weise empfangen und gebeten, sich niederzulassen.

Aber so sehr dieser biedere Schweizer auch seine Ohren spitzte, er konnte keine staatsgefährlichen Entdeckungen machen, es mußte denn die vom rothen Postmeister konstatirte Thatsache ihn un-

heimlich berührt haben, daß der „Sozialdemokrat“ trotz des erfreulichsten Aufschwunges noch immer ein Defizit habe, da die Expedition eine so „verflucht kostspielige“ sei.

Da aber diese Stelle mit Heiterkeit aufgenommen wurde, hatte auch das streng aussehende Gesicht des Statthalters sich zu einem Lächeln geglättet.

Wieder sank die Sonne und sendete ihre letzten Strahlen in die Fenster des alten Schlosses, als die Männer, die hier getagt, sich zum Abschied die Hände reichten.

Das große Thor mit dem steinernen Wappen ward aufgethan und sie schritten heraus, hocherhobenen Hauptes und gehobenen Sinnes.

Die stattliche Schaar der Kämpfer, die soeben ihre Kampfweise geregelt, wird sich nun wieder in alle Winde zerstreuen, aber sie bleiben geeinigt in dem großen Gedanken: das Proletariat müsse sich selbst befreien. Vertrauen und Zuversicht sind gewachsen, jeder von ihnen fühlt sich neu gestählt und gekräftigt und bereit, Alles, was er besitzt, das ist jede Kraft seines Geistes, Gesundheit und Leben, für die Verwirklichung dieses Gedankens dahinzugeben.

Arm in Arm, in dichten Reihen gingen sie über den Anger und laut und begeistert, wie ein Triumphgesang, ertönte aus ihren Kehlen das Lied der Freiheit, die Marseillaise.

VII.

Es war ziemlich spät am Abend, als Helene von ihrem Ausflug wieder bei ihren Freundinnen im Palmhof eintraf.

Sie sah rosig und geistig belebt aus und mit einer bei ihr seltenen Beredtsamkeit erzählte sie von dem Kongresse und wie glücklich und bedeutsam Alles verlaufen war.

Ganz erfüllt von den Ereignissen und ihrem eigenen Glück bemerkte sie gar nicht, daß ihre Kameradinnen abgespannt und zerstreut waren, und erst am nächsten Morgen fiel deren verändertes Aussehen ihr auf.

Tania war völlig durchsichtig geworden. Um den bleichen, etwas vibrirenden Mund lag jener vergeistigte Zug des Leidens, wie ihn die großen Künstler der Renaissance den katholischen Märtyrerinnen verliehen hatten, aber auch Sofia Alexandrowna sah leidend aus, sie war in diesen wenigen Tagen eine Andere geworden.

Ihr schöner voller Körper war abgemagert und ihre Wangen schmal und blaß geworden.

Sie versuchte darüber zu scherzen, aber es wollte ihr nicht recht gelingen.

Helene war wirklich bekümmert und wagte doch nicht mit Fragen in sie zu dringen.

Sie rüstete sich zum Ausgehen.

Sie hatte mit dem rothen Postmeister abzurechnen.

Und da war Einer, der sie noch ungeduldiger erwartete; sie war auf Schloß Wyden nicht so unbemerkt geblieben, wie sie erwartet hatte. Sie war erkannt und als Genossin freudig begrüßt worden. Nachdem die Frau des Kastellans eingetroffen war und die Bedienung übernommen hatte, konnte sie an Konrads Seite sämmtlichen Berathungen beiwohnen.

Sie erzählte es Sofia und welche Anregungen sie dadurch erhalten habe, einen großen, unauslöschlichen Eindruck.

Dann hatte sie ihren Hut genommen und war fortgeeilt.

Als sie Nachmittags zurück kam, sah sie mit Bewunderung, daß Sofia noch im Morgenkleide war.

„Du bist heute nicht auf die Klinik gegangen?“ fragte sie sie.

„Ich bin seit acht Tagen nicht dort gewesen.“

„Du bist krank, Sofia?“

„Nur träge!“ entgegnete diese kurz. Sie nahm ein Buch, ging gegen das Fenster und setzte sich dort in einen Stuhl.

Sie wollte es aufschlagen, aber die Arme sanken schlaff hernieder und das Buch entsank ihren Händen.

„Ich weiß nicht was es ist . . . aber ich kann nicht arbeiten . . . ich kann nicht . . . ich kann nicht!“ rief sie.

Helene sprach etwas von nervöser Erregtheit, als sie aber

zu ihr trat, bemerkte sie, daß große Thränen ihr langsam über die Wangen rollten.

Da schlang sie den Arm um ihren Hals und gab ihr zärtliche Worte, und bat sie, ihr doch zu sagen, was sie so tief betrübe, ob es der Tod Nataliens sei, den sie beweine.

Sofia schüttelte den Kopf.

„Nein, ich beneide sie.“

„Sonja, was ist das mit Dir? Ich frage nicht aus Neugier, aber Ihr ängstigt mich. Alles im Hause ist verändert, Alles hat ein so trauriges Aussehen. — Von den Freunden läßt sich Keiner blicken — auch Lazar ist heute noch nicht dagewesen.“

„Ich habe ihn seit acht Tagen nicht gesehen“, murmelte Sofia kaum hörbar.

„Wie, seit dem Tage, an dem —“

„An dem er die Todesnachricht erhielt.“

„Und er ist in Zürich?“

„Er wohnt jetzt mit Atschin zusammen — sonst sieht er keine Seele, er läßt Niemand vor, er hat seine besten Freunde abgewiesen.“

„Hat er Dir auch nicht geschrieben?“

„Nein.“

„Daß ihm Zeit . . . es giebt Naturen, die so etwas allein mit sich abmachen müssen. . . .“

Sofia senkte den Kopf noch tiefer, sie vermied es, Helene anzusehen: „Ich will Dir etwas anvertrauen, Atschin, Lazar und Tania werden in Bälde Zürich verlassen . . . sie gehen in die Heimath.“

„Und Du?“

„Ich bleibe zurück.“

Es klang resignirt, aber gleich darauf brach sie in ein heftiges Weinen aus.

Diese ruhige, in sich gefestigte Natur schien ganz aus dem Gleichgewicht gekommen zu sein.

Und nun that Helene das Beste, sie mißverstand absichtlich diese Thränen; sie wollte glauben, daß sie um Tania flößen

und versicherte, daß es auch ihr schwer fallen werde, sich von der Freundin zu trennen. Man sollte sie gar nicht fortlassen, sie sei zu krank, um die Strapazen einer so langen Reise ertragen zu können.

Sofia trocknete ihre Augen und sah wieder so gut und klug und theilnehmend aus wie gewöhnlich.

„Wir dürfen sie nicht zurückhalten“, sagte sie . . . „so kann sie nicht weiter leben, sie muß endlich über das Schicksal ihres Mannes Gewißheit haben.“

Dann bat sie Helene, zu Tania hinab zu gehen und ein wenig nach ihr zu sehen . . . sie werde bald nachkommen.

Helene zögerte nicht; es begann zu dämmern. . . .

Als sie bei Tania eintrat, stand diese am Fenster, ein Mann neben ihr. Sie erkannte Atschin.

Das dunkle Gesicht des Kosaken sah in dem schwindenden Lichte fahl aus und zeigte noch tiefere Schatten als sonst. Seine Haltung war nachlässig und stark vorgebeugt.

Er war mit Tania in lebhaftem Gespräch und als Helene rasch eintrat, hörte sie ihn folgende Worte mit einer gewissen Berve hervorstoßen:

„Es muß furchtbar wirken, zermalmend.“

„Bist Du dessen ganz sicher?“ fragte Tania.

Atschin hob den Kopf, er hatte Helene bemerkt, er zögerte einen Augenblick, dann beantwortete er Tanias Frage in seiner gewöhnlichen rauhen und kaltblütigen Weise:

„Morgen werde ich darüber Gewißheit haben.“

Er wendete sich und griff nach dem Hut.

Aber Tania erfaßte seine Hand und hielt ihn zurück. Sie sprach leise und schien eine Bitte an ihn zu richten. Er schüttelte den Kopf, „unmöglich“, und als sie dringlicher wurde: „Du wirst das Ergebniß schon erfahren.“

„Und wenn es —“ Tania stockte und sah ihn mit großen, angst erfüllten Augen an.

„Du meinst, wenn es schief geht“, ergänzte er mit einem grinsenden Lächeln, „nun, schlimme Dinge pflegen unsere Ohren

nur zu bald zu erreichen, sie werden auch die Deinigen nicht verschonen.“

Er wollte nichts weiter hören und trat auf Helene zu, einige gleichgiltige Fragen an sie richtend.

Aber Tania umklammerte ihn abermals: „Atschin“, flehte sie, „ich würde viel ruhiger sein —“

„Du bist ein Kind“, sagte er, nahm sie wie ein solches in seine Arme und trug sie nach dem Sopha.

„Geben Sie ihr etwas Brom, Frau Röder . . . und bleiben Sie diese Nacht bei ihr . . . Andere müssen für sie denken . . . sie ist ganz unvernünftig . . . sie will noch arbeiten, für die Sache wirken und bringt ihre Maschine so viel als möglich in Unordnung.“

Es klang höchst unzufrieden und seine faltige Stirne zeigte noch tiefere Runzeln. Als aber Tania ihren bleichen Kopf gegen das Kissen zurückwarf und ruhig liegen blieb mit geschlossenen Augen, da seufzte er. Umsichtig schob er ihr das Kissen zurecht und suchte den kleinen Körper in die möglichst bequeme Lage zu bringen.

„Sei gut“, sagte er leise und strich ihr mit den Fingern durch das dicke Haar, „sei gut, morgen sehen wir uns wieder.“

Er that eine Bewegung mit der Hand, als wolle er etwas von sich schleudern, dann wendete er sich und ohne Gruß und Wort ging er hinaus.

Helene hatte die Lampe angezündet, und als sie jetzt Tania ins Auge faßte und ihr das Brom reichte, erschrak sie, wie alt und verfallen dies kleine Gesicht aussah.

„Was geht unter diesen Menschen nur vor?“ dachte sie, selbst von einer peinigenden Unruhe erfaßt.

* * *

Es war ganz dunkel geworden.

Vor dem Palmhof ging ein Mann mit ungleichen Schritten auf und nieder. Er sah nach dem Mansardenzimmer, dessen Fenster von einem matten Lichte erhellt waren, schritt durch den

Garten, und bei dem Thor angekommen, legte er die Hand an den Drücker und — ließ ihn wieder los. Einen Augenblick schien er mit sich zu kämpfen, dann trat er entschlossen ins Haus und ging die Treppe hinauf.

Er klopfte an die Thür der Mansardenstube und wartete auf die Aufforderung, einzutreten.

Als Alles ruhig blieb, öffnete er langsam die Thüre. Eine kleine Lampe mit einem Schirm von weißem Milchglas war angezündet und warf ein ruhiges Licht auf das edelgeformte Gesicht Sofias, die in dem niederen Rohrsessel zurückgelehnt lag.

Der eine Arm war gegen die Lehne gestützt und der weit zurückfallende Ärmel ließ ihn bis zum Ellenbogen in blendender Weiße erscheinen.

Aus dem blonden Haar waren die Nadeln entfernt, es fiel in großen Partien gegen die Schulter herab, das feine Gesicht in einen goldenen Rahmen fassend.

Sie hatte das Klopfen gehört . . . sie kannte diese drei rasch hintereinander fallenden Schläge und das Herz stand ihr still in Verwirrung und freudigem Schreck . . . aber ehe sie sich noch gesammelt hatte, sah sie Lazar schon in der Thüre stehen, die Augen auf sie gerichtet.

Sie wollte sich erheben, um ihm entgegen zu gehen, aber sie zitterte und ließ sich in ihren Sessel zurücksinken.

„Zürnen Sie mir nicht, Sofia Alexandrowna, wenn ich zur Unzeit komme“, sagte er in einem Ton, der ruhig klingen sollte, und dem man doch den heftigen Herzschlag anmerkte.

Sie setzte sich auf und hieß ihn mit einem Neigen des Kopfes willkommen. Dann griff sie mit beiden Händen nach ihren Haaren und wand sie rasch zu einem Knoten zusammen, den sie geschickt mit zwei großen Nadeln aufsteckte.

„Treten Sie näher, bitte“, sagte sie hierauf und streckte ihm die Hand entgegen.

Als er herangekommen war, wies sie auf einen Stuhl neben sich.

„Ich habe Sie in diesen Tagen so lange erwartet, Lazar, bis ich Sie nicht mehr erwartet habe“, sagte sie leise.

„Verzeihen Sie mir, Sofia, ich habe gearbeitet; es gab Dringendes, das ich vor meiner Abreise in Ordnung zu bringen hatte.“

„Und heute kommen Sie, um — um mir Lebewohl zu sagen?“

„So ist es.“

„Um einer Pflicht der Höflichkeit zu genügen.“

Er antwortete nicht sofort, dann sagte er in einem ruhigen und ehrfurchtsvollen Ton, aber mit jener zarten Vertraulichkeit, die ihnen in letzter Zeit geläufig geworden war, wo sie sich duzten, wenn sie allein waren: „Wir müssen uns trennen, Sofia — ich komme, um Dir die Hand zum Abschied zu drücken.“

Langsam hob sie den Kopf und sah ihn an. Sein Gesicht war blaß und zeigte einen ihr fremden Ausdruck. Es war etwas Leeres, Erschöpftes darin, die Folge innerer, schwerer Kämpfe.

„Armer Mann“, sagte sie unwillkürlich, in übermächtigem Mitleid.

„Du begreifst Alles, Sofia, nicht wahr?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht Alles, wahrhaftig, nicht Alles, Lazar; ich habe es nicht begriffen, weshalb Du Dich von mir abgewendet hast, um Deinen Schmerz und Deine Trauer in Dich zu verschließen. Dieser Schlag hat uns doch gemeinsam getroffen.“

„Deine Thränen konnten sanfter fließen, Sofia, während ich —“

„Du?“ tief forschend sah sie ihn an, „hättest Du Reue empfunden?“

Er zögerte mit der Antwort, dann sagte er ruhig:

„Es lastet auf meiner Seele, daß ich in der Zeit so glücklich war, während sie litt und verging.“

„Und Du klagst Dich an?“

„Ich klage mich an.“

„Und mich? Thu es immerhin, denn ich bin Deine Mitschuldige gewesen.“

Seine Brust hob sich, wie unter dem jähen Anprall eines Sturmes, aber er war gewappnet hierhergekommen und sagte gehalten: „Nein, Sofia, ich trage an Allem Schuld — ich allein — Auch Dir gegenüber bin ich schuldig gewesen, weil ich es so sichtbar werden ließ, was mich bewegte. — Ich wußte, es konnte nicht sein — und hab' doch nur daran gedacht, Dich zu gewinnen — ich —“ er hielt inne, dann hob er die Hand, seine Gestalt reckte sich höher, und gleichsam aufathmend unter dem Schwur rief er: „Aber es wird der Tag kommen, wo Du mir Alles verzeihen wirst, Sonja . . . und wo ich mir selbst Alles verzeihen werde — und hätte ich alle Sünden der Welt begangen!“

Unter dieser Borausicht kraftvollen Wirkens und Handelns schien ihm sein Muth wiedergekehrt zu sein, während der ihrige sank.

„Was willst Du thun, Bazar?“ fragte sie erblassend.

„Ich muß zurück, ich gehe nach Rußland.“

„Du gehst mit Atschin?“

„Ja.“

„Und Tania wird Euch begleiten?“

„Auch sie hat eine Mission zu erfüllen.“

Sofia war weiß im Gesicht geworden:

„Und warum lasset Ihr mich bei Seite? Seit wann bin ich ausgeschlossen aus der Gemeinschaft? Was habe ich denn verbrochen?“

„Sonja, so darfst Du es nicht auffassen —“

„Du sollst mir Antwort geben.“

„Nun denn, in Rußland bereiten sich ernste Dinge vor — die Entscheidung wird in wenigen Händen liegen — sie sind im Voraus bezeichnet.“

„Als Opfer bezeichnet.“

„Man denkt doch immer an Sieg, Sonja.“

„Wohlan, laßt mich mit Euch gehen, laßt mich Euch anschließen.“

„Nein, Sonja!“ Er streckte ihr beide Hände entgegen, in einem Aufflammen unaussprechlicher Zärtlichkeit: „Du sollst leben!“

Aber dieser leidenschaftliche Ausbruch des Mannes, den sie liebte, hatte auch in ihr die Schranken niedergerissen, die sie bis dahin banden.

„Leben, sagst Du, leben!“ sie schlug in voller Exaltation die Hände zusammen, „aber Du tödest mich! Merkst Du es denn nicht? — Hast Du kein Auge für mich und kein Mitleid? Schlägt Dein Herz und Dein Gewissen nur für die Andere — nur für die Todte?!“

Seine Augen blitzten auf, einen Augenblick schien es, als wolle er sie in seine Arme reißen, dann taumelte er zurück.

Seine Leidenschaft drohte ihn zu ersticken, zugleich mit dem Gefühl seiner Ohnmacht: „Du bist ungerecht, Sonja“, preßte er mühsam hervor. Er ging von ihr weg, trat ans Fenster und sah hinaus.

Auch sie war aufgesprungen. Sie hatte die tiefgehende Wirkung ihrer Worte bemerkt und sie bereute sie. Ihre Exaltation mußte die seinige vermehren. Immerhin, zwischen ihnen mußte Alles zur Klarheit kommen. Sie selbst fühlte sich freier nach diesem Ausbruch, die allzu heftige Spannung ihrer Nerven hatte nachgelassen.

Sie ging hin und her.

Dann trat sie ganz nahe an ihn heran.

„Mein Freund, laß uns ruhig sein“, und als sie merkte, daß ein Zittern durch seinen Körper ging, nahm sie seine Hand, führte ihn zu seinem Platz zurück und setzte sich neben ihn.

„Bazar, wir müssen uns aussprechen, Menschen, wie wir sind, müssen sich Alles sagen dürfen . . . wir aber sind nicht immer wahr gewesen gegeneinander.“

„Hätte ich mir, hätte ich Dir Alles gestanden, Sonja, dann hätten wir uns trennen müssen — und das wollte ich nicht — das konnte ich nicht —“

„Und heute glaubst Du es zu können?“

„Heute stehen die Sachen anders, heute denke ich nur an Dich, Sofia — es muß sein . . .“

„Nein, nicht an mich — nur an sie denkst Du — weil Du

Dich schuldig glaubst ihr gegenüber. Aber ich sage Dir, Lazar, Natalie ist kein Unrecht geschehen, dazu haben wir sie Beide zu lieb gehabt. Wir wußten, daß sie verloren war, aber sie mußte geschont werden, nichts durfte ihren Frieden stören, nichts sie bestimmem.

„Und doch — ich meine immer, sie hat Alles gewußt.“

„Woraus schließt Du das?“

„Hätte sie sich sonst geweigert mit mir zu gehen? Hätte sie nicht einmal nach mir gerufen in all' der Zeit?“

„Ihrer Liebe fehlte die Kraft dazu.“

„Sie hat der meinigen gefehlt.“

„Wie Du Dich marterst. Hast Du Natalie nicht besser erkannt? Hätte sie um unsere Neigung gewußt, sie wäre die Erste gewesen, die sie begünstigt hätte. Niemals wäre sie Deinem Glück im Wege gestanden, sie wußte, daß die Zeit für sie vorüber war, wo sie Dir Alles sein konnte, aber sie dachte gar nicht einmal daran — sie war schon zu krank und zu apathisch dazu . . . nun ist sie todt . . . ein Opfer der Tyrannei, nicht das Deine . . . und der Kampf entbrennt heißer, auch wir stehen darin — in vollem Glauben, in voller Begeisterung, ich, wie Du — morgen zählen auch wir zu den Opfern, aber heute sind wir noch da — heute athmen wir noch, wir leben, wir lieben, können wir uns daraus einen Vorwurf machen?“

Er hatte jedes Wort von ihren Lippen genommen, jetzt warf er sich vor ihr nieder und in einem plötzlichen Umschwung seiner Vorstellungen umschlang er ihre Knie und küßte ihre Hände, die schmal und bleich geworden waren, die ihm verriethen, wie sehr sie gelitten hatte, und er fühlte, daß es kein Unrecht gebe gegen die Todten, nur gegen die Lebenden.

Kurze heiße Worte fielen von beiden Seiten, dann hatte sie seine Hände ergriffen und hielt sie fest, während sie mit einem großen und schönen Blick ihm in die Augen sah.

„Willst Du Dich noch von mir trennen, Lazar?“

„Du siehst ja, ich kann nicht.“

„Du sollst auch nicht, leben wir nicht seit zwei Jahren in

geistiger Gemeinschaft, in Allem verbunden, was hoch und bedeutsam ist? Haben wir nicht zusammen gedacht, gestrebt, gearbeitet? Wer hätte ein Recht zu trennen, was sich in dieser Weise gefunden? Niemand! . . . Ich habe an Allem Theil gehabt, ich habe um Alles gewußt, was Dich berührte."

"Auch jetzt sollst Du Alles erfahren, Sonja — Geliebte, ich will Dir Alles sagen, in all' unsere Pläne Dich einweihen —"

Sie legte ihm mit einem seligen Lächeln die Hand auf den Mund.

"Nicht heute, nicht jetzt, mein Freund . . . meine Nerven sind in einem schrecklichen Zustand . . . es war zu viel Leid und Glück . . . laß uns Beide zur Ruhe kommen."

Sie lehnte sich in ihren Sessel zurück, ohne seine Hand los zu lassen:

"Morgen, Geliebter, morgen sollst Du mir Alles sagen."

"Morgen?" Er schien zu zaudern, zu erwägen — als er aber ihre Erschöpfung sah, nickte er zustimmend.

"Du hast Recht — es ist besser so . . . morgen wirst Du Alles erfahren."

"Geh nun, Lazar, es ist spät — morgen."

Er sah sie an, als wolle er sich jeden Zug ihres Gesichtes einprägen — seine Lippen berührten bebend die ihrigen . . . dann war er gegangen.

VIII.

Sofia Alexandrowna schlief in dieser Nacht nur wenig. Sie lag ausgestreckt in ihrem Bette, die gefalteten Hände auf das klopfende Herz gedrückt, die Augen geschlossen. Mit Bewußtsein träumte sie den seligen Traum fort, aus dem sie nicht erwachen wollte.

Aber nach und nach wurden die Pausen größer, in denen ihre Denkhätigkeit unterbrochen ward, die Vorstellungen verwirrten sich, sie schlief ein.

Der erste Schimmer des Tages brach eben durch das offen stehende und nicht verhängte Fenster, als sie mit einem Ruck aus

dem Schlafe emporfuhr, wie unter einer plötzlichen, von Außen kommenden Einwirkung.

„Sonja!“ hatte Jemand gerufen.

Noch glaubt sie die Stimme zu hören: Lazars Stimme.

Sie wendet sich um, dem Fenster zu, von dort war es gekommen. Er mußte auf der Straße stehen und heraufgerufen haben. Sie horcht, ob sich der Ruf wiederhole . . . Alles ist still, aber jetzt hört sie Schritte : . . deutlich hallen sie herauf . . . sie scheinen sich zu entfernen.

Ohne sich zu besinnen, springt sie aus dem Bette, wirft ihr Morgenkleid über, läuft gegen das Fenster und sieht hinaus.

Ein dichter Morgennebel hüllt die Gegend, ja selbst die nächste Umgebung in seinen grauen Schleier.

Aber darin bewegen sich zwei dunkle Gestalten, die die Anhöhe hinauf gegen den Zürichberg steigen.

Der Eine, der Größere, das könnte er sein.

Sie strengt ihre Augen an, um den Nebel zu durchdringen und diese Umrisse festzuhalten, aber schon sind sie in demselben verschwunden.

Wie einer Erscheinung blickt sie ihnen nach . . . dann schüttelt sie den Kopf. Er kann es nicht gewesen sein . . . Wohin wäre er denn gegangen? . . . Eine Morgenpromenade? . . . Sie sieht auf die Uhr . . . es ist fünf, und der Morgen ist kalt und feucht . . . Nein, nein, das war nicht Er . . . Aber der Ruf? . . . Sonja . . . der süße Ton klingt noch in allen Nerven ihr nach . . .

„Ein Traum war's, eine Sinnes Täuschung —“ sagt sie sich.

Sie flüchtet in ihr Bett zurück, zitternd vor Kälte, und hüllt sich in ihre Decke.

Sie will nicht wieder einschlafen, aber sie verfällt in jenen Zustand, in dem man die Träume sich selbst schafft.

Da hört sie die Hausthüre gehen . . . Sonderbar . . . Um diese Stunde pflegt sonst Niemand im Hause wach zu sein. Ist da Jemand herein oder hinaus gegangen?

Und wieder horcht sie. Aber Alles bleibt ruhig.

„Täuschung, Täuschung!“ ruft sie sich wieder zu, „du träumst zu lebhaft.“

Tiefer legte sie sich in das Kissen zurück und nun schläft sie wirklich noch einmal ein.

Eine Stunde später wird sie von Helene geweckt. Diese steht angekleidet vor ihr, mit besorgtem Gesicht.

„Was ist's?“ fragt Sofia emporfahrend.

„Tania hat das Haus verlassen, ich fand ihr Bett leer und unberührt.“

„Dann war sie es, die ich hinausgehen hörte — und — sie ist ihnen nachgegangen . . .“

„Wem?“

„Lazar . . .“

„Und Atschin?“

„Ja, er kann es gewesen sein.“

„Du hast sie gesehen?“

Sofia erzählte, während sie sich rasch ankleidete, wodurch sie vor einer Stunde plötzlich geweckt worden war, wie sie zum Fenster geeilt und was sie gesehen hatte, worauf Helene ihrerseits ihr die räthselhaften Worte mittheilte, die Atschin und Tania gestern getauscht hatten.

„Tania ist mit im Geheimniß“, sagte Sofia, dann fuhr sie zusammen, sie erinnerte sich, daß ihr diese einmal vertraulich zugeflüstert, Atschin glaube in einer neuen chemischen Verbindung einen fulminant wirkenden Sprengstoff entdeckt zu haben, und daß er die Herstellung desselben versuchen wolle. Und wie eine einzige erhellte Partie oft den ganzen Zusammenhang enthüllt, wußte sie plötzlich, daß das Geständniß, das gestern auf Lazars Lippen schwebte, damit zusammenhing. Etwas Entscheidendes wurde geplant und er hatte die Absicht gehabt, ihr Alles zu sagen.

„Komm!“ rief sie hastig und warf ein Tuch um die Schulter.

„Wohin?“

„Nach dem Zürichberg.“

*

*

*

Sofias Vermuthungen waren richtig gewesen.

Die Männer, die sie im Morgengrauen da aufwärts schreiten gesehen, waren Atschin und Dobukoff gewesen, sie trugen den Explosivstoff mit sich.

Mit ruhigen, gleichmäßigen Schritten waren sie zwischen Wiesen und Weingärten dem Zürichberg entgegen geschritten.

Es war noch ganz stille, kein Summen der Insekten, kein Vogelruf, nichts rührte sich.

Auch sie sprachen kein Wort.

Die Luft war kalt und feucht. Der Wiesenrain mit den darüber gelagerten Sommerfäden schimmerte wie Wasser, und die Kleider und die Haare der Männer und Alles, was aus dem Nebel hervortauchte, troff und glänzte vor Nässe: es war gerade, als gingen sie im Wasser herum.

Atschin schauerte unter dieser Morgenfrische einmal zusammen . . .

Und dichter fiel der Nebel ein und wurde weißer und wallender, alle Gegenstände ringsum mit seinen langsam ziehenden Schleiern umhüllend.

Gegen Osten, wo jetzt die aufsteigende Sonne mit einem röthlichen Schimmer den Aether zu erleuchten begann, trieb dieser Spuk sein Spiel am tollsten. Da ballten sich die Nebel immer phantastischer zusammen und ihre sich verdichtenden Massen schienen der Sonne den Durchbruch zu wehren. Majestätisch streben sie empor; es ist wie ein ungeheurer Leib, von weißen flatternden Gewändern umhüllt, darauf ein mächtiger Kopf, auf dem plötzlich eine goldene Krone sich thürmt.

Und höher wächst das Gebilde und höher, es ragt bis in den Himmel hinein!

Aber siehe, nach unten zeigen sich klaffende Risse — da einer, dort einer — die Basis ist schon gelockert. . . .

Die Strahlen des Lichtes aber, die zuerst die Krone so schön vergoldet, beginnen das Phantom zu verzehren — das Haupt fällt in sich zusammen — der Leib wird machtvoll gegen die Erde gedrückt. — Tiefer und tiefer sinken die Nebel — es dauert

nicht lange, so sind sie aufgelöst und düngen als befruchtender Thau die Erde.

Die jungen Männer, die diese Vision geschaut, begegneten sich in demselben Gedanken, sie lächelten Beide. . . .

Die Sonne ist hinter den bewaldeten Höhen emporgestiegen. Wie das Alles glänzt und glitzert in der farbigen Pracht eines Sommermorgens.

Sie stehen am Rande des Waldes, in dem ein tausendfältiges Leben erwacht ist.

Sie treten unter die Bäume und gehen weglos im Walde weiter.

„Sind wir noch weit von dem Ort, den Du Dir ausgesucht hast?“ fragte Lazar.

„Nein — einige Schritte noch“, entgegnete Atschin, dessen schmale Brust keuchte, der aber nur um so hastiger vorwärts strebte.

Da strauchelte sein Fuß über eine hervorstehende Baumwurzel.

Lazar faßte ihn rasch am Arm.

„Vorsichtig, Du trägst die Flasche.“

„Teufel, bald hätte ich mein Werk an mir selbst erprobt.“

„Ohne Dich des Gelingens erfreuen zu können.“

„Das wäre allerdings schade, und um so schlimmer, da mit dem Erfinder die kostbare Erfindung zugleich verloren ginge.“

„Die über das unsicherste Probiren bisher nicht hinaus gediehen ist.“

So bespöttelten sie sich gegenseitig in kaltem Cynismus.

„Da ist der Tobel“, sagte Atschin, „sie nennen ihn den Petertobel.“

Beide traten an den Rand und sahen hinab.

Die Böschung war steil und wild verwachsen, Alles war naß vom Thau.

„Ich weiß nicht, weshalb wir da hinunter sollen?“ versetzte Lazar und zuckte mit den Achseln.

„Um vor Störungen sicher zu sein, auch wird die Detonation

da unten fast unhörbar verhallen, die pflanzenbewachsenen Wände verschlingen den Ton.“

„Gut, dann gehen wir hinab . . . aber gib mir die Flasche.“

Atschin blickte zornig auf: „Hältst Du Dich für gefeit? Nein, mein Lieber, ich kenne keine Angst, wer eine Welt in Trümmer legen will, darf seine eigenen Beine nicht schonen und die Manipulation hier ist meine Sache.“

Er sagte es fest und rauh, und Fuß um Fuß setzend, begann er die Böschung langsam hinab zu steigen. Lazar folgte ihm.

Unten angekommen, wählten sie ihren Platz.

„Ganz vortrefflich“, rief Atschin, „höchst geeignet für unsere Versuchsstation.“

Dann begann er seine Hände zu reiben, die kalt geworden waren.

„Steife Finger, das ist dumm, das kann ich nicht brauchen.“

Mit Umsicht und Kaltblütigkeit begannen sie ihre Vorbereitungen. Was das für nette glänzende Dingerchen waren, die Lazar aus seiner Tasche hervornahm.

Kleine, zierliche Messingkapseln, die Atschin schon vor längerer Zeit für ein Balkongitter bestellt hatte. Der Fabrikant hatte sie ihm anstandslos und genau nach der Zeichnung geliefert.

Sie scherzten darüber mit guter Laune, während Lazar zwei derselben für die Füllung zurecht legte.

Atschin hielt diese selbst, eine gelatinartige Flüssigkeit, in einer Flasche verwahrt, gegen das Licht.

Ihre Augen waren ebenso ruhig und sicher, wie ihre Hände, ihr Beruf hatte sie gestählt; von ihrer Festigkeit und Besonnenheit hatte so oft das Leben Anderer abgehangen, nun hatten sie einmal ihr eigenes in der Hand.

Aber keiner von ihnen dachte an die Gefahr.

Ein Kriegsmanöver dünkte es ihnen. Sie prüften die Kampfmittel auf ihre Tüchtigkeit, ehe sie sie gegen einen unbarmherzigen Feind ins Treffen führten. Die Sonne in raschem Aufstieg hatte jetzt eben den Tobel erreicht. Sie stahl sich durch das junge Laub in diese grüne Wildniß hinein, und funkelte über

die nassen Blätter hin und glitzerte silbern in dem klaren Wässerchen auf, das rasch und lustig über die Kiesel dahin schoß.

Die Vögel, die bis dahin, um sich vor Kälte und Thau zu schützen, unter den Blättern saßen, die Federn aufgebläht, den Kopf dazwischen gesteckt, schüttelten das Gefieder, hoben die Schwingen und flatterten auf. Und frisch und heiter, wie der Tag selbst, begrüßten sie ihn mit jubelnden Gesängen. Ein Heher läuft da behende den Stamm einer jungen Eiche hinauf. Er hüpfte von Zweig zu Zweig und schaut mit seinen klugen listigen Augen neugierig auf diese Menschen hernieder, die ihm den Rücken zuwenden und die Köpfe gesenkt halten.

„Was machen die da?“ fragte sich der Heher.

Er weiß ganz gut, Unmenschen gegenüber, die Flinten tragen, heißt es vorsichtig sein und aufpassen. Er ist unter den Vögeln des Waldes als der Warner bekannt und geschätzt; auch er hat seinen Ehrgeiz so gut wie andere und will sein Renommée sich erhalten. Er bemerkt, daß sie etwas Glänzendes in ihren Händen halten, metallisch blüht es auf in der Sonne.

„Das ist ein Flintenlauf“, denkt er, für einen Heher kann es nichts anderes sein, und jäh und kreischend ruft er den Warnungsruf aus.

„Nätsch-Näh-Näh!“ ertönt es im Rücken Atschins mit der Deutlichkeit einer Menschenstimme. Und ein Knall antwortet, einem Pistolenschuß gleich.

Die zuckende Hand Atschins hatte einen Tropfen des Sprengstoffes verschüttet, unglücklicherweise war er auf einen Stein gefallen und explodirte.

Die Explosion läßt die Beiden zurückspringen, dabei entfällt den vor Kälte steifen Händen Atschins die Flasche.

In demselben Augenblick erschüttert eine furchtbare Detonation die Luft. Die Erde ist aufgewühlt, Gebüsche wanken, Steine fliegen umher. . . . Und da ist ein Flattern und Kreischen und Schreien der Vögel, die aus dem Bereiche so furchtbarer Gewalten sich retten wollen.

Aber Diejenigen, die davon grausam getroffen waren, sind

lautlos zu Boden gesunken, Beide schwer verwundet. Lazar ist nach rückwärts gegen den Bach gesunken, die rechte Hand ruht im Wasser und die dahinfluthenden Wellchen berühren sie schmeichelnd.

Er kommt zu sich und öffnet die Augen . . . er kann denken und athmen . . . aber sein Bein ist verstümmelt.

Auf den Armen versucht er sich zu erheben und nach dem Freunde zu blicken.

Starr vor Entsetzen bleiben seine Augen auf ihn geheftet. Beide Beine sind ihm buchstäblich zerseht, fast vom Leibe gerissen . . . ein grauenhafter Anblick. Er sucht sich ihm näher zu bringen, aber ein weiterer Blick belehrt ihn, daß er hier nichts vermöge.

„Atschin — mein Bruder“, stammelt er, vergehend in Mitleid und Schmerz.

Atschin hebt mühsam die Lider und sieht ihn an.

„Nuth, Bruder!“ ruft Lazar ihm zu, „ich kann mich bewegen — ich schaffe Dir Hilfe — sie sollen Dich nicht finden!“

Ein Blick des Einverständnisses bricht wie ein Blitz aus diesen sich verdunkelnden Augen, und wie ein sterbender Feldherr seine Kräfte zusammenrafft zu einem letzten Kommandowort, sagt er: „Vertilgt alle Spuren —.“ Er schließt die Augen und wird bewußtlos.

Lazar zögert nur einen Augenblick. Wie Atschin erkennt auch er die ganze Größe der Gefahr, die für alle Freunde und Eniggritte heraufbeschworen würde, sobald dieser verunglückte Versuch bekannt würde.

Atschin mußte fortgebracht, die Freunde benachrichtigt und alle Spuren verwischt werden, ehe die Polizei Wind bekam.

Er will alle seine Kräfte daran setzen und sollte er bei dem Versuch zu Grunde gehen.

Mit den Händen sich anhaltend, mit den Armen sich stützend, klimmt er den Graben aufwärts. Er schleppt sich durch den Wald in seiner schweren Verwundung, mühsam, unter tausend Schmerzen.

Er ist von innerlicher Ungeduld verzehrt, und von Minute

zu Minute steigert sich die heiße Angst, seine Kräfte könnten versagen.

Von Zeit zu Zeit hält er inne, er muß ruhen, er kann nicht mehr — flehend faltet er die Hände, nach Hilfe begehrend, und fürchtet doch nichts so sehr, als einem Menschen zu begegnen, der sich seiner erbarmte.

Und er rutscht weiter; nur mit den Händen hilft er sich vorwärts. Er verläßt den Wald und hat endlich die Straße erreicht, eine breite Blutspur zurücklassend.

„Sie wird mich verrathen und ihn!“ seufzt er.

Er fühlt, wie er matter und matter wird und bleibt endlich liegen: „Auch mit mir ist's zu Ende. . . .“

Im Petertobel aber schreien die Vögel noch immer aufgereggt durcheinander.

Was sich da ereignete, war etwas so Ungewöhnliches, sie können sich's gar nicht erklären.

Von den Zweigen einiger jungen Buchen schauen sie mit ihren flugen, scharfen Augen herab, nach dem Mann, der da liegt.

Da hüpfst eine fette Grasmücke auf den Boden, und mit dem Schweife wedelnd folgt ihr die Bachstelze. Sie hüpfen näher und näher und piepsen: „Der rührt sich nicht — der ist todt!“ während der Unglücksheher aus sicherer Höhe noch immer sein „Kräh-Kräh!“ herniederzettert.

Plötzlich fliegen sie alle mit lautem Gefreische auf und in den Wald hinein.

Eine Frau keucht heran, ein kleines, blaßes, armseliges Ding, athemlos kommt sie daher.

Es ist Tania. Sie war in der Irre gegangen und erst die Detonation, die sie vernommen, hatte ihr den Schauplatz verrathen . . .

Altchins Haupt ruht jetzt in ihrem Schooße, von ihren kleinen zitternden Händen gehalten. Ihre Brust ist wie zermalmt von dem großen Weh und alle ihre Nerven zucken. Als er aber jetzt langsam die Augen öffnet, zwingt sie den wilden Schmerz zurück und sie neigt sich über ihn mit dem innigsten Ausdruck der Liebe und des Erbarmens.

Er dankt ihr mit dem Blick — er kann nicht sprechen — und wieder schließt er die Augen.

Spähend beugt sie sich über ihn und stumm.

„Ist es wirklich aus mit Dir, Du Kämpfer und Dulder? Welch sanften Ausdruck dies sonst so harte Gesicht hat. Ich kannte Dich, Alschin — Dein Herz war weich und gut — zu heiß hast Du die Menschen geliebt — Du konntest ihren Jammer nicht mit ansehen — Du wolltest ihn nicht dulden — er brachte Dich zur Verzweiflung — Dein Mitleid hat Dich in diesen wilden, verwegenen Kampf getrieben, in dem wir Alle stehen — in dem Opfer auf Opfer fallen.“

Thränen stürzten aus ihren Augen — heiße, blutige Thränen. Und sie neigte sich tiefer und küßte die bleiche, edle Stirn des Mannes, die keine Falte mehr fürchte.

Da reißt er die Augen plötzlich auf — ein Gedanke fährt blitzartig durch dieses Gehirn, bewegt es noch einmal in Schmerz und Sorge. . . . Der Wille, Anderen zu helfen, Unschuldige zu retten, setzt noch einmal seine Nerven zu einer letzten Kraftanstrengung in Spannung.

Er öffnet den Mund, aber kein Ton will aus der Kehle . . . da hebt er die Hand . . . preßt sie an die Brust . . . „da“, röchelt er, „da“, und verscheidet.

„Ausgelitten!“ — Sie bleibt unbeweglich, den todtten Mann im Schooße . . . Ihre Hände halten ihn noch, so weich und lind . . . sie hat keinen Gedanken im Sinn — nur Weh im Herzen . . . sanft drückt sie ihm die Augen zu, dann erhebt sie die ihrigen und sieht, daß seine Hand noch immer auf der Stelle ruht, die er bezeichnet hat: „Da — da!“

Es ist sein Vermächtniß.

Sie schiebt die erkaltende Hand bei Seite, berührt die Stelle und zieht eine Brieftasche hervor.

Sie öffnet sie. Da sind Aufzeichnungen von seiner Hand, Briefe, Adressen.

Das darf nicht gefunden werden. Sie hat die Freiheit, das Leben vieler Genossen in ihren Händen.

Sie will es wahren.

Gilg schiebt sie die Blätter wieder in die Briestafche zurück. Aber da steht am Rande ein Wort, das sich ihren Augen gleichsam von selbst aufdrängt, es ist der Name ihres Mannes.

Sie reißt das Blatt an sich und liest, in eine Zeile zusammengedrängt, das Schreckliche: Eugen Wassiljewitsch ist wahnsinnig geworden.

Und sie starrt darauf und lächelt. Es ist ein Krampf, der ihr Gesicht grauig verzerrt.

Hat sie's nicht längst geahnt, unsagbar deshalb gelitten — nun endlich hat sie Gewißheit!

Sie entlockt ihr keine Thräne mehr — die Schwäche ist vorüber — Haß ist ihre einzige Empfindung.

Innerlich hatte sie gebangt und vor dem Schrecklichen gezittert, als Andere es vollbringen wollten — nun will sie selbst es thun.

Nur das Eine fürchtet sie jetzt, daß ihr ein Anderer zuvor kommen könne.

Schon hat sie die Briestafche unter dem Kleide geborgen.

Sie legt den Kopf des Todten auf den Boden und erhebt sich. Sie klimmt die Wand aufwärts.

Am Rande des Tobels angelangt, sieht sie sich noch einmal nach dem Freunde um, der ihr immer ein Bruder gewesen war.

Mit festen Augen blickte sie nach ihm hin, als wolle sie sich die greuliche Verstümmelung, der er erlegen war, unauslöschlich ins Gedächtniß prägen.

„Beide Beine abgerissen . . . es war gute Arbeit.“

Sie nickt dem Todten zu und wendet sich und geht weiter.

Bald bemerkt sie die Blutspur, die Lazar zurückgelassen hat.

Sie folgt ihr, gelangt auf die Straße und findet Lazar. Etwas seitwärts vom Weg ist er hingesunken, in tiefer Ohnmacht. Sie beugt sich nieder, sie erkennt, daß hier Rettung noch möglich sei, aber sie müßte rasch zur Stelle sein.

Was soll sie thun?

Soll sie ihm Hilfe angeheißen oder den Mann hier verderben

lassen, um die Freunde zu warnen und die Papiere, die Andere gefährden können, wenn man sie bei ihr fände, vorerst in Sicherheit bringen?

Aber wenn sie Lazar an diesem Punkte zurückläßt, wird nicht der erste Vorüberkommende ihn entdecken und, der Blutspur folgend, den Anderen finden? Wird dann nicht Alles ebensogut verrathen sein und früher vielleicht, ehe es ihr gelungen war, die Freunde zu alarmiren, und mit ihrer Hilfe den Todten heimlich hinwegzubringen?

Lazar mußte fortgeschafft, mindestens den Augen der Vorüberkommenden entzogen werden, es war das wichtigste.

Sie versucht, den Verwundeten zu heben, mühsam schleppt sie ihn weiter in den Weinberg hinein. Aber ihre Kräfte versagen, sie kann nicht mehr.

Als sie jetzt Schritte hört, die den Berg heraufkommen, thut sie einige Sätze von Lazar hinweg. Sie duckt sich und zwischen den dicht belaubten Aesten hindurch blickt sie aufmerksam gegen die Straße.

Jetzt springt sie auf und den Herankommenden entgegen; sie hat sie erkannt: Es sind die Freundinnen Sofia, Helene.

Bald darauf sind alle Drei um den Verwundeten beschäftigt, um ihn, so gut es geht, einen Nothverband anzulegen. Dann tragen sie ihn vorsichtig, sich gegenseitig ablösend, den Berg hinab. Sie nehmen den Weg, der durch den Weinberg hindurchführt, gegen Bogelsang zu.

Dort befand sich die Villa eines Russen. Sie war unbewohnt, denn ihr Besitzer lebte in Paris. Fürst Krapotkin pflegte sie, wenn er nach Zürich kam, als Absteigequartier zu benutzen, und Lazar, der ihm eng liirt war, besaß, wie Sofia wußte, den Schlüssel dazu. —

Als Lazar wieder völlig zu sich kam, befand er sich in einem eleganten Raum dieser Villa, gut gelagert in einem breiten Bette.

Sonja an seiner Seite.

IX.

Die Sonne war schon hoch herauf gestiegen, als Tania und Helene die Universitätsstraße eiligst herabschritten.

Sie hatten in den Wohnungen Atschins und Lazars Umschau zu halten, um alles Gefährliche zu entfernen und zu bergen.

Nicht minder wichtig war es, einige vertrauenswürdige Emigrirte rasch von dem Geschehniß in Kenntniß zu setzen.

Wenn es nicht gelang, den Leichnam vorher zu entfernen, wenn er im Petertobel in seiner gräßlichen Verstümmelung entdeckt wurde, dann mochten sich die Russen in Acht nehmen, denn dann war den schlimmsten Vermuthungen Thür und Thor geöffnet, die ihre Wahrscheinlichkeit und Begründung durch die russischen Verhältnisse selbst erhielten.

Tania hielt die Hand auf die Brust gepreßt, wo Atschins Papiere noch immer ruhten, während sie keuchend dahinlief. Ihre Augen blickten so abwesend, als suchten sie in Gedanken ein weitabliegendes Ziel, und ihre Füße bewegten sich nur mechanisch vorwärts. —

Plötzlich strauchelte sie; Helene fing sie in ihren Armen auf.

„Du bist furchtbar erschöpft“, flüsterte diese, „gönne Dir nur einen Augenblick Ruhe.“

„Ruhe?“ Ein dunkler, fanatischer Blick traf sie aus Tania's Augen und ließ sie verstummen.

Schon hatte sich Tania wieder emporgerafft und sie rannte weiter.

Da wurden sie von einer rauhen, tiefen Stimme angerufen, die sie augenblicklich Halt machen ließ.

Sie sahen sich um.

Es war Nina Ivanowna, die hinter ihnen her kam.

„Der Anker!“ rief Helene, und forschend sah sie in Tania's Augen.

Diese nickte; ein Lächeln flog über ihr bleiches verstörtes Gesicht.

„Sie kommt wie gerufen — sie kennt alle Adressen — sie

ist flink und geschickt — sage ihr Alles — thut was Ihr könnt — ich —“ sie drückte die Hand gegen die Brust — „ich muß fort — ich habe noch weitere Arbeit — unaufschiebbare —“

Sie that eine Wendung, als wolle sie fortstürzen — im nächsten Augenblick warf sie ihre dünnen Arme um den Hals ihrer Freundin und drückte sie an sich.

„Leb' wohl, Du Gute — leb' wohl!“ Dann zu der herankommenden Nina sich wendend: „Laufbursche, Du bekommst Arbeit, — zeig' was Du kannst.“

Sie winkte den Beiden zu und als hätte sie ihre Kräfte wiedergefunden, ging sie eilends davon, ihrer Behausung entgegen. Einige Stunden später befand sie sich auf dem Wege nach Rußland.

Helene hatte Ninas Arm in den ihren gezogen und flüsterte ihr hastige Worte zu.

Das eben noch so rothe und neugierig lächelnde Gesicht Ninas erblaßte, ihre Züge zeigten einen Ausdruck schmerzlicher Erregung. An der Ecke trennten sich die Beiden.

Nina begann einen Dauerlauf.

Helene hatte nach einigen Schritten das Haus Lazars erreicht; sie ging die Treppe hinauf, steckte den Schlüssel in die Thür, die ihr bezeichnet worden war und trat ein.

* * *

Es war gelungen, die Russen von den Vorgängen in Kenntniß zu setzen und sie konnten ihre Maßnahmen treffen. Aber leider war es unmöglich gewesen, rechtzeitig den Körper ihres verunglückten Landsmannes zu bergen.

Was die Freunde gefürchtet hatten, war eingetroffen: die Blutspur hatte zur Entdeckung geführt.

Die Polizei war avisirt worden und an dem Thatorte angelangt, fand sie Atschins schrecklich verstümmelten Leichnam.

Dem Gerüchte von einem Duell, das, man wußte nicht woher, zuerst in der Stadt verbreitet worden war, folgte ein zweites,

das mit einiger Vorsicht kolportirt wurde: man flüsterte, es habe im Petertobel eine Probe mit Sprengstoffen stattgefunden, die für die Betheiligten — man vermuthete ihrer mehrere — unglücklich abgelaufen sei.

Den Todten kannte Niemand und es wurden weder Briefe noch Dokumente bei ihm gefunden, die über seine Person und seine Absichten irgend welchen Aufschluß gegeben hätten.

Er ward in die Leichenkammer des Spitals für Fremde gebracht und beigesetzt.

Dort war er von einem Studiengenossen, der sich zufällig eingefunden hatte, erkannt worden.

Von ihm erfuhr man, daß der Getödtete ein Russe sei, der hier unter einem falschen Namen gelebt und im chemischen Laboratorium gearbeitet hatte.

Damit schien auch schon ein Verbrechen bewiesen.

Man glaubte einer Verschwörung auf die Spur gekommen zu sein, die gegen das Leben des Zaren gerichtet war und suchte die Fäden in die Hände zu bekommen und sich der Theilnehmer zu versichern.

Noch am selben Tage begannen die Hausdurchsuchungen bei den Russen, die mit ungewöhnlicher Strenge geführt wurden. Sie ergaben nicht das erwartete Resultat.

Es wurde nichts vorgefunden, das den Plan einer Verschwörung enthüllt hätte, nichts, das auch nur einer Verdächtigung Raum gegeben.

Nichtsdestoweniger wurden einige Ausweisungen verfügt.

Aber die Polizei gab sich damit nicht zufrieden.

Die Blutspur, die vom Thortorte hinweg leitete, verrieth in untrüglicher Weise die Mitschuld mindestens eines Genossen, der gleichfalls verwundet worden, aber noch im Stande war, sich zu flüchten.

Es galt nun, die Aufmerksamkeit zu verdoppeln und vor Allem, die Russen genau zu überwachen, um des Uebelthäters, der sich zweifellos unter ihrem Schutze verborgen hielt, habhaft zu werden.

Die russische Geheimpolizei war am Plage und nahm an den Nachforschungen den eifrigsten Antheil.

Indeß war die Beerdigung Atschins ganz im Geheimen und zu ungewöhnlicher Stunde verfügt worden. Vom Spitale aus wurde der Leichnam nach dem eine Stunde entfernten kleinen Spitalfriedhof für Fremde gebracht, der erst kürzlich errichtet worden war.

Es war ein öder Acker, hoch und einsam gelegen. Die frisch gesetzten Zypressen und Lebensbäume hatten noch keine festen Wurzeln geschlagen, saftlos, in ihren Kronen gebeugt, standen sie da, den Boden ringsum mit ihren abgefallenen röthlichen Nadeln färbend. Das dürrtige Gras, das in einzelnen langen Halmen emporgesprossen, war von der Sonne verbrannt, die jetzt noch, in ihrem tiefen Stande, von rothen Wolken umsäumt, heiß vom Himmel strahlte. Sie beleuchtete mit einem goldenen Schimmer die weißen niederen Holzkreuze, die in Reihen gestellt, die letzte Ruhestätte Derjenigen bezeichneten, die arm und verlassen hier in der Fremde gestorben waren.

Ohne Gefolge, sang- und klanglos wurden sie hier begraben, und keine Blumen schmückten die kleinen Hügel.

Auch Atschin wurde in gleich stiller Weise in die Grube gesenkt.

Der Todtengräber schaufelte nicht ohne Mühe die harte, vertrocknete Erde auf, um die Grube zu füllen und sie darüber zu häufen.

Es herrschte eine feierliche Stille ringsumher. Nur die Cicaden sangen ein Lied und roth und breit, einer Purpurdecke gleich, ruhten die warmen Strahlen der untergehenden Sonne auf dem neu errichteten Hügel.

Dann sank die Sonne langsam hinter die Berge hinab, und Alles wurde farblos und grau.

Der Todtengräber hatte sein Tagewerk vollbracht, stellte den Spaten bei Seite und ging nach Hause.

Als er am nächsten Morgen den Friedhof betrat, fand er das frische Grab mit weißen Rosen und Nelken völlig überdeckt.

Ein leiser Morgenwind trug den süßen Blumenduft ihm entgegen, und weiter und weiter über das öde Feld.

Der Mann stand überrascht und fürchte die Brauen, dann kam ein nachdenklicher Zug in sein Gesicht, und leise schüttelte er das borstige Haupt.

*

*

*

Der elegant möblirte Salon der russischen Villa Vogelsang sah düster und dunkel aus im Scheine der einzigen Lampe, die auf einem Guéridon brannte und mit einem blauen Seidenschirme verdeckt war. Eine Chaiselongue, mit blauem Sammt montirt, war herangezogen, und Lazar, von Kissen unterstützt, lag ausgestreckt auf derselben.

Seine Beine — das rechte hatte eine schwere Verwundung davongetragen — steckten in einer Art Rüstung aus Draht, wodurch sie vollständig fixirt waren. Eine leichte Decke verhüllte sie; sein Oberkörper war mit einem weißen seidenen Hemde bekleidet, dem Vorrathe des Fürsten entnommen.

Ostrowski saß in einem Lehnstuhl neben ihm, während Sofia Alexandrowna, an einem Tische stehend, damit beschäftigt war, einen festgestopften Reisesack mit Riemen zusammen zu schnüren.

Die kleine Barockuhr, die auf dem Kamine stand, zeigte auf Mitternacht. Mit hohem Ton, in hastiger Eile rasselte sie eben ihre zwölf Schläge herunter.

Ostrowski sprang in die Höhe.

„Zwölf Uhr — sie sollten schon da sein — ich begreife nicht — es war doch Alles festgesetzt, oder nicht?“

Sofia nickte zustimmend, während sie die Schnallen befestigte, wobei ihre Hände ein wenig zitterten.

Dann stellte sie den Sack bei Seite, mit einem Seufzer der Ungeduld und nervöser Erregtheit:

„Es ist Alles bereit . . . wir können nichts thun, als warten.“

„Warten — warten!“ wiederholte Ostrowski, „wie lange denn? Bis Ihr entdeckt seid — bis das Nest aufgehoben wird? — Es wundert mich ohnedies, daß es noch nicht geschehen ist.“

Er näherte sich einem Fenster, dessen nach innen gehende Flügel offen standen, während es nach außen mit einer Lade verschlossen war, und prüfte den Verschuß.

„Seid Ihr sicher, daß durch diese Ritze kein Lichtschein dringt, der Euch verrathen könnte?“

„Das Licht ist sehr schwach.“

„Aber die Nacht ist dunkel und die Späher haben ihre Aufmerksamkeit verdoppelt. Die russischen Agenten sind halb rasend, daß sie den Komplizen noch immer nicht entdeckt haben.“

Lazar machte eine Bewegung, die Sofia unverzüglich an seine Seite brachte.

„Sie lassen indeß Andere für mich büßen“, sagte er in einem dumpfen, bekümmerten Ton und drückte die schlanken Finger fest gegen die Lippen.

„Sie thun was sie können“, versetzte Ostrowski in seiner raschen Weise.

„Schon sind Einige ausgewiesen, Georg Andrejewitsch ist darunter und der arme Pisanoff und —“

Sofia, zu Häupten Lazars stehend, streckte Ostrowski in flehentlichster Geberde beide Hände entgegen, ihn mit den Augen beschwörend, er möge nicht weiter sprechen.

Dieser begriff sie.

„Nun, nun“, bemerkte er einsenkend, „Georg hat sich nach London gewendet — und die Pisanoffs wollen nach Paris, das ist wohl nicht das Schlimmste.“

Er steckte die Hände in die Taschen und begann im Zimmer auf und nieder zu gehen.

Lazars breite Brust hob sich unter einem schweren Seufzer.

„Geliebter!“ flüsterte Sofia. Sie beugte sich über ihn in zärtlicher Sorge und, als kenne sie die beruhigende Wirkung, legte sie ihm beide Hände auf das lockige Haupt.

Lazar gehörte jetzt ihr, sie hatte ihn durch ihre Kunst vom Tode errettet. Es war wie ein Wunder. Aber sie war auch in diesen Tagen nicht von seiner Seite gewichen, sie hatte ihn gepflegt und gewartet, unermüdet, Tag und Nacht, und hatte

nun die Freude, zu sehen, daß der Heilungsprozeß, durch Lazars kräftige Natur unterstützt, die günstigste Wendung nahm.

Ach, er war in diesen Tagen so schwach und hilflos wie ein Kind in ihren Armen gewesen, und sie bekümmert, wie eine Mutter, und so glücklich, wie nie, niemals vorher in ihrem Leben.

Sie strich ihm sanft die Haare zurück, um besser in sein Gesicht zu sehen. Der bläuliche Schimmer der Lampe, schwach wie Mondlicht, lag darauf und verlieh ihm eine fahle Blässe, die sie beängstigte. Als er aber jetzt den Kopf zurückbeugte und seine Augen zu ihr emporzuschlug, traf sie ein so warmer, inniger Blick, daß sie sich niederbeugte, um diese lieben Augen zu küssen.

Er schloß sie unter der sanften Berührung und lag ganz ruhig da, mit einem Lächeln, das seinem härtigen Munde so schön stand. Wie sie sich aber emporrichtete, um sich zurückzuziehen, langte er plötzlich mit weit ausgreifenden Armen nach rückwärts, umschlang ihren Hals und zwang sie — er schien wirklich der Stärkere zu sein — ihren Kopf ihm zuzuneigen, tiefer und tiefer, seinen verlangenden Lippen entgegen.

„Meine Seele“, flüsterte er.

Sie mochte beruhigt sein, sein Kuß sprach deutlicher als alles Andere von Kraft und neuerwachendem Leben.

Ostrowski kehrte von seiner Promenade zurück und setzte sich auf seinen vorigen Platz.

„Ich sehe, hier steht Alles zum Besten“, sagte er, mit seinen kleinen Augen zwinkernd . . . „und er wird wieder ganz gesund werden?“ fragte er, zu Sofia gewendet.

„Ich hoffe es.“

„Und wird seine Beine wieder gebrauchen können?“

„Wie ehemals, vorausgesetzt, daß er sich ruhig hält.“

„Dafür hast Du gesorgt, Liebste“, bemerkte Lazar mit einem schwachen Lächeln, „ich kann mich ja gar nicht rühren.“

„Das ist gut, wenn nur — ach, wenn nur die Reise schon überstanden wäre!“

Sie sah nach der Uhr, und wieder kam die Qual der Warten den über sie.

Sie mußte sehr wohl, daß ein längeres Verweilen in der Villa unmöglich war. Auch Konrad und Helene hatten zu eiliger Flucht gerathen und ihre Hilfe angeboten.

Sie sollte in dieser Nacht bewerkstelligt werden, da Lazar nur unter dem Schutze der Dunkelheit sein Versteck verlassen konnte, und nun verrannen die Stunden, und die Freunde und ihre Hilfe blieben aus.

„Wie lange wollt Ihr in dem Bergdorfe bleiben, das Ihr Euch als Schlupfwinkel ausersehen?“ fragte Ostrowski.

„So lange, bis Lazar seine Kräfte wieder zurückerlangt hat.“

„Und was geschieht dann?“

Ein Schimmer flog über das blasse Gesicht des Kranken und seine großen Augen weiteten sich noch mehr.

„Es ist beschlossen, daß wir nach Rußland zurückkehren, es ist Sonjas Wunsch und der meine.“

„Wir gehen nach Petersburg“, bestätigte Sofia, indem sie die Hand ihres Gatten innig drückte.

Ostrowski nickte: „Gut, dann werden wir uns dort wiederfinden — ob auch zu weiterem Zusammengehen?“ Er sah mit einem gespannten fragenden Ausdruck von Einem zum Anderen. „Ich wenigstens denke nicht mehr daran, die Propaganda vom Auslande aus zu betreiben — in Rußland bereiten sich große Wandlungen vor . . . wir müssen die Bewegung in ihren Zentren in der Hand haben, wenn wir sie folgerichtig leiten wollen . . . Wärest Du anderer Meinung?“

Lazars weiße Hand strich langsam über die Stirn, als wolle er die letzten Wolken verscheuchen: „Ich denke wie Du, Paul Fedorowitsch . . . Ich war krank — heute sehe ich wieder klar. Ja, auch in den großen Städten Rußlands beginnt sich jene neue, große revolutionäre Macht zu entwickeln, die bestimmt ist, die Welt umzugestalten. Wir werden sie zu organisiren suchen nach dem Beispiel des Westens. . . . Das ist der Weg der Befreiung.“

„Wir wandeln ihn gemeinsam!“ rief Ostrowski froh und streckte dem Freund und Sofia die Hände entgegen.

In diesem Augenblick ertönte vom Hausthore her die elektrische Klingel in zwei rasch auf einander folgenden Signalen.

Alle Drei fuhren zusammen.

„Das sind sie!“ sagte Sofia, sie erhob sich, ihre schlanke Gestalt schien zu beben, als aber Ostrowski seine Dienste anbot, winkte sie ihm ab.

„Nicht doch, ich und Helene haben ein verabredetes Zeichen, nur auf dieses werde ich öffnen.“

Sie ging aus dem Zimmer, festen Schrittes; lautlos bewegte sie sich durch den dunkeln Korridor.

Die Zurückbleibenden lauschten hinaus, in athemloser Erwartung. Lange vernahmen sie nichts, nicht einen Ton, dann näherten sich Schritte . . . die zugelehnte Thür öffnete sich und Sofia trat mit Helene herein, sie an der Hand führend. Konrad folgte.

„Es ist Alles in Ordnung, der Wagen wartet!“ rief Sofia, und eilte auf Lazar zu, den die herankommenden Freunde begrüßten.

Der Aufbruch wurde nun rasch und ohne Zögern ins Werk gesetzt.

Lazar schlüpfte ohne Schwierigkeiten in einen Rock, der lang herabreichte, und wurde dann von Sofia und Helene auf die bereitstehende Tragbahre gelegt. Einmal fanden sich die Hände der Freundinnen zusammen zu einem langen innigen Druck.

„Nur keine Abschiede!“ rief Ostrowski, der dies bemerkte, „ich bitte Euch.“

Aber die Beiden wußten sehr wohl, daß kein Augenblick zu verlieren war.

„Lazar ist bereit, Träger herbei!“ rief Sofia.

Konrad und Ostrowski traten an.

Sofia setzte den Hut auf und nahm den Reisefack, Helene das übrige Handgepäck.

„Wir brauchen kein Licht, die Nacht ist sternenhell“, sagte Konrad.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Frauen gingen vor-

aus, öffneten die Thür und durchschritten den Garten, die Männer folgten langsam mit ihrer Last.

Lautlos, wie Schatten glitten sie dahin, nicht allzuweit bestellte ein Hund, zornig und laut. Er mochte die Witterung haben, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe.

Jetzt hatten sie das Thürchen erreicht. Und wieder traten die Frauen zuerst hinaus und sahen sich um.

Das enge Gäßchen, von beiden Seiten von Gartenmauern begrenzt, über welche die weithinausragenden Zweige der Bäume ihre Schatten warfen, erschien so dunkel, daß der Wagen selbst, der an der gegenüber befindlichen Mauer Posto gefaßt hatte, darin verschwand.

„Wo?“ flüsterte Sofia.

„Dort.“ Helene wies darauf hin.

Jetzt trat ein Mann aus dem Dunkel hervor und ging auf sie zu. Es war der Kutscher. Ein braver Schweizer Genosse, der seinen Weg kannte, und sie bis an den Ort ihrer Bestimmung bringen wollte.

„Schnell“, sagte er, „sonst wird uns das Mistvieh noch verrathen.“

Schon waren die Männer zur Stelle.

Sofia sprang zuerst in den Wagen, einen offenen Landauer, und untersuchte den Sitz, der für den Verwundeten hergerichtet war und die horizontale Lage der Beine ermöglichte.

Zazar ward sorglichst installiert. Der Kutscher schwang sich auf den Bock und ließ einen eigenthümlich schnalzenden Laut vernehmen, worauf sich die Pferde in Bewegung setzten.

Mit den Händen winkten die Freunde sich zu . . . einen letzten stummen Gruß.

Ostrowski ging aufwärts. Konrad und Helene schlüpfen durch das Thürchen in den Garten zurück.

Sie hatten in der Villa Alles in Ordnung zu bringen und abzuschließen.

An die Gartenmauer gelehnt, horchten sie noch mit klopfendem Herzen auf das Rollen der Räder und den gleichmäßigen Huf-

schlag der Pferde. In der Stille der Nacht konnten sie das Geräusch lange verfolgen, bis es, immer schwächer werdend, ihren Sinnen entschwand.

„Das Schlimmste ist überstanden“, sagte Konrad mit einem befreienden Seufzer, „ich hoffe, sie werden unbehelligt entkommen“.

„Ich bin so glücklich“, flüsterte Helene und brach in Thränen aus.

„Weine nicht“, bat er zärtlich.

„Ich weine nicht — ich bin so glücklich.“

Sie schmiegte sich an ihn, der seinen Arm um ihren Leib gelegt, und Schulter an Schulter gingen sie über den Kiezweg, an Sträuchern und Blumen vorbei.

Die Nacht war ruhig und milde, wie eine Sommernacht, die Sterne funkelten am Himmel, und eben guckte die Sichel des abnehmenden Mondes neugierig über den Zürichberg und goß über das blanke weiße Haus einen sanften Schimmer, der hier und da mit den neckenden Schatten abwechselte, den die nahe-
stehenden Bäume darauf warfen.

Langsam gingen sie der Villa entgegen.

Zwischen ihnen war Alles geklärt und ihre Herzen mochten nun fest und sicher ineinander ausruhen.

Sie wollten trachten, ihre Verbindung zu einer gesetzlich giltigen zu machen, sollte aber, was dem Gelde so leicht erreichbar ist, für sie, die Unbegüterten, unmöglich sein, so würde dies doch nichts zu ändern vermögen.

Sie gehörten einander an, als zwei gleichstehende, bewußte Wesen, die sich in freier Wahl zusammen gefunden hatten. Sie sprachen kein Wort. Jetzt standen sie an der Thür. . . . Helene wandte den Blick zu ihm empor, weil sie fühlte, daß seine Augen die ihrigen suchten, schüchtern zwar, aber voll tiefer, unendlicher Zärtlichkeit.

Plötzlich lag sie an seinem Halse.

„Wir können ja nichts dafür, Konrad, daß wir uns so lieb haben und so lange auf einander warten mußten.“

Ihre wunderschönen Augen lachten und leuchteten ihm ent-

gegen, mit dem Ausdruck jenes großen, unbegrenzten, seligen Vertrauens, den das Weib nur dem keuschen Manne als Mitgift bringt.

Sie waren ins Haus getreten . . . der höhersteigende Mond ruhte in hellerem Glanze auf seinen Mauern und lustiger tanzten die Schatten unter dem leisen Winde, der sich erhoben hatte.

Am nächsten Tage verließen Konrad und Helene die Schweiz. Sie begaben sich nach Deutschland.

Dort herrschte noch das Sozialistengesetz in voller Jugendfrische, mit all den liebenswürdigen Ausschreitungen der Flegeljahre.

Aber Konrad wollte dem Wechselbalg kein allzulanges Leben zugestehen.

Die schlimme Zeit müsse eben mit Kraft und Besonnenheit getragen und eine neue vorbereitet werden. Das junge Paar war voll Glauben und Zuversicht und voll Begeisterung für die gute Sache.

Und möge kommen was wolle, riefen sie fröhlichen Muthes mit Hatten aus: „Die Geister sind einmal geweckt, und es ist eine Lust zu leben!“

0-





